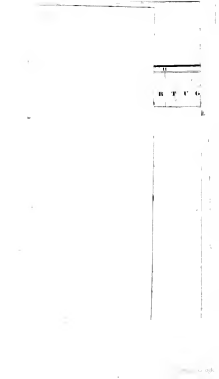

Reisen in Süd-afrika in den Jahren 1849 bis 1857
László Magyar, János Hunfalvy


Digitized by Google


e 556.


R T U G

Reisen
in
SÜD-AFRIKA
in den Jahren
1849 bis 1857

von

Ladislaus Magyar.

Aus dem Ungarischen
von
Johann Hunfalvy
K. Mitglied der ung. Akademie.

Erster Band.
Mit einer Landkarte und acht Lithographien.

Pest und Leipzig 1859
Verlag von Lauffer & Stolp

Berlin bei Adolph Enslin. **Paris** bei A. Frank. **St. Petersburg** bei Eggers & Comp.



e 556.



Pest 1859. Druck von Johann Herz

Dem Hochwohlgeborenen

Herrn

Prof. Dr. Karl Ritter

Begründer der vergleichenden Geographie,

ordentl. Mitglied der Academie der Wissenschaften in Berlin

und correspond. Mitglied der Ungarischen Academie in Pest

etc. etc.

hochachtungsvoll gewidmet

vom

Uebersetzer und Verleger.

Vorwort.

„Ich beglückwünsche die ungarische Akademie, dass sie sich durch ihre Landsleute an der grossen Arbeit des Jahrhunderts, der Entschleierung des afrikanischen Continentes betheiligt hat.“ *Karl Ritter*

Ladislaus Magyar, dessen Reisewerk wir hiemit dem deutschen Publikum übergeben, wurde in Ungarn in Szabadka (Theresiopel) geboren und ging 1840 in Folge einer von Paul Kiss, dem damaligen Gouverneur des ungarischen Küstenbezirkes, erhaltenen Aufforderung nach Fiume, um sich in der dortigen Marine-Anstalt zu einem See-Offizier heranzubilden. Im J. 1843 besuchte er bereits als Marine-Kadet seine Familie in Szabadka. Dann kehrte er nach Fiume zurück, machte auf österreichischen Schiffen verschiedene Seereisen und kam so nach Süd-Amerika. Hier verliess er das österreichische Schiff und trat als Marine-Lieutenant in den

Dienst der Argentinischen Republik. Nach mancherlei Abenteuern kam er endlich nach Afrika und fasste den Entschluss, sich in Bihé anzusiedeln und von dort aus Erforschungsreisen zu machen. Er stand fortwährend in schriftlichem Verkehr mit den portugiesischen Behörden in Mossamedes, Benguela und Loanda, und sendete zuweilen Briefe und Berichte über den Fortgang seiner Reisen auch in die Heimat an seine Angehörigen. Einige dieser Briefe und Mittheilungen wurden 1852 in der ungarischen Zeitschrift „Magyar Hírlap" veröffentlicht. Ein aus diesen Mittheilungen geschöpfter und in's Englische übersetzter Bericht erschien bald darauf auch in dem Journal of the R. G. Society in London, begleitet mit einem Kommentar von W. D. Cooley. Im J. 1854 erschienen in der ungarischen Zeitschrift „Pesti Napló" einige Bruchstücke aus dem Tagebuche des Reisenden. Alle diese zerstreuten Mittheilungen habe ich im Auftrage der Ungarischen Akademie gesammelt und in einem besondern Hefte (Magyar László délafrikai levelei és naplókivonatai, 1857) veröffentlicht; noch früher hatte ich diese Berichte in deutscher Uebersetzung dem Herrn Dr. A. Petermann zugesendet, der sie mit einigen unwesentlichen Abkürzungen in seiner geographischen Zeitschrift mittheilte. (Mitth. aus Justus Perthes

geogr. Anstalt, 1857, p. 181—199). Aus dem XXVI. Bande des Journal of the R. G. Society (p. 127) ersehe ich, dass von unserm Reisenden während dieser Zeit auch in der portugiesischen Zeitschrift: „Boletim e Annaes do Conselho Ultramarino“ einige ausführlichere Berichte erschienen sind.

Im J. 1858 erhielt die Ungarische Akademie, vom portugiesischen Ministerium zugesendet, den ersten Band von Ladislaus Magyar's Reiseschilderungen, nebst einigen Briefen, worin derselbe anzeigte, dass er die Absicht habe, in die Heimat zurückzukehren und die noch fehlenden zwei Bände seines Werkes persönlich mitzubringen. Die Akademie fasste den Entschluss, den vorliegenden Theil des Reisewerkes zu veröffentlichen, ohne die Ankunft der übrigen zwei Bände abzuwarten, und gab mir den Auftrag, das Manuscript durchzusehen und dem Drucke zu übergeben. Dieser Band (Magyar László délafrikai utazásai 1849—57 években. I kötet. Egy földképpel s 8 kőiratú táblával, Pest. 1859) ist seit einigen Wochen in den Händen des ungarischen Publikums und erscheint nun auch in einer deutschen Uebersetzung.

Die deutsche Literatur hat zwar einen grossen Reichthum an Reisewerken, namentlich auch über Afrika; dennoch glaubten wir, bei dem

regen Interesse des deutschen Publikums an der Erforschung noch unerschlossener, oder doch wenig bekannter Länder, dem Wunsche Vieler zu begegnen, indem wir den Entschluss fassten, Magyar's Werk auch in einer deutschen Ausgabe zu veröffentlichen.

Wenngleich dieses Werk allen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügen, und besonders den gelehrten Geographen nicht ganz befriedigen sollte, — was überhaupt nur von sehr wenigen Reisewerken gilt, — so glauben wir doch es für einen interessanten Beitrag zur Länder- und Völkerkunde von Afrika halten zu dürfen, und sind überzeugt, dass es nicht blos eine amusante Lectüre gewähren, sondern auch unsere Kenntnisse von Afrika wesentlich erweitern und berichtigen werde. Zu diesem Zwecke hielten wir es für nothwendig, von den Anmerkungen, die wir der ungarischen Originalausgabe beigefügt haben, diejenigen, welche zur Erläuterung oder Berichtigung des Textes dienen konnen, auch in der deutschen Uebersetzung mitzutheilen. Die Anmerkungen des Verfassers so wie auch den Text haben wir unverkürzt und genau nach dem Original übersetzt, nur das letzte Hauptstück glaubten wir bedeutend abkürzen zu müssen und haben es deshalb blos als Anhang mitgetheilt.

Magyar schreibt die Eigennamen und fremden Wörter, wie natürlich, nach der ungarischen Orthographie, und so sind sie auch in der Originalausgabe gedruckt. In der deutschen Ausgabe glaubte ich diese Orthographie nicht beibehalten zu dürfen; ich schrieb daher sowohl die Eigennamen als auch die fremden (Kimhunda) Wörter nach der deutschen Orthographie, mit folgender, nicht ungewöhnlichen Modifikation, wonach das „j" wie im Französischen, das „y" wie das deutsche „j", und die accentuirten Vocale gedehnt gelesen werden sollen. — Den Eigennamen und fremden Wörtern im Plural ein „s" anzuhängen, hielt ich für überflüssig.

Johann Hunfalvy.

Inhaltsanzeige.

Seite.

Einleitung.

Nachdem die Flotte der Argentinischen Union, in welcher ich als Lieutenant diente, im Kriege gegen die Republik Banda Oriental d' Uruguay, mit Hilfe auswärtiger Mächte, in den Gewässern des La-Plata Stromes vernichtet worden war, und die Angelegenheiten des von wüthenden Faktionen bis in seine Grundfesten erschütterten und von fortwährenden Revolutionen durchwühlten Landes sich immermehr verschlimmerten: so konnte ich mir für einen längern Aufenthalt daselbst nichts Gutes, für die Zukunft keinen Ruhm und Vortheil versprechen, deshalb entsagte ich meiner Stelle und begab mich nach Brasilien. Hier verweilte ich beinahe ein ganzes Jahr, ohne einen bestimmten Zweck zu haben; endlich erwachte in mir wieder der Trieb zum Handeln, und ich begab mich an die Westküste von Afrika. Hier beschäftigte ich mich zwei Jahre lang mit der Seefahrt längs der Küste; während dieser Zeit sammelte ich mir einige Kenntnisse über die Lage, über die physischen

Verhältnisse und Volkerschaften der Küstenstriche. Aber das ungünstige Klima untergrub so sehr meine Gesundheit, dass ich sie nur unter einem andern Himmelsstriche herzustellen hoffen konnte, deshalb segelte ich 14 Grade weiter nach Süden, und am 9. Dezember 1848 landete ich in der Bucht von Benguela.

In Folge der grossen Gastfreundschaft, womit hier die Fremden im Allgemeinen empfangen werden, wurde ich bald mit den vornehmern Bewohnern der Stadt bekannt, und zwar um so schneller und leichter, weil ich mit der Sprache und den Sitten der Portugiesen vertraut war. Ich konnte mir also binnen Kurzem genügende Kenntnisse von den Lokalverhältnissen verschaffen; in den geselligen Kreisen, wo man mit Offenherzigkeit die Ereignisse zu besprechen pflegt, hatte ich hinlängliche Gelegenheit zu erfahren, dass die Bewohner des Landes Bihé in Inner-Afrika, wenngleich unabhängige Heiden, dennoch in Folge ihres sehr ausgedehnten Verkehres mit den im Innern wohnenden Völkerschaften, gewissermaassen Kosmopoliten geworden seien, und den Fremdling leicht in ihren Schooss aufnehmen.

Von einer natürlichen Neigung angeregt hatte ich schon längst den Wunsch gehegt, Inner-Afrika zu durchforschen; aber der Gedanke, dass die Ausführung dieses Zweckes grosse Kosten und Opfer heische, die meine Kräfte weit übersteigen, hatte mir wenig Hoffnung gelassen, diesen Wunsch je befriedigen zu können. Nun aber hörte ich von erfahrenen Männern, dass ich in Gesellschaft der in regelmässigen Zeitabständen von Bihé nach Benguela und zurück reisenden Karavanen in jenes Land nicht nur mit ziemlicher Sicherheit, sondern auch mit mässigen, mein Vermögen nicht übersteigenden

Kosten gelangen könnte, und dass ich dann in Bihé mit den Waaren, die ich etwa mitbrächte, einen einträglichen Tauschhandel treiben und auf diese Weise mir leicht die nothwendigen Kosten zur Weiterreise verschaffen könnte, um in Begleitung der weiter in's Innere reisenden Karavanen auch die fernern Länder zu bereisen. Dies Alles war mir ganz recht, und ich überzeugte mich, dass kein materielles Hinderniss die Ausführung meiner Absicht vereiteln würde; nun traten mir aber andere Bedenken in den Weg und verzögerten meinen Entschluss.

Was kann ich mit einem solchen Opfer der gebildeten Welt nützen? Mir gebricht es an den erforderlichen Kenntnissen und der wissenschaftlichen Befähigung, um das Wahrgenommene, und besonders die naturhistorischen Gegenstände wissenschaftlich und genau schildern zu können, und so mag es leicht kommen, dass alle meine Bemühungen fruchtlos bleiben. Doch andererseits dachte ich wieder: auch der löbliche Vorsatz, etwas Nützliches zu leisten, wird bei meinen Lesern Theilnahme und Würdigung finden, und die treue Aufzeichnung der geographischen Erfahrungen dürfte den erwähnten Mangel einigermaassen ersetzen; und endlich wie mangelhaft und von welch geringem Werthe auch mein Reisewerk werden möge, so wird es doch nicht gänzlich ohne Nutzen sein; es wird dennoch die Länder- und Völkerkunde einigermaassen befördern. Der Gedanke an die Gefahren, denen ich mich während der Reise aussetzen werde, konnte auf meinen Entschluss keinen entscheidenden Einfluss ausüben; ich hatte schon oft und lange mein Leben für einen geringen Vortheil, oder für einen vergänglichen Ruhm in die Schanze geschlagen, sollte ich dies nicht um so mehr eines so edlen

Zweckes halber thun dürfen? Ich fasste also den Entschluss, die erste Gelegenheit zu benutzen, in's Innere, nach Bihé zu reisen. Dort wollte ich mich ansiedeln und zuvörderst mit den unter den Negern vorzüglich herrschenden Sprachen und ihren Sitten vertraut machen, um alsdann zur Ausführung meiner weitern Pläne zu schreiten. — Auf diese Weise habe ich nun meinen alten Wunsch in viel grösserm Maasse befriedigt, als ich selbst hoffen durfte.

Während meines neunjährigen Aufenthaltes in Afrika war ich beinahe fortwährend auf Reisen; theils begleitete ich auf ihren Reisen die regelmässigen Karavanen, theils zog ich einher mit den weithin herumschweifenden Elephantenjägern, oder mit meinen zahlreichen Dienern. So habe ich Süd-Afrika in verschiedenen Richtungen bereist, und mich in verschiedenen Gegenden des Innern eine längere Zeit aufgehalten. Die von mir bereisten und erforschten Länder erstrecken sich zwischen dem 3. und 20. Grad S. B. und zwischen dem 12. und 27. Grad Oe. L. (von Greenwich). Es ist wahr, ich habe meine Reisen mit mehr materiellem als geistigem Vortheil gemacht; denn wegen meinen geringen Kenntnissen bin ich nicht im Stande, die wahrgenommenen Gegenstände wissenschaftlich zu beschreiben. Ich konnte auch von den beobachteten Natur-Objekten keine grössere Sammlung zu Stande bringen; doch von der Last des Vorwurfes, der mich deshalb treffen könnte, dürfte mich schon der Umstand befreien, dass ich durchaus keine Mittel hatte, eine solche Sammlung durch die ausgedehnten Wüstenelen weiter zu schaffen.

Ich habe kein auf Süd-Afrika bezügliches Reisewerk bei der Hand; deshalb bestrebte ich mich nur meine

eigenen Erlebnisse und Beobachtungen in schlichter und treuer Weise zu schildern, so wie ich es vermochte. Auf meinen Wanderungen habe ich mit besonderer Sorgfalt getrachtet, die wahren Benennungen und die geographische Lage der verschiedenen Länder, sowie auch die politischen und statistischen Verhältnisse, die ethnographische Vertheilung, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker zu erforschen, und dies konnte ich um so leichter thun, weil ich die Sprache der Eingebornen verstehe. Eine grosse Sorgfalt verwendete ich ferner auf die hydrographischen Verhältnisse, und bestrebte mich die Quellen, den Lauf und die Mündungen der Flüsse ihrer Lage nach zu bestimmen, und dieses, so wie auch andere erwähnenswerthe Eigenschaften derselben aufzuzeichnen. Von Zeit zu Zeit machte ich auch meteorologische Beobachtungen. Endlich theile ich noch einige Proben mit, welche als Beiträge zur Kenntniss der verschiedenen afrikanischen Idiome dienen können. Alle meine Mittheilungen schöpfe ich theils aus den eigenen Erfahrungen, theils aus den Berichten der Eingebornen.

Das Werk ist in drei Theile getheilt: der **erste** Theil enthält nebst dem Tagebuche meiner Reise nach Bihé die physische, politische und sozielle Beschreibung der verschiedenen Kimbunda Länder, welche zwischen dem 8. und 15. Grad S. B. und zwischen dem 11. und 19. Grad Oe. L. liegen; der **zweite** Theil behandelt die verschiedenen Mun-ganguella Länder zwischen dem 3. und 11. Grad S. B. und zwischen dem 19. und 27. Grad Oe. L.; endlich der **dritte** Theil behandelt die Mombuella-Länder, welche sich zwischen den erwähnten Längegraden bis jenseits des 20. Grades S. B. erstrecken.

Oft hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, dass die vorhandenen Karten von Süd-Afrika sehr mangelhaft seien; die Namen und die geographische Lage der Länder fehlen entweder ganz, oder sind falsch angegeben; so sind auch die Flüsse entweder noch ganz, oder doch dem grössten Theil ihres Laufes nach unbekannt. Zur Beseitigung dieser Mängel und Fehler, und zugleich zur Orientirung für den Leser schliesse ich jedem Bande meines Werkes eine, wie ich hoffe, vollständigere und richtigere Karte bei, worin die in dem Bande beschriebenen Länder dargestellt sind.

Der Verfasser.

I. Hauptstück.

Aufenthalt in Benguela.

Die Stadt und ihre Umgebung. Die Mundombe. Die Karavane. Vorbereitungen zur Reise.

Die Stadt Benguela wurde ehemals unter dem Namen Bahia das Vaccas (Kuhbucht) und Bahia de Santo Antonio im Jahre 1617 von dem kühnen portugiesischen Kommandanten Emanuel da Cerveira Pereira gegründet. Sie liegt unter 12° 36′ 0″ S. Br. und 13° 22′ 0″ O. L. *) am Busen des Atlantischen Oceans, in einer grossen Ebene. Sie ist die Hauptstadt des Distrikts gleichen Namens und der Sitz des portugiesischen Gouverneurs, der dem Generalgouverneur von Loanda untergeordnet ist. Benguela hat hübsche, mit Ziegeln gedeckte, obgleich meistens nur einstöckige Häuser; einige zeichnen sich durch ein gefälliges Aeussere und durch mehrere Stockwerke aus. Zu diesen gehören: die Kirche

*) Nach Gumprecht (Wappäus Handbuch der Geogr. und Stat. II. B. Leipzig 1853) liegt Benguela unter 12° 17′ 30″ S. Br. und 13° 40′ O. L., nach Tams (Die port. Besitzungen in Süd-West-Afrika Hamburg 1845) unter 12° 34′ S. Br., auf Cooley's Karte (Inner-Africa laid open, etc. London 1852) steht es unter 12° 40′ S. Br. und 13° 30′ O. L., auf Macqueens Karte endlich (Map of Southern Central Africa, 1856, Journal of the R. G. Society Vol. XXVI.) unter 12° 40′ S. Br. und 13° 20′ O. L.
Anmerk. des Uebers.

(igreja) mit zwei Thürmen, der Palast des Gouverneurs, das Zollgebäude, das Rathhaus, und einige Privathäuser. Die Gassen durchschneiden sich grösstentheils in rechten Winkeln, und sind gerade und breit, zwar ungepflastert, doch reinlich gehalten[1]), und die zu beiden Seiten gepflanzten Incendera- und Akaju-Bäume geben nicht nur kühlen Schatten, sondern verleihen auch der Stadt einen heitern und angenehmen Anblick. Die Aussicht wird nach Osten und Süden von übereinander gethürmten, hohen und kahlen Gebirgen begrenzt, welche die mehrere Meilen grosse Ebene, auf welcher die Stadt erbaut ist, von allen Seiten umringen, und mit ihren steilen Abhängen nicht nur den Gesichtskreis einschränken, sondern auch den Zugang zu den unbekannten Einöden des Innern gänzlich abzusperren scheinen.

Die Bevölkerung der Stadt, welche seit einigen Jahren in Folge der Abschaffung des Sklavenhandels bedeutend abgenommen hat, schätze ich auf 3000 Seelen; der grössere Theil derselben besteht aus eingebornen Mundombe; die Anzahl der Mulatten ist gering, und noch geringer die der Weissen. Die letztern sind, mit Ausnahme einiger Spanier und Brasilier, aus Europa eingewanderte Portugiesen. Ausserdem gibt es noch etwa 1200 Sklaven beiderlei Geschlechtes.*)

Von einer gebildeten, feinern Lebensweise findet man hier wenige Spuren; die Zierden der europäischen geselligen Kreise, die Frauen, fehlen gänzlich; denn die hier angesiedelten Europäer pflegen sich nicht zu ver-

*) Nach **Gumprecht** beträgt die Bevölkerung Benguela's 2438 Seelen, unter denen nur 11 Weisse sind; nach **Tams** beträgt sie gegen 3000 Seelen, von welchen 300 Weisse und etwa 600 Mulatten sind. *Anmerk des Uebers.*

heiraten, nur sehr wenige leben in einer gesetzlichen Ehe [¹]; die Familie wird also meistens nur von den schwarzen Sklavinen ergänzt, diese aber werden in eng verschlossenen Harems gehalten, bleiben ganz ungebildet und sind höchstens nur zu einigen häuslichen Beschäftigungen tauglich. Niemand kümmert sich um die Wissenschaft und Kunst; für den Unterricht der Jugend beiderlei Geschlechtes bestehen blos zwei gewöhnliche Elementarschulen. Die üblichen Handwerke, wie z. B. die Gewerbe des Tischlers, Böttchers, Zimmermanns, Maurers, Schneiders und Schusters werden nur von den Sklaven sehr nachlässig betrieben. Deshalb herrscht gewöhnlich in der Stadt ein ödes Schweigen, welches nur von Zeit zu Zeit durch die aus dem Innern ankommenden, grössern und kleinern Karavanen unterbrochen wird. Die Karavanen bringen zum Verkaufe: Elfenbein (marfim), Wachs, Kopalgummi (kokote) und Orseille, mit welchen Waaren sie den auswärtigen Handel Benguela's noch einigermaassen beleben. Ehemals war dieser Handel wegen der grossen Menge der ausgeführten Sklaven sehr bedeutend, gegenwärtig aber ist er sehr gering und unbedeutend.[²]

Wenn der Wanderer, der die Stadt mit ihrem heitern Aussehen das erste Mal betritt, über die am Tage herrschende Grabesstille erstaunt, so wird er Abends zwischen acht und neun Uhr über die in gänzliches Dunkel gehüllte Stadt in Entsetzen gerathen: nirgends sieht er ein menschliches Wesen, Alles hat die Gassen verlassen, in welchen nur das Ohrenzerreissende Geheul der nach Beute ausgehenden Hyänen und Schakalen und das Sausen des von der See her webenden Windes zu hören ist. Er möchte glauben, in einer egyptischen Ne-

kropolis, nicht aber in einer von lebenden Menschen bewohnten Stadt angekommen zu sein.

Die hiesigen Portugiesen sind im Allgemeinen sehr gastfreundlich: sie empfangen den Fremden zu jeder Zeit mit der grössten Freundlichkeit und laden ihn ein, an der mit Speisen reichlich besetzten Tafel Platz zu nehmen. Freilich wird die Ausübung der Gastfreundschaft durch die Fülle der Lebensmittel sehr erleichtert.

Die europäische, gebildete Lebensweise ist unter den Bewohnern der Stadt durchaus nicht allgemein verbreitet. Diejenigen, welche zu dem Volksstamme der Mundombe gehören, obgleich sie äusserlich civilisirte Menschen zu sein scheinen, haben neben den, den Europäern entlehnten, Sitten viele auffällig barbarische Gebräuche, die sie noch von ihren Vorfahren geerbt haben. Eigentlich sind sie nur dem Namen nach Christen, im Kreise ihrer Familien leben sie ganz wie die Heiden. Von ihren vielen barbarischen und unmoralischen Gebräuchen will ich nur einen erwähnen, der ein hinreichendes Licht wirft auf den Karakter dieses unwissenden und zügellosen Volkes.

Oft sieht man auf den Gassen eine sogenannte Vakunga-Gruppe, das heisst einen Haufen junger und alter Weiber, welche mit flatternden Fahnen und klingenden Schellen eine festlich aufgeputzte und verschleierte Jungfrau, die sie Vongolo heissen, von Haus zu Haus geleiten, um ihre Jungferschaft dem Meistbietenden preis zu geben. Dies thun sie, wie man mir berichtete, besonders dann, wenn die Eltern des Mädchens arm sind, und die zur Hochzeit erforderlichen Kosten nicht herbeischaffen können. Aber nicht genug, dass sie die Jungferschaft des Mädchens öffentlich feilbieten;

am folgenden Morgen begeben sich die trunkenen Vakunga wieder in das Haus, wo sie am vorhergehenden Abend die Vongolo gelassen hatten. Jetzt bringen sie das entehrte Mädchen aus dem Hause, binden das besudelte Laken auf eine lange Stange, und geleiten so das unglückliche Opfer durch die Gassen, indem sie mit schamlosem Geschrei den Namen desselben nennen und die gute Aufführung desselben vor jedem preisen, der ihnen begegnet. So führen sie die entehrte Braut zu dem Bräutigam, der ihre Mühe und die durch ihre Vermittelung auf solche Weise erworbene Mitgift mit einem Ochsen und einer tüchtigen Quantität Branntwein belohnt.

Das Klima von Benguela ist sehr ungesund. Die weiter im Innern in regelmässiger Reihenfolge eintretenden trockenen und regnerischen Jahreszeiten sind hier kaum zu bemerken, denn die Dürre herrscht fortwährend, und der Regen stellt sich nur sehr selten ein. Doch unterscheidet man auch hier zwei Jahreszeiten, in welchen eine grössere oder geringere Hitze herrscht, und welche aus gewissen Ursachen einen bessern oder schlechtern Einfluss auf die Gesundheit ausüben. In den Monaten Mai, Juni, Juli, August und September, wo die Sonne auf der nördlichen Halbkugel verweilt, ist die Atmosphäre in der Nähe der Küsten, bis zu einer bestimmten Breite nach Osten, am Tage nebelig; in dieser Periode steht das Thermometer selten über 20° R. Hingegen in den übrigen Monaten, während die Sonne auf der südlichen Halbkugel weilt, und in ihrem Kreislaufe von Norden nach Süden und zurück jährlich zwei Mal senkrecht ihre Strahlen auf die Ebene Benguela's herabsendet, herrscht eine so ungeheuere Hitze, dass sie unerträglich wäre, wenn sie nicht von der gewöhnlich zu

Mittag sich erhebenden Seebrise (viração) gemildert würde. Das Thermometer steigt dann oft auf 29, ja sogar auf 34° R. im Schatten.

Besonders in dieser Periode empfinden die Europäer, hauptsächlich in den Monaten März und April, den mörderischen Einfluss des hiesigen Klima's, weshalb sie auch diese Jahreszeit gewöhnlich „Carneirado" nennen. Während dieser Periode ist jede körperliche Bewegung und Arbeit unter freiem Himmel, an einem den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzten Orte, für die Europäer höchst gefährlich; deshalb verlassen sie während dieser Zeit nicht einmal die Schwelle ihres Hauses, oder lassen sich, wenn sie ausgehen müssen, in einer mit leichten Zeugen verhüllten Sänfte tragen. Wehe dem, der während dieser Jahreszeit zum ersten Mal hier landet! Bald ergreift ihn das Fieber (febre maligna), und wenn eine gute Pflege, oder vielmehr eine glückliche Konstitution des Erkrankten nicht alsogleich das Uebel überwinden, so wird er hinnen drei oder vier Tagen auf ewig von den Leiden des Lebens befreit.*)

Es ist zum Staunen, wie schnell dieses heisse und entnervende Klima die Lebenskraft der unter einem mässigen Himmelsstrich Geborenen verzehrt, und die verschiedenen Perioden des Lebensalters abkürzt. Ein 25 jähriger Mann, wenn er sich durch einen zweijährigen Aufenthalt, gewöhnlich nach vielen Leiden, endlich acclimatisirt hat, sieht wie ein 35 jähriger Mann aus; bleibt er aber acht oder neun Jahre hindurch fortwährend hier, so nimmt er gewöhnlich die Gestalt eines körperlich und geistig gebrochenen Greises an, mit

*) Vergl. hiemit Livingstone: Missionary Travels and Researches in South Africa, etc. pag. 417. *Anmerk. des Uebers.*

weissen Haaren, ausgefallenen Zähnen, eingesunkenem Gesichte. Aus eigener Erfahrung weiss ich es, dass hier die europäische Generation gewöhnlich binnen 10—12 Jahren gänzlich ausstirbt; 1848 hatte ich mehr als 60 europäische Bekannte in Benguela, und jetzt, nach Verlauf von 8 Jahren, ist davon kaum noch ein Sechstheil am Leben, und an ihre Stelle sind Neuangekommene getreten, so dass ich nach neunjähriger Abwesenheit kaum hoffen kann, noch einen oder zwei Bekannte in der Stadt zu finden. Sehr wahrscheinlich hätte auch ich die Anzahl der Verstorbenen vermehrt, wenn mich die göttliche Vorsehung nicht in die gesundern Landstriche des Innern geführt hätte.

Die herrschenden Krankheiten sind: das erwähnte Fieber, der Durchfall und der Scharbock. Das Fieber ist die gewöhnlichste und so zu sagen tägliche Krankheit. Die Aerzte kuriren es je nach den Symptomen und Umständen auf verschiedene Weise. Ich kenne die wahre Ursache und Beschaffenheit der Krankheit nicht, deshalb erwähne ich nur kurz, wie ich sie an mir selbst kurirt habe.[*]

Sobald ich das erste Symptom der Krankheit bemerkte, blieb ich sogleich ruhig im Zimmer und nahm eine Portion Ricinus-Oel, dessen Wirkung ich dadurch beförderte, dass ich darauf wiederholt eine schwache Fleischbrühe ass; früh am folgenden Morgen nahm ich auf einmal 12—16 Gran Chinasulphat; vier Stunden später nahm ich wieder acht und dann noch vier Gran. Nie brauchte ich mehr, oder andere Arzneien, mit Ausnahme einiger erfrischender Getränke; doch beobachtete ich genau die nöthige Diät. Auf diese einfache Weise gelang es mir bisher noch immer, das auch bei mir sich häufig einstellende afrikanische Fieber zu kuriren.

Die das Auge erquickende Vegetation ist auf dem von den senkrechten Sonnenstrahlen versengten, meistens sandigen und dürren Boden, wie man sich denken kann, in einem sehr dürftigen Zustande. Dennoch ist in kleinerer oder grösserer Entfernung von der Stadt der Boden an manchen Stellen, wo er von den zwei Flüssen bewassert, und von arbeitsamen Händen gepflegt wird mit einem schönen grünen Teppiche bekleidet. Die Gemüsegärten der Stadtbewohner befinden sich am nördlichen Ufer des Marimbombo. Dieser von den Portugiesen gewöhnlich Cavaco[1] genannte Fluss begrenzt die Stadt im Norden, und fliesst von Ost nach West, aber den grössten Theil des Jahres hindurch ist er von einer dicken Sanddecke überbrückt. In den erwähnten Garten gedeihen im Schatten der Akaju, Pomeraazen, Zitronen und Guajaven-Bäume die Ananas, Bananen, Mamao (Carica) und andere tropische Früchte eben so gut, wie die europäischen Gemüse; besonders gedeiht der Kohl so gut, dass er oft 25—30 Pfund schwere Häupter hat. Die von den genannten Bäumen beschattete Ebene ist der Lieblings-Spaziergang der Stadtbewohner; aber die Europäer, welche dahin lustwandeln, um ihre angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, verschlimmern oft noch mehr ihren Zustand; denn bei dieser Gelegenheit pflegen sie sich oft, nach althergebrachter Sitte, an den mit Speisen und Getränken reichlich besetzten Tafeln der Schwelgerei zu überlassen und werden das Opfer der Unmässigkeit.[*]

Weiter östlich, von den Obst- und Gemüsegärten etwa zwei Stunden entfernt, befinden sich, ebenfalls in

[*] Vergleiche mit dieser Schilderung Benguela's Tams. Die portugiesischen Besitzungen in Süd-West-Afrika, etc. *Anm. des Uebers.*

der Nähe des Cavaco die Bimba genannten Teiche. In der Gegend dieser Teiche wird ausser den genannten Früchten auf ausgedehnten Feldern auch Maniok erzeugt. Dort wohnen aber nur eingeborne Mundombe, die ihre Erzeugnisse täglich in die Stadt bringen und auf diese Weise in nicht geringem Maasse zu dem Unterhalt der Bewohner beitragen.

Viel weiter und schon ganz ausserhalb des Territoriums der Stadt, etwa 10 Meilen entfernt, erstreckt sich der bevölkerte und ausgedehnte Dombe-an-Kinsamba Distrikt, in welchen man über einen höchst dürren und öden Landstrich gelangt. Jener fruchtbare Distrikt ist von kahlen, vulkanischen Bergen eingeschlossen und erscheint inmitten der gelblich weissen, verbrannten Umgebung wie eine grüne Oase. Er ist die Kornkammer nicht nur der Stadt, sondern auch der südlich gelegenen ganzen Gegend, weshalb er auch eine nähere Besprechung verdient Er wird von dem ostwestlich fliessenden Kuparol oder Kubangulula befruchtet. Dieser krystallklare Fluss kömmt von den Kitata Gebirgen herab, schlängelt sich dann durch die steinige und heisse Einöde Hanya hindurch, und, nachdem er sich mit den von Südosten kommenden Kalunga, Hetala, Kondscho und mehreren andern Flüssen vereinigt, bewässert er die Dombe Ebene, dann bricht er durch einen engen Gebirgspass hindurch und mündet bei dem Kap Luascho in's Meer.

Die Mun-dombe, d. h. die Bewohner von Dombe-an-Kinsamba, deren Anzahl über 10,000 beträgt, wissen ihre fruchtbaren Ländereien recht gut zu benutzen, und erzeugen eine grosse Menge Maniok, aus welchen die sogenannte Farinha bereitet wird. Dieses Maniokmehl

verkaufen sie in den europäischen Faktoreien, welche längs der Küste an unfruchtbaren Stellen angelegt sind. Die zahlreichen Rinderheerden, die an den Ufern der genannten Flüsse weiden, ergänzen den Reichthum der Mundombe.

In den benachbarten Bergen kommen Kupfer, Salpeter und Schwefel vor, aber diese Schätze liegen noch immer unbenutzt, und bei der herrschenden Schlaffheit denkt Niemand an die Ausbeutung derselben. In der Mitte der dürren und kahlen Hochebene, welche die fruchtbare Gegend von dem Gebiete der Stadt trennt, befindet sich am Fusse eines pyramidalen Granitberges die Kipupa genannte, warme Schwefelquelle, und dies ist auf der ganzen Fläche, welche einen Umfang von mehreren Meilen hat, die einzige Quelle. Drei Meilen von derselben entfernt, am Ufer des Meeres, liegen die Salzseen (salinas), welche ohne jede künstliche Behandlung eine unerschöpfliche Menge reinen Kochsalzes liefern. Diese Seen sind im Besitze der Regierung, welche sie dem Meistbietenden gewöhnlich auf drei Jahre in Pacht gibt.

Der Distrikt wird von einem Fort mit einigen Kanonen und einer Besatzung von 20 Mann, die unter dem Befehl eines Lieutenants stehen, beschützt; im Falle eines feindlichen Angriffes kann in sehr kurzer Zeit eine Bürger-Miliz der Eingebornen von 1500 Mann unter Waffen gebracht werden. Das Klima dieses fruchtbaren Landstriches ist ebenfalls sehr ungesund; die denselben einschliessenden hohen Gebirge halten die Seebrise ab und verursachen dadurch eine unerträgliche Hitze, welche in dem wasserreichen Thal verschiedene gefährliche Epidemien erzeugt, namentlich die Ruhr und

den Scharbock und die daraus entstehenden andern Krankheiten, welche das Leben gefährden.

Die Mundombe wohnen der Meeresküste entlang von dem Fluss Katumbela südwärts bis zum Kap Negro, auf einem Flächenraum von beinahe vier Breitegraden zerstreut. Zu diesem Volksstamme gehören auch die Mukohalo, Mukuando, Mukuissen und Mukurokko [1]. Als Eigenthümer des Distrikts Benguela haben sie lange gekämpft und blutige Schlachten geliefert mit den Portugiesen, die ihr Land besetzten, und erst im Jahre 1847 wurden sie vollständig unterworfen, mit Ausnahme der Nomadenhorden im Gebirge, die noch immer ganz unabhängig sind. Die Portugiesen konnten die fortwährenden Angriffe der hartnäckigen und heimtückischen Volksstämme nicht länger dulden, und während eines gut geleiteten Feldzuges tödteten sie in einigen Monaten mehrere ihrer Kriegshäuptlinge (Hámba). So gelang es ihnen endlich diese Volksstämme zu unterwerfen, die jetzt durch die in verschiedenen Entfernungen angelegten militärischen Ansiedlungen und Forts in vollständiger Ruhe gehalten werden.

Ein Theil dieser Völkerschaften führt ein nomadisches Leben; diese haben keinen Landbau und ziehen mit ihren zahlreichen Rinderheerden von einem Orte zum andern. Ein anderer Theil beschäftigt sich mit Ackerbau; diese haben feste Wohnsitze und erzeugen besonders viel Maniok, etwas Mais und Bohnen. Der Anbau des Maniok und die Bereitung des Maniokmehles geschieht auf folgende Weise:

Zuerst wird der Boden mit der Hacke etwas aufgelockert, dann machen sie eine im Durchmesser etwa drei Spannen grosse, rundliche Grube mit sanft geneigten

Seitenflächen, indem sie die Erde aus der Mitte nach dem Rande hin ziehen. In diese Grube stecken sie dann zwei oder drei Manioksätzlinge. Diese sind ohngefähr so dick wie der Zeigefinger und zwei bis drei Spannen lang. Einige Zeit hindurch müssen die jungen Anpflanzungen begossen werden, denn hier regnet es selten, bis die aufsprossenden, dicht belaubten Zweige die bis zu hinlänglichen Tiefe gedrungene Wurzel beschatten. Wenn einmal die Pflanze genug tiefe Wurzeln geschlagen hat und belaubt ist, dann braucht sie nicht mehr begossen zu werden und wächst auch in der trockensten Jahreszeit fort, bis sie nach Verlauf von 13 bis 14 Monaten ihre vollständige Entwickelung erreicht. Manche Stämme haben dann die Dicke eines Armes und sind mit vielen kleinen Zweigen und Blättern dicht besetzt. Die fünf bis sechs Wurzeln der Pflanze messen im Durchmesser beinahe eine Spanne und erstrecken sich oft eine Elle lang in der Erde. Die Schale der Wurzel ist der Farbe und Gestalt nach der der Kartoffel ähnlich; unter der Schale, die man abschaben muss, befindet sich eine schneeweisse und süss schmeckende Masse. Wenn die Wurzel ausgegraben und geschält ist, so wird sie zerschnitten und in einem grossen hölzernen Mörser (Kinu) zerstossen. Dann wird die Masse noch mit der Hand zerbröckelt, und endlich in einer grossen kupfernen, eisernen oder auch irdenen Pfanne auf einem schwachen Feuer vollständig getrocknet, wobei sie fortwährend umgerührt werden muss.

Die beschriebene Weise, wie die Neger das Maniokmehl bereiten, ist nicht ganz zweckmässig; daher ist das Mehl etwas bräunlich und grobkörnig, und durchaus nicht so weiss, fein und gleichkörnig, wie dasjenige,

welches in Brasilien auf den grossen Plantagen bereitet wird. Doch ist der Genuss desselben gesund.*)

Die Volksstämme der Mundombe sind der portugiesischen Regierung tributpflichtig, sonst aber leben sie unter der patriarchalischen Regierung selbstgewählter, eigener Häuptlinge (Hámba), die eine grössere oder geringere Würde besitzen. Aber wie gross auch die Sorgfalt sein mag, mit welcher die portugiesische Regierung die Kultur derselben zu befördern sucht, so haben sie doch bis jetzt sehr geringe Fortschritte gemacht, indem sie nur die Laster und keine einzige Tugend der europäischen Zivilisation sich aneigneten. Der unmässige Genuss des eingeführten Branntweins ist allgemein unter ihnen verbreitet, und nur deshalb entschliessen sie sich zu einer Arbeit, um sich dieses Lieblingsgetränk verschaffen zu können; haben sie Branntwein, so kann sie nichts von ihren Schwelgereien entfernen. Sie sind so arbeitsscheu und dumm, dass nichts auf sie einen Eindruck macht. Bereits seit Jahrhunderten stehen sie in täglichem Verkehr mit den Weissen in Benguela, dennoch würdigen sie nicht einmal die auffallendsten Gegenstände des gebildeten Lebens ihrer Aufmerksamkeit, sie sehen in Benguela die hequemern Wohnhäuser, den Gebrauch der Kleider: aber umsonst nützen sie die Schwelle der hübsch gebauten Häuser ab, ihre eigenen Ortschaften bauen sie noch immer so, wie vor Zeiten. Ihre Wohnungen sind runde Hütten aus Pfählen, die sie in die Erde stecken und mit Lehm bewerfen; der Durchmesser und die Höhe derselben betragen kaum eine Klafter; ein Loch von vier Quadratspannen dient als

*) Vergleiche hiemit Livingstone's Missionary Travels, etc. pag. 397 und 425. *Anmerk. des Uebers.*

Thür und zugleich als Rauchfang. Und in dieser engen und niedrigen Hütte darf das Feuer nie ausgehen; man kann sich also denken, welch entsetzliche Hitze diese Heiden zu ertragen im Stande sind, da noch die Gluth der heissen Zone hinzukömmt.

Die Bekleidung der Mundombe besteht aus bunten europäischen Zeugen, aber sie legen das neue Gewand nicht eher an, als nachdem sie es mit einem Gemisch von Butter und Tekkafarbe tüchtig eingerieben haben. Mit demselben Gemisch von Farbe und Butter salben sie sich auch den Körper. Die Männer pflegen ihr Haar mit Butter und Tekka so stark zu salben, dass es an dem Haupte kleben bleibt, welches demnach einem mit Lehm beworfenen Bienenkorbe ähnlich sieht. Die Weiber hingegen theilen ihr Haar in unzählige Flechten ab, die sie dann mit kleinen weissen Kauri-Muscheln schmücken und mit besonderer Sorgfalt auf dem Scheitel in viele Ringe zusammenflechten. Hals und Leib schmücken sie mit vielen rothen und weissen Perlenschnüren aus Glas und Porzellan, besonders aber mit vielen sogenannten Dongoreihen.[7]

Sowohl die Männer als auch die Weiber haben einen kräftigen und schönen Wuchs. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Abunda.

In Folge der von der portugiesischen Regierung erhaltenen empfindlichen Züchtigung waren sie gezwungen, ihre alte räuberische Lebensweise aufzugeben; dennoch pflegen sie noch immer in die benachbarten Länder, welche von ihrem Gebiete durch unbewohnte Einöden getrennt sind, Einfälle zu machen, um grosse Rinderheerden zu rauben. Es ist beinahe unglaublich, mit welcher Schnelligkeit sie den Weg von 30—40 Meilen durch

die felsige und wasserlose Einöde zurücklegen, mit Schiessgewehren, Speeren und Keulen bewaffnet. Sobald sie in der vorher bestimmten Gegend angekommen sind, so trachten sie mit besonderer Behendigkeit und Geschicklichkeit vor Tagesanbruch hinter eine Heerde zu kommen, die sie dann so schnell als möglich über Berg und Thal vorwärts treiben. Werden sie unterwegs eingeholt und angegriffen, so kämpfen sie entschlossen um die geraubte Beute und weichen nur der Uebermacht, wo sie dann die Heerde im Stich lassend rasch in den Einöden verschwinden. Sie sind auch sehr geschickte und kühne Jäger; oft greifen sie blos mit einem Speer bewaffnet den grimmigen Löwen an, und meistens erlegen sie ihn, obgleich es manchmal auch nicht ohne Gefahr für sie abläuft.

Die Religion der Mundombe besteht aus unzähligen abergläubischen Meinungen. Nach dem Tode, so glauben sie, werden sie wieder auferstehen und in der andern Welt (Kalunga) nicht blos ihre irdische Lebensweise fortsetzen, sondern auch an dem Schicksal ihrer noch auf der Erde am Leben gebliebenen Verwandten Theil nehmen; ferner glauben sie, dass die zurückgebliebenen Verwandten die Verstorbenen in der andern Welt in dem Maasse beseligen, als sie ihnen grössere oder geringere Opfer darbringen; hingegen wenn sie ihrer aus Undankbarkeit vergessen und ihnen nicht von Zeit zu Zeit opfern: dann ziehen sie sich die Rache der Verstorbenen zu, die ihnen allerlei Boses anthun, ja sogar sie durch den Tod von dannen führen können. Deshalb bestehen die religiösen Gebräuche der Mundombe fast nur aus den jeweiligen Todten-Opfern (Intambe). Die Kimbanda (Wahrsager) wissen recht gut den Aber-

glauben des Volkes zu ihrem Vortheil auszubeuten; bei jedem Opfer gelangen sie, je nach dem Vermögen des Darbringers, in den Besitz einer grösseren oder geringern Gabe, die immer aus Rindern besteht.

Unter den Mundombe herrscht sowohl die Vielweiberei als auch die Beschneidung. Die Heirat wird beinahe ohne alle Zeremonien vollzogen. Die Mädchen bleiben bis zu ihrer Mannbarkeit im elterlichen Hause und heissen Kandona, d. h. Jungfrau. Ihre Bekleidung besteht blos aus einem Lederstreifen, der etwa eine Spanne lang und drei Zoll breit ist, womit sie ihre Scham bedecken; sonst sind sie ganz nackt, und bemalen sich den Körper, das Gesicht nicht ausgenommen, mit weissen und rothen Strichen; am Halse, an den Armen und Füssen tragen sie aus dünnen Ruthen geflochtene Ringe. Die mannbaren Mädchen werden um ihre Neigung gar nicht befragt, sondern demjenigen hingegeben, der den ausbedungenen Preis bezahlt. Derjenige, der sich eine Braut sucht, wendet sich blos an die Eltern des Mädchens, und wenn er diesen den geforderten Preis (Afeta timba), der immer aus einem oder mehreren Rindern besteht, bewilligt, dem Mädchen einen Topf Kuhbutter, nebst einigen Perlen- und Dongoschnüren und europäischen Stoffen gibt: so kann er ungehindert und ohne Verzug das Mädchen als Braut (Fekana) heimführen, wo er ihr eine eigene Wohnung anweist. Auch gibt er ihr gleich eine Hacke, denn die Frauen verrichten nicht blos die häuslichen Geschäfte, sondern müssen auch den Ackerbau besorgen.

Die Ehescheidung pflegt selten vorzukommen; die Afrikanerin ist schon an die rohe Behandlung gewöhnt; sie duldet und vollzieht ohne Murren die Befehle ihres

lümmelhaften Mannes. Nur in dem Falle trennen sich die Eheleute, wenn von der Hochzeit an gerechnet binnen zwei Jahren die Frau kein Kind hat; wenn es aber nicht erwiesen ist, dass sie die Schuld daran trägt, so muss der Mann ihr nach Umständen eine gewisse Anzahl von Rindern geben, als Entschädigung für ihre ihm geleisteten Dienste. Auch bei dem Tode der Frau muss der Mann ihren Verwandten einen bestimmten Preis erstatten, welches Todes sie auch gestorben sein mag; das ist das Blutgeld (Tafeta manschetu).

Der Ehebruch wird je nach dem Ansehen des beleidigten Mannes mit einer grösseren oder geringeren Geldbusse gesühnt, welche der schuldige Mann erlegen muss, denn das Weib wird für dieses Verbrechen nicht bestraft.

Bei der Beschneidung (Fanal) wird folgender Hergang beobachtet: Die acht bis zehnjährigen Knaben der Umgegend werden im Anfange der trockenen und kühlen Jahreszeit, im Monat Juni, zu den sogenannten Kilombola-Meistern gebracht, die in der fraglichen Operation bewandert sind; oft beläuft sich die Anzahl der zu beschneidenden Knaben auf vierzig und darüber. Die Kilombola geleiten die Knaben weit in den Wald, in eine einsame, unbewohnte Gegend, wo sie an einem See oder Bache ein rundes Lager (Kilombo) errichten. Hier vollziehen sie die Operation mit ihren Gehülfen mittelst eines scharf geschliffenen Messers. Die Wunde beräuchern sie zuerst mit dem Rauche des am Feuer gebrannten trockenen Rinder-Düngers, dann legen sie darauf eine balsamähnliche Arznei, die sie auf ein Baumblatt auftragen, worauf die Wunde vernarbt. Die eigentliche Kur jedoch wird langsam bewerkstelligt, und zwar

durch eine systematische Wasserheilmethode: der Kranke nimmt täglich zwei Mal ein Sitzbad, und auf diese Weise wird die Kur eine geraume Zeit fortgesetzt, meistens mit gutem Erfolge.

Die Knaben, an denen die Operation der Beschneidung vollzogen wurde, bleiben 90 Tage lang unter der Aufsicht der Kilombola-Meister, und während dieser Zeit dürfen nicht einmal die eigenen Eltern sie besuchen, die ihnen auch die Nahrungsmittel durch die Kilombola-Gehülfen zuschicken müssen. Besonders darf sich ihnen unter Todesstrafe kein Mädchen und keine Frau nähern. Bei dieser Gelegenheit werden die Knaben auch im Tanzen und Singen unterrichtet, und sobald sie ausser Gefahr sind, müssen sie die ganze Nacht hindurch, von Sonnenuntergang bis zur Morgendämmerung, im Chore singen.

Wenn sie endlich vollkommen geheilt sind, so werden sie an dem vom Kilombola bestimmten Tage nach Hause geleitet. Dort werden sie von dem versammelten Volke mit grossem Freudengeschrei empfangen; die Knaben rufen in Beziehung auf die glücklich überstandene Operation triumphirend aus: „Ami yopo!" (Hier bin ich); worauf das Volk zustimmend antwortet: „Lume moine!" (Wahrlich du bist ein Mann).

Die Tanzunterhaltungen (Dondolo) sind bei diesem Volke sehr häufig und werden immer des Nachts bei dem Scheine des Feuers unter freiem Himmel gehalten; Mädchen und Knaben, Frauen und Männer mischen sich ohne Ordnung unter einander und tanzen bei dem Schalle einer grossen hölzernen Trommel mit lauter Stimme singend und fortwährend in die Hände klatschend den

Tanz (pirouka), der nur aus obscoenen Bewegungen und Geberden besteht.

Die einfachen Nahrungsmittel gewähren ihnen das Pflanzen- und Thierreich; doch sind ihre Lieblingsspeisen das Rindfleisch und das Wildpret, welches sie in der Gluth braten, aber nie kochen. Die Stelle des Brotes vertritt eine Art Kuchen aus Maniokmehl, auch ist der Komst bei ihnen allgemein gebräuchlich. Ihr Getränk ist das „Kapata" welches sie aus einem Gemisch von Mais und Maniokmehl brauen. Dieses bierähnliche Getränk hat einen angenehmen Geschmack und ist erquickend; doch geniessen sie es nur dann, wenn sie keinen Branntwein haben, an welchen sie sich in der Nähe der Weissen so sehr gewöhnt haben, dass sie ihn jedem andern Getränke vorziehen. Den Rausch, welchen sie vom Branntwein bekommen, halten sie für eine ehrenhafte Erscheinung.

Hunger und Durst, körperliche Schmerzen und alle Beschwerden des Lebens können sie leicht ertragen, da sie sich von Kindheit an daran gewöhnen; deshalb gibt es auch unter ihnen nicht seltene Beispiele eines langen Lebens. Der Scharbock, Augenleiden und die Ruhr sind die gewöhnlichsten Krankheiten; die Pocken kommen selten vor, wenn aber diese Krankheit unter ihnen ausbricht, so verursacht sie eine entsetzliche Verheerung, weil das Einimpfen bei ihnen unbekannt ist. Wenn sich jemand krank fühlt, so wenden sich seine Angehörigen alsogleich an den Kimbanda, der seine Zeremonien draussen im Walde in ihrer Gegenwart verrichtet, um die Ursache der Krankheit und die Art und Weise, wie sie kurirt werden könne, zu erforschen. Bei dieser Gelegenheit stellt der Kimbanda vor sich auf den Boden

eine Kalabasse mit weiter Oeffnung, in welcher aus Holz oder Bein roh geschnitzte Figuren sind, die verschiedene wilde Thiere darstellen; eine andere, mit kleinen Steinchen gefüllte Kalabasse hält er in der Hand, und indem er sie schüttelt, richtet er singend seine Fragen an die Figuren in der andern Kalabasse; in der Nähe ist sein Gehülfe verborgen, der mit hohler schwacher Stimme seine Fragen beantwortet, als ob die Antwort von den Figuren käme. Zur Heilung der Krankheit wird gewöhnlich ein Opfer gefordert, ein oder mehrere Rinder, je nach den Vermögensverhältnissen des Kranken; die Rinder kommen natürlich dem Kimbanda zu Gute. Ausserdem pflegen auch noch andere Geschenke hinzuzukommen.

Wenn nun der Kranke trotz aller Quacksalbereien und Beschwörungen des Kimbanda dennoch stirbt, so verliert dieser deshalb durchaus nicht seinen Kredit und sein Brot; im Gegentheil er fordert und erhält neuerdings ein Opfer. Da nemlich jetzt die Angehörigen sich um die Ursache des Todes bei ihm erkundigen, so schiebt er die Schuld davon auf diese oder jene lebende Person; gewöhnlich aber beschuldigt er die Kilulu (die Seelen der Verstorbenen), dass sie den Tod herbeigeführt haben, und damit ihre Rache sich nicht auch auf die noch Lebenden erstrecke, fordert er zur Besänftigung ihres Zornes ein neues Opfer, welches denn auch die Verwandten des Verstorbenen wiederum bewilligen.

Den Leichnam hüllen die Angehörigen in die besten Zeuge des Verstorbenen und bewahren ihn drei ganze Tage und Nächte im Hause, wo ihn mehrere alte Klageweiber umringen und beweinen. Dann feiern sie draussen unter freiem Himmel mit Zechen und Schwelgen den

Todtenschmaus (Intambi), wobei die Angehörigen den Verstorbenen wiederholt auffordern, er möge ihnen die Ursache seines Todes anzeigen, da sie selbst ihm doch nichts Böses zugefügt, und auch seine Frauen ihm treu gedient haben. Endlich wickeln sie ihn in eine Matte und tragen ihn in den Wald, wo sie ihn beerdigen. Auf den Grabeshügel legen sie einige Hausgeräthe des Verstorbenen und mehrere Ochsenhörner.

Unter den grössern und kleinern Karavanen (Ambákka), welche aus verschiedenen Gegenden Inner-Afrika's und auf verschiedenen Wegen an die Küsten kommen, zeichnet sich die Karavane von Bihé aus, nicht blos durch ihre Anzahl und Waffenmacht, sondern auch durch den Werth der mitgebrachten Waaren, als da sind: Elfenbein, Rhinoceros-Hörner, Wachs.

Die Karavane von Bihé kömmt gewöhnlich jedes Jahr zwei Mal nach Benguela, wo sie die mitgebrachten Waaren für europäische Erzeugnisse umtauscht. Eine solche Karavane besteht oft aus 3000 Köpfen, von welchen wenigstens die Hälfte bewaffnet ist; da es hier zu Lande keine Saumthiere gibt, so werden alle Waaren, auch in die entferntesten Gegenden, von Menschen transportirt. In Süd-Afrika kann man nur mit einer solchen Karavane reisen, deshalb will ich sie hier etwas näher beschreiben.

Der Vortrab (Enschalo) der Karavane kömmt gewöhnlich zwei oder drei Tage früher an, um die Kaufleute von der Ankunft der Karavane im Voraus zu benachrichtigen. Diese rüsten sich nun zum Empfang der Gäste, und schaffen die nöthigen Lebensmittel und Tauschartikel herbei. Dann kömmt die Karavane in mehreren

kleinern und grössern Haufen an; die einzelnen Abtheilungen begeben sich mit ihren Waaren sogleich zu ihren Bekannten, um sich daselbst einzuquartieren. Diejenigen, welche Waaren zum Verkauf gebracht haben, kleiden sich nach Vermögen in neue Stoffe, und bringen die ersten drei Tage nach ihrer Ankunft blos mit Essen und Trinken zu. Hierauf beginnt der Tauschhandel (Dyipindi), welcher sechs Tage nach einander dauert; endlich werden die eingetauschten Waaren verpackt und zwischen den Lastträgern vertheilt.

Es werden viele und verschiedenartige Waaren in's Innere Afrika's transportirt; daher erfordert das gehörige Verpacken derselben, damit sie nicht während der langen Reise in Folge des Regens oder anderer Umstände beschädigt oder ganz verdorben werden, sowie auch die richtige Vertheilung unter den Lastträgern eine grosse Geschicklichkeit und Routine. Denn wenn man den Lastträgern eine zu grosse Last aufbürdet, so kann es leicht geschehen, dass sie unter der grossen Last zusammenbrechen und dieselbe mitten in der Einöde liegen lassen. Ein Lastträger von Bihé wird gewöhnlich mit einer Last von 64 Pfund beladen, und ausserdem muss er auch seine Nahrungsmittel, Waffen, Kochgeschirre und die Schlafmatte tragen, so dass die gesammte Last 90 bis 95 Pfund beträgt.

Jeder Lastträger (Gámba) hat ein dünnes Seil (Mukolo) aus dem Bast des Imbondero Baumes (Adansonia digitata), und zwei, anderthalb Klafter lange, leichte und glatte Stangen (Mángo) aus einem starken Holze. Der ihm zum Tragen übergebene Ballen, welche Waaren er auch immer enthalten möge, wird zwischen die zwei Stangen eingezwängt, und zwar so, dass er auf einem

Drittheil der Stangen zu ruhen komme, die andern zwei Drittheile aber leer bleiben. Die Stangen werden vorne fest zusammengebunden, hinten aber sind sie an den Waarenpack befestigt. Diese Vorrichtung zum Tragen macht es dem Lastträger möglich auszuruhen, ohne die Last niederlegen zu müssen, denn er braucht nur die Enden der zwei Stangen an einen Baum oder an einen andern höhern Gegenstand anzulehnen, und kann dann ohne Anstrengung die Bürde wieder auf die Schulter nehmen.

Wenn aber eine solche Waare transportirt werden soll, die schwerer ist als das angegebene Gewicht und nicht getheilt werden kann, so wird sie an längere Stangen befestigt und von zwei Menschen getragen, die um die Hälfte mehr Lohn erhalten, weil das Zusammentragen in den dicht bewachsenen Waldungen und auf den engen Pfaden sehr schwierig und ermüdend ist.

Beim Verpacken und Vertheilen der Waaren werden vor Allem die Zeuge verpackt. Von den in dem hiesigen Binnenhandel bekannten, grösstentheils baumwollenen Zeugen von verschiedener Farbe und Qualität werden gewöhnlich 25 Stücke auf einen Lastträger gerechnet; dieser legt sie zusammen, wickelt sie zuerst in Wachsleinwand, dann hüllt er sie noch in eine dicke Decke, die er zusammennäht. Ein solcher Pack hat die Gestalt eines länglichen Würfels und wird Kupa genannt. Diejenigen, welche solche Packe von Stoffen, d. h. würfelförmige Kupa tragen, erhalten einen höheren Lohn. Dieser besteht von Benguela bis Bihé, eine Strecke von 30 bis 42 Tagereisen, gewöhnlich aus folgenden Waaren: 10 Ellen Zuarte (dunkelblaues Baumwollzeng); 10 Ellen Pintado (ein weisser geblumter Stoff); 10

Lengos (d. h. roth und weiss gestreifte Tüchel); 10 Ellen Fazenda da ley (gewürfelter Wollenzeug); 4 Ellen Garraz (gestärkter weisser Wollenstoff); 2 Flaschen Branntwein und gewöhnlich noch 6 Ellen Stoffe zum Einkauf der Lebensmittel.

Diejenigen, welche die verschiedenen Porzellan- und Glaswaaren tragen, erhalten denselben Lohn wie die Kupaträger.

Zur zweiten Klasse gehören diejenigen, welche Branntwein, Schiesspulver und Waffen tragen. Der Branntwein wird in länglichen kleinen Fässern, von etwa 50 Halben, getragen; auch das Pulver wird in Fässern getragen, welche etwa 20 Pfund fassen. Drei solche Fässer bilden eine Last. Von den Flinten werden achte als eine Last zusammengebunden. Die Glasperlen, Kupferringe, Schellen, u. s. w. werden abgewogen und nach dem oben angegebenen Gewicht vertheilt. Zur dritten und letzten Klasse gehören diejenigen, welche Salz tragen, denn dieses hat einen geringen Werth und erfordert wenig Sorgfalt. Die Salzträger erhalten als Lohn gewöhnlich nur die Hälfte von dem, was die Kupaträger bekommen. Gewisse Lasten z. B. das in Patronen vertheilte Pulver, das Reisegepäck und die Nahrungsmittel werden immer von den eigenen Sklaven getragen, und nur wenn der Reisende keine eigene Sklaven hat, werden sie den Lastträgern übergeben.

Ich wollte die gute Gelegenheit benutzen, und sobald die Karavane angekommen war, besuchte ich den Chef derselben (Sóm' Ambákka). Dieser nahm mich mit Freuden als Reisegefährten an; denn, wie ich mich später aus eigener Erfahrung überzeugen konnte, die im Innern wohnenden Völker haben mehr Respekt und

Furcht vor einer Karavane, welche in ihrem Gefolge einen Europäer hat. Er gab mir alsogleich die nöthigen Instruktionen bezüglich der mitzunehmenden Waaren, wie ich sie zu verpacken und zu vertheilen habe, und versprach mir zuverlässige und erprobte Träger zu verschaffen.

Wer in Gesellschaft der Karavanen reisen will, muss auch eigene Diener haben, denn die gedungenen Lastträger wollen einige Dienstleistungen um keinen Preis erfüllen.*) Die Dienerschaft (Kikumba) besteht grösstentheils aus gekauften Sklaven; aber ausser diesen ist es unumgänglich nöthig, wenigstens zwei freie und von den Eingebornen geachtete Individuen, unter einer bestimmten Benennung, in Dienst zu nehmen, oder besser gesagt, zu adoptiren. Diese machen wegen der grossen Vortheile, welche mit ihrer Stellung verbunden sind, das Schicksal des Fremdlings zu dem ihrigen und sind immer, in jeder Angelegenheit und Gefahr, seine treuen Gehilfen. Unter diesen besonders engagirten Individuen nimmt, kraft seiner wichtigen Rolle, der Kissongo (Haushofmeister, Leibwächter) die erste Stelle ein; die zweite gebührt dem Kalei, das heisst Dolmetsch.

Von der Treue und Geschicklichkeit des Kissongo hängen die persönliche Sicherheit, das Gut und Leben des Fremdlings ab, so lange er unter diesen Wilden reiset; deshalb ist auch seine Aufnahme mit feierlichen Zeremonien verbunden. Der Reisende stellt an denjenigen, den man ihm wegen seiner verständigen und guten Aufführung zum Kissongo empfohlen hat, in Gegenwart der bei dieser Gelegenheit versammelten Verwandten und Angehörigen mit lauter Stimme drei Mal die Frage: Ob er des Weissen (Kindele) Kissongo werden, ihm treu

dienen und, wenn es sein muss, auch sein Leben für ihn einsetzen wolle? Darauf antwortet er, ebenfalls drei Mal, bejahend. Dann wird er von den anwesenden Verwandten bei der Hand zu dem Weissen geführt und demselben mit folgenden Worten übergeben: „Siehe da unser Sohn (oder Bruder); von nun an gehört er dir, und du gehörst ihm; wo dein Blut fliesst, dort muss er auch sterben; wenn er dich aber in der Gefahr feige verlässt, so werden wir damit seine Schuld sühnen!" — Bei diesen Worten zeigen sie auf die zu seinen Füssen hingeworfene Patrone. — Hierauf wiederholt der Kissongo das Gelöbniss seiner Treue und übergibt seinem zukünftigen Herrn eine mit Blut oder rother Tekkafarbe gemalte Patrone mit den Worten: „Wenn ich dich in der Gefahr feige verlasse und sie nicht männlich mit dir theile, so nimm diese mit meinem Blute gefärbte Patrone und jage sie mir durch die Brust." Endlich umarmen sie sich und trinken einer auf des andern Gesundheit aus einer halben Kalabasse (Gándya) Branntwein, oder, wenn sie den nicht haben, ein aus Mais gebrautes Bier (Kimbombo.)

Nach dieser feierlichen Aufnahme erhält der Kissongo neue Kleider, eine Flinte und eine volle Patrontasche; seine Angehörigen aber werden mit verschiedenen Stoffen und drei Patronen beschenkt, als Zeichen des geschlossenen Bündnisses. Von nun an bleibt der Kissongo ausschliesslich im Dienste seines Herrn; selten kömmt eine Trennung vor; wenn er aber irgend welchen Todes im Dienste stirbt, so muss der Herr seinen Angehörigen ein bedeutendes Wehrgeld geben, welches zum mindesten aus zwei Rindern, einem Fass Branntwein, einem Fass Pulver und aus sechs bis acht Sklaven bekderlei

Geschlechtes oder aus Waaren besteht, deren Werth den Preis der Sklaven beträgt[*]). Ausserdem muss der Herr seinen Kissongo auslösen, wenn er irgendwie in Gefangenschaft gerathen, sowie auch die für ihm etwa imputirte Vergehen zu zahlende Geldbusse erlegen, und endlich ihm von Zeit zu Zeit eine gewisse Quantität Zeuge schenken. Doch ein guter und geschickter Kissongo verdient auch diese Opfer.

Der Kálei verbindet sich blos mit einem Eidschwur zum treuen Dienste; sein Amt ist nicht so wichtig: deshalb steht er auch in geringerem Ansehen als der Kissongo.

Ausser dem Kissongo und Kálei kaufte ich noch drei Sklaven, deren man in Afrika nicht recht entbehren kann. Mein Zweck war, mich in Bihe niederzulassen und dort so lange zu verweilen, bis ich die in Inner-Afrika vorzüglich herrschenden Sprachen erlernen und mich mit den Sitten der Eingebornen vertraut machen könne, um dann die beabsichtigten weitern Reisen mit desto besserem Erfolge machen zu können. Daher kaufte ich so viel Waaren und Nahrungsmittel, als es meine Vermögensumstände erlaubten, theils für den Tauschhandel, theils zum eigenen Gebrauche. Dann packte ich Alles gehörig ein und versah die einzelnen Packe mit meinem Stempel. Die so verpackten und gestempelten Waaren werden den Chefs der einzelnen Abtheilungen (Sekuln) übergeben; man braucht nur den Namen, den Aufenthaltsort der Sekulu und die Anzahl und Qualität der ihnen übergebenen Lasten sich aufzuzeichnen, dann kann man sicher sein, dass das Gepäck nicht verloren geht, denn dafür sorgt, unter der obersten Aufsicht des Kissongo, der betreffende Sekulu

Die in's Innere Afrika's führenden Wege sind vom Aequator angefangen bis zum 20° S. B grösstentheils nicht der Art, dass man reiten könnte. Es sind blos enge, gewundene Pfade, die nur von Fussgängern einigermaassen gebahnt sind, und oft über sehr steile und felsige Anhöhen hinauf- und hinabführen. Auf den Flüssen findet man selten Brücken, und man muss mit Gefahr dieselben durchwaten und auf ihren bald schlammigen, bald sehr steilen Ufern hinab- und hinaufklimmen. Oft gelangt man in solche Gegenden, die mit dichten Waldungen bewachsen sind wo man auch zu Fuss nur mit grosser Mühe sich durch das dichte, dornige Gestrüpp durchwinden kann. An andern Stellen gibt es wieder bodenlose Moorgründe. Daher kann der Europäer nur zu Fuss oder in der sogenannten Rede oder Tipoia (die Eingebornen nennen sie Oanda) die Reisen machen.

Die Rede besteht aus einem Stück Segeltuch, das länger als eine Klafter und etwa eine halbe Klafter breit ist; an den beiden Längsseiten sind dünne, aber starke Schnüre angebracht, womit das Tuch an eine zwei Klafter lange, hinlänglich starke, doch leichte Stange angebunden wird, so dass an den beiden Enden der Stange genug Raum bleibt, damit die Träger sie auf ihre Schultern legen können. Der eine Träger geht vorn, der andere hinten; mit Gesang geben sie den Takt an, und gehen mit raschen aber kleinen Schritten. Natürlich ist das Tragen der Rede sehr ermüdend; deshalb muss derjenige, der eine grössere Reise machen will, sechs bis acht Träger dingen, damit sie sich paarweise ablösen konnen. Man sitzt oder streckt sich im Tuche aus und lässt sich so tragen; auf diese Weise kann man mit ziemlicher Bequemlichkeit reisen; aber in den weglosen

Wildnissen, wenn steile Abhänge zu erklimmen sind, oder wenn der Weg durch dichte Waldungen oder über wankende Moorflächen dahinzieht, muss man zu Fuss gehen. Ich kann es aus eigener Erfahrung behaupten, dass besonders diejenigen, die etwas korpulenter sind, in Inner-Afrika die Fussreisen nicht vermeiden können. Ich habe gewiss drei Viertheile meiner vieljährigen afrikanischen Reisen zu Fuss gemacht.

---

[1]) Dem wohlthätigen Einfluss der Abschaffung des Sklavenhandels ist es zuzuschreiben, dass unter den Bewohnern Benguela's sich die Kultur immer mehr verbreitet, und dass nun daselbst mehrere gemeinnützige Anstalten entstanden sind. In Folge der bessern Polizei-Anstalten hat sich auch die Sterblichkeit vermindert. Ehemals wurden oft mehrere Tausend Sklaven zusammengepfercht und bereit gehalten, um sie auf den von Brasilien erwarteten Schiffen einzuschiffen; von diesen Unglücklichen starb täglich eine grosse Anzahl, und die abscheulichen, blos auf den Gewinn bedachten Eigenthümer hielten sich nicht einmal verpflichtet, die Leichen beerdigen zu lassen, sondern liessen sie nur auf den Grasplatz vor der Stadt hinausschaffen zur Beute der Raubthiere. Die aus ihren Schlupfwinkeln in der Nacht hervorkriechenden Hyänen und Schakale schleppten nun die Stücke von den zerrissenen Leichen mitten durch die Gassen der Stadt, und liessen sie halb benagt hie und da zerstreut liegen, wo sie dann verwesten und die Luft verpesteten. Jetzt gibt es an der südöstlichen Seite der Stadt auf einer Erhöhung zwei Friedhöfe (Kalundo) mit hohen Mauern umringt; der eine hat eine Kapelle und ist für die Weissen und Christen bestimmt, der andere aber dient zur Beerdigung der Sklaven und Heiden. Jetzt gibt es auch schon ein allgemeines Krankenhaus (Hospital de misericordia), wo die Armen unentgeltlich aufgenommen werden

[2]) Die Erfahrung beweist es, dass das hiesige Klima besonders auf alle europäische Frauen einen mörderischen Einfluss ausübt: viele der aus Europa Eingewanderten starben bald

nach ihrer Ankunft, andere setzten ihr elendes Dasein höchstens ein Jahr lang fort. Aber auch die von einem europäischen Manne und einer eingebornen Frau gezeugten Kinder bleiben nur sehr schwer am Leben und werden gewöhnlich schon in ihrer ersten Kindheit hingerafft, im besten Falle kommen sie nur nach langwierigem Siechen davon

[3]) Im Durchschnitt wurden jährlich 12,000 Sklaven ausgeführt, und zwar nach Brasilien und den Antillen: den Preis eines jeden Sklaven müssen wir wenigstens auf 120 Gulden veranschlagen, woraus erhellt, dass die Verkehrsumme des Sklavenhandels wenigstens 1,400,000 Gulden erreichte, wovon zwei Dritttheile den Kaufleuten von Benguela als reiner Gewinn zufielen

[4]) Weil ich mich vor meiner Ankunft in Afrika längere Zeit in Ost- und West-Indien aufgehalten hatte, konnte ich mich an das afrikanische Klima leichter gewöhnen

[5]) Der Fluss Marimbombo oder Cavaco entspringt auf den Gebirgen Ganda's, von welchen herabstürzend er die glühende Makango Einöde erreicht, diese durchschneidend gelangt er in die Ebene, wo er mehrere, Bimba genannte, kleine Seen bildet, und dann im Sande verschwindet. Nur während der im Innern eingetretenen Regenzeit wachst er so sehr, dass er mit seinen truben Gewässern das Meer erreicht, sonst sickert er nur unter dar Sanddecke dahin, sich gleichsam eingrabend, weshalb ihn die Portugiesen Cavaco nennen. Unter diesem heissen Himmelsstrich verschwindet jeder Fluss, der aus einer geringen Entfernung dem Ocean zufliesst, unter dem Sande, aber obgleich man in ihrem Bette, wenn man darin gräbt, in grosserer oder geringerer Tiefe ein krystallreines Wasser findet, eben so wie im Bette des Cavaco, so hat dieses Wasser doch gewöhnlich einen mineralischen, salzigen Geschmack, während das Wasser des Cavaco sehr wohlschmeckend ist.

[6]) Die Mu-Kohalo theilen sich in mehrere Stämme und bewohnen die vom Meeresgestade sich nach dem Innern zu erstreckenden fruchtbaren Striche zwischen dem 14° und 17° S. B beinahe bis zum Kunéne Fluss Mit ihren zahlreichen Rinderheerden wandern sie von einem Orte zum andern und führen ganz und gar ein Nomadenleben Jeder Stamm hat seinen eige

nen Kriegshäuptling (Hámba). Sie haben insgesammt einen hohen und schönen Wuchs, sind aber vom ersten bis zum letzten unbarmherzige Räuber. — Die Mu-Kuando und Mu-Kuissen hausen in den Höhlen und Spalten des den Küsten entlang sich südlich erstreckenden kahlen Gebirges, und haben, wie ich mich mit eigenen Augen überzeugte, gar keine Regierung; jede Familie hängt blos von ihrem eigenen Haupte ab, mit welchem sie von Berg zu Berg, von Hohle zu Höhle wandert. Sie fristen ihr elendes Leben blos mit den von den Wellen des Meeres ausgeworfenen Fischen, Muscheln, Krebsen, u. s. w. Besonders die Mu-Kuissen sind so blöde, dass sie nicht einmal die einfachsten Waffen, Speere und Pfeile zu verfertigen verstehen, mit welchen sie jagen könnten. Sie sind nur zu furchtsame und unterthänige Menschen; sie fürchten und verehren die Europäer wie überna türliche Wesen — Die Anzahl der Mu-Korokko hat sehr abgenommen, in den nächst verflossenen Jahren ist ein grosser Theil derselben von den Völkerschaften Ohila's, Dschau's und Gámba's ausgerottet worden. Die Übriggebliebenen wohnen zerstreut in der Nähe und südlich von Mossamedes, wo sie mit ihren Viehheerden hin- und herziehen. Seit einigen Jahren haben sie sich zum Theil der portugiesischen Regierung unterworfen und unter den Weissen angesiedelt, wo sie sich mit Landbau beschäftigen.

⁷) Die Mundombe halten die Dongoschnüre in grossem Werthe. Sie werden von den nördlich wohnenden Selles-Volkern aus den Schalen der in ihrem Lande häufigen Landschnecken verfertigt. Die kleinen Scheiben, deren Durchmesser etwa einen halben Zoll beträgt, werden in der Mitte durchbohrt und an einer Schnur aufgereiht; sechs solche Schnüre bilden einen Schmuck, den sie Kiráma nennen. Alle südwärts wohnenden Völker, bis zum 23° S. B., haben diesen ihnen Schmuck sehr gern, und die Frauen tragen ihn am Halse und um den Leib. Im Lande der Kányama habe ich für solche zwei Kiráma einen grossen Ochsen gekauft. Es gibt Frauen, deren Dongoschnüre den Werth von mehr als 12 Ochsen betragen.

⁸) Die freien Kimbunda halten es z. B. für ein Vergehen als gedungene Leute für einen Fremden zu kochen, denn, so sa-

gen sie,— der Fremde kann krank werden, und dann würde der Kimbanda behaupten, dass die Krankheit desselben von dem Gift herrührt, welches in die Speisen gethan wurde. Ferner könnte man sie um keinen Preis der Welt dazu bewegen, dass sie sich einem fremden Kranken nahern, ihm Arzneimittel, oder auch nur einen Trunk Wasser reichen Denn sie furchten, wenn der Kranke stürbe, so könnte der Kimbanda sie als Schwarzkünstler (Gánga) des Todes beschuldigen. Wenn ein auf europäische Weise lebender Mann einem geduugenen freien Kimbunda befehlen möchte, dass er z B das Waschbecken oder den Nachttopf hinaustrage und ausleere, so würde er schon durch den blossen Befehl, wenn er auch nicht befolgt wurde, sich einer bedeutenden Geldbusse (Afeta milonga) schuldig machen, weil er den freien Mann zu einer Sache aufforderte, die nur dem Sklaven zu verrichten gebührt

⁹) Wenn der verstorbene Kissongo mehrere Jahre hindurch mit treuer Anhänglichkeit gedient, mehrere Beweise seiner guten Aufführung gegeben, und vielleicht auch seinem Herrn das Leben oder Gut aus einer augenscheinlichen Gefahr gerettet hat, dann muss der Herr einen bedeutend grösseren Lohn seinen Angehörigen geben, die es noch ausserdem erwarten, dass er an die Stelle des Verstorbenen den nachsten Verwandten desselben zum Kissongo mache, denn diese Leute betrachten das Verhältniss des Kissongo zu seinem Herrn beinahe so, wie das der Frau zum Manne.

II. Hauptstück.

Abreise nach Inner-Afrika.

Katumbela. Makángo Wüste. Die Kippambála. Upá-an-Katumbela. Muschito Bergpass. Das Kopal-Gummi. Das Marimba. Die Kibánda. Provinz Kissandschi.

Am 15. Jänner 1849 nahm ich Abschied von meinen Bekannten in Benguela und verliess die Stadt mit leichtem Herzen, ohne an die Gefahren und Schwierigkeiten, die mir in den Einöden begegnen könnten, zu denken, begleitet von dem Kissongo und Dolmetsch, von meinen drei Sklaven und sechs Tipoia-Trägern. Wir schlugen eine nordöstliche Richtung ein, um den Katumbela Fluss zu erreichen, wohin die Karavane schon am vorigen Tage abgereist war. Nachdem wir das mit Sand bedeckte Flussbett des Cavaco überschritten hatten, setzten wir unsern Weg an seinem nördlichen Ufer über einen grünenden Anger fort.

In anderthalb Stunden erreichten wir die öde Sandfläche des Gestades. Unbeschreiblich ist der Eindruck, welchen diese Einöde auf den Wanderer macht. Links rauschen die Wellen des grossen Oceans, indem sie sich mit Macht an der sandigen Küste brechen, rechts dehnt sich die kahle Wüste aus, auf welcher das Auge nichts findet, dessen Anblick es erheitern könnte. Ueberall sieht man nur die aufeinander gehäuften, kleinern und grössern Dünen und Hügel von beweglichem Sande,

deren gelbliche Oberfläche die Sonnenstrahlen zurückwarf, und über welchen der Dunstnebel wie Rauchwolken schwebte.

Ausser den hie und da vereinzelt vorkommenden, verkümmerten, niedrigen Dorngebüschen und den spärlichen Grashalmen in ihrem Umkreise sieht man keine Spur von Vegetation. Selbst die Vögel scheinen sich in diese traurige Gegend nicht zu verirren, wenigstens ich konnte hier keinen einzigen erblicken.

Gegen zwei Stunden waren wir in der angegebenen Richtung gegangen, als ich von weitem her auf der weisslichen Ebene grösseres Buschwerk erblickte. In der Hoffnung, dort einen Schatten zu finden, wo ich etwas ausruhen könnte, schritt ich gerade auf die Gesträuche zu, aber ich wurde in meiner Hoffnung getäuscht. Die laublosen dürren Aeste der Sträuche gewährten keinen Schatten, und ringsherum war der Boden mit lauter Dornen besaet; dennoch musste ich mich setzen und ausruhen. Die Sonne schoss eben ihre glühendsten Strahlen auf die Ebene herab, und das Thermometer stand auf 42° R. Die erfrischende Seebrise, welche sich gewöhnlich um Mittag erhebt, war dies Mal ausgeblieben, kein Lüftchen regte sich, und die hier auch sonst herrschende Hitze war deshalb noch drückender und unerträglicher. Lautlos blickte ich auf meine Begleiter, die sich mit einem Gelenge-Schweif (Equus Quagga) Kühlung zufächelten von Zeit zu Zeit ausrufend: „Utánya yáluá moine!" (Wahrlich, es ist heiss!). Lächelnd dachte ich bei mir, wenn selbst diese Schwarzen, die ich oft bei einer Temperatur von 30 R. ganz ruhig am Feuer kauern und rauchen gesehen hatte, es sehr heiss finden, was soll ich, ein Kind der gemässigten Zone, dazu sagen?

Das Trinkwasser, welches einer meiner Sklaven in einem irdenen Topf mitbrachte, war ganz lau geworden, und konnte meinen Durst nicht stillen. Doch erholte ich mich etwas, mehr durch Geduld als durch Ruhe, ich stand also auf und setzte die Reise zu Fuss fort, denn die eingeschlossene Luft war in der von der glühenden Sonne erwärmten Tipoia noch unerträglicher.

Wier hielten uns jetzt mehr nach Osten, so dass das Gestade zur linken Seite immer weiter zurückblieb und bald ganz aus unsern Augen verschwand, und wir nur noch das Rauschen des Oceans hörten. Indem wir in dieser Richtung fortschritten, begann der Boden sich allmälig zu senken, und die etwas grünern Gesträuche sowie auch die hie und da erscheinenden üppigern Pflanzen verriethen eine grössere Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit. Hier bestand der Boden aus lehmigem, mit Salpeter geschwängertem Sand. Die zur rechten Seite sich erhebenden Sanddünen und Hügel hörten hier auf, und nach Osten zu sah man in grösserer Entfernung die kahlen Rücken der von Nord nach Süd streichenden Bimba-Kette.

Nach anderthalbstündigem Marsche zeigten die schon ziemlich bedeutende Bodensenkung und die grüne Vegetation die Nähe des Flusses an, und bald erblickten wir die dunkelgrünen Baumreihen, welche dahinschlängelnd die Ufer desselben einfassen. Dieser Anblick flösste neue Kraft in meine von der Hitze und vom Durst erschlafften Glieder, ich beschleunigte meine Schritte, und bald erreichte ich einen Akaju-Hain, und diesen durchschneidend kam ich nach Mittag um 4 Uhr an das steile Ufer des Katumbela.

16. Jänner. An den Ufern des Flusses fand ich die vielen regellosen Haufen der Karavane, die noch mit

dem Hinüberschaffen der Waaren beschäftigt war. Der Fluss hat hier eine starke Strömung; deshalb konnten die Waaren auf den Bimba nur mit Mühe hinübergeschafft werden. Das Bimba ist ein sehr leichtes, aus zusammengebundenen Bambu-Rohrstämmen bestehendes Floss, auf welchem drei bis vier Personen sammt ihrem Gepäcke Platz finden. Obgleich zur Ueberfahrt der Karavane mehrere solcher Bimba gebraucht wurden, so war dennoch auf dem Abhange des steilen Ufers ein grosses Gedränge, denn es ist nicht möglich unter den dummen und hartnäckigen Schwarzen eine Ordnung aufrechtzuhalten. Das Gedränge verzögerte natürlich noch mehr die Ueberfahrt. Dies sehend und wissend, dass ich nicht im Stande sei mit meiner Gegenwart eine bessere Ordnung zu machen, nahm ich meine Flinte und machte einen kleinen Jagdausflug in die Umgegend.

Längs des niedrigen und der Ueberschwemmung ausgesetzten südlichen Ufers fand ich, nicht weit von der Mündung des Flusses, einige mit Dorngebüschen eingehegte Ländereien, welche von Mango (Mangifera indica), Akaju, Pomeranzen, Zitronen und Gongo-Bäumen dicht beschattet wurden. Das Ufer des Flusses bedeckte ein dichter Guajaven-Wald, aus welchem ein die Ohren ergötzender Gesang verschiedener Vögel mir entgegentönte. Besonders zeichneten sich die Kanarien-Vögel (Fringilla angolensis) und Viuva (Fringilla paradensis) durch ihren mannigfaltigen schönen Gesang aus, der von Zeit zu Zeit durch das heisere und unangenehme Geschrei der im Dickicht hausenden Perlhühner (Numida meleagris) unterbrochen wurde. Zuweilen flog eine Schaar Perikiten (Psittacus passerinus) auf und verschwand in der Ferne mit gellem Pfeifen.

Rings herum sah man vereinzelte und mit grünem Röhricht bewachsene Sümpfe und Tümpel, an welchen die rothschnabeligen Löffelreiher (Platalea ajaja) mit bedächtiger Ruhe standen, während die vorsichtigen rothen Flamingo (Phoenicopterus ruber) fortwährend auf und ab gingen, und wie es schien, jede meiner Bewegungen aufmerksam beobachteten; sobald ich mich ihnen nur einige Schritte näherte, flogen sie sofort auf und suchten das Weite. Deshalb liess ich ab von dem Bestreben, einen dieser schönen, aber argwöhnischen Vögel zu schiessen, und suchte mich den in dem nahen Sumpfe hausenden Wildenten zu nähern. Aber die Enten wurden von dem unaufhörlichen Geschrei der Kibitze (Vanellus Caiennensis) aufgeschreckt und begaben sich in die entferntern Teiche, wohin ich ihnen auf dem wankenden Grunde nur mit grosser Mühe folgen konnte. Endlich musste ich auch von der Verfolgung der Enten ablassen, und rächte mich dafür an den violetten Pirolen (Oriolus violaceus), die in grosser Menge zwischen den auf den Wiesen weidenden Viehheerden auf und ab gingen, und an den unschuldigen rothschnabeligen Schneidenvögeln (Croptophaga ani). Nachdem ich mehrere dieser Vögel erlegt hatte, gelang es mir auch noch aus einem in meiner Nähe vorbeifliegenden Flug eine Bisamente (Anas moschata) zu schiessen. Erfreut über dieses nicht mehr gehoffte Glück wandte ich mich zur Rückkehr, um so mehr, da ich die Mündung des Flusses, wohin ich gerne gegangen wäre, wegen der vielen Moorgründe und Sümpfe nicht erreichen konnte. Mit leichter Last, aber tüchtig ermüdet, kam ich nach fünfstündiger Jagd in unserm Lager an.

Zu beiden Seiten des Flusses ausgebreitet liegt die Ortschaft Katumbela, die etwa 100 niedrige und meistens mit Rohr gedeckte Häuser zählt, unter welchen sich das Regierungshaus (Regencia) und einige Privatwohnungen auszeichnen, die ein hübsches Aeusseres und Ziegeldächer haben. Die Mehrzahl der Einwohner besteht aus eingebornen Mundombe und Mischlingen; Europäer gibt es wenig unter ihnen; sie leben besonders vom Handel, den sie mit den aus dem Innern herankommenden Karavanen treiben, die an dieser Furth den Fluss passiren; doch beschäftigen sie sich auch mit Landbau und erzeugen auf dem von den Ueberschwemmungen des Flusses befruchteten Boden, ausser verschiedenen Gemüsearten, Maniok, Mais, Kartoffeln, Pataten (Karà), Bananen und Ananas.

Am südlichen Ufer des Flusses steht auf einem neben der Furth sich erhebenden konischen Hügel ein mit sechs Geschützen versehenes Fort, welches die Ortschaft und die Furth gegen die räuberischen Stämme der Nachbarschaft schützt.[1] Obgleich die Wohnsitze dieser Stämme gegen 20 Meilen entfernt sind, so belästigen sie doch nicht selten diese Ansiedelung. Das am nördlichen Ufer befindliche Zollhaus gehört der Regierung, die es dem Meistbietenden verpachtet; der Pächter ist verpflichtet, zur Ueberfahrt eine hinlängliche Anzahl Bimha zu halten und die Reisenden sammt ihrem Gepäcke für eine bestimmte Taxe überfahren zu lassen.

Der Katumbela Fluss ist ziemlich breit und tief; er entspringt in der südöstlich gelegenen Gebirgsgegend Kitata; nachdem er von den Gebirgen herabstürzend und die grösstentheils unbewohnte, felsige Gegend durchschneidend sich mit mehreren Gebirgsbächen ver-

einigt hat, wird er zu einem mittelmässigen Fluss, der jedoch während der periodischen Regen beträchtlich anschwillt und aus seinen Ufern tritt. In seinem nordwestlichen Laufe bildet er mehrere Wasserfälle und trennt in der Richtung von Ost nach West die Provinzen der unabhängigen Ganda- und Kissandschi-Völker von den portugiesischen Besitzungen. Hier fliesst er in einem tiefen Bette, zwischen steilen und felsigen Ufern und bricht sich Bahn durch eine enge Gebirgsschlucht, wo er den schönen Upa Wasserfall bildet; von hieraus erreicht er in einer Strecke von 12 Stunden das Meer, wo er während der Regenzeit mit seinen vielen Armen ein kleines Delta bildet. In keiner Jahreszeit ist er schiffbar; die Mündung ist von einer Barre versperrt, weiter oben aber hat der Fluss in seinem felsigen Bette viele Stromschnellen.

17. Jänner. Endlich um die Mittagszeit war die ganze Karavane, zwar mit grossen Wirrungen, doch ohne weiterem Unfall über den Fluss gesetzt. Nun fuhr auch ich hinüber, berichtigte im Zollhause am jenseitigen Ufer die Taxe für meine Waaren und Lastträger und folgte der Karavane, die ich in geringer Entfernung im Schatten wilder Feigenbäume in zahllosen Gruppen gelagert fand.

Es ist unmöglich den Eindruck, den der an solche Scenen noch nicht gewöhnte Europäer beim Anblick einer so grossen Anzahl von Eingebornen empfindet, sich vorzustellen oder zu schildern. Den weiten Raum nimmt ein Gemisch der allerbuntesten Gruppen ein. Hier sieht man Einige hochmüthig auf und abgehen: das schwarze von Fett glänzende Wollhaar ist in unzählige kleine Flechten geflochten, und mit weissen und rothen Glasperlen geschmückt; die Kleidung be-

steht aus neuen auffallenden Stoffen von rother, gelber, grüner oder andern grellen Farben. Dort kauern Andere neben ihren Lasten : sie sind heinahe ganz nackt, oder blos mit abgenützten Fellen von verschiedenen wilden Thieren dürftig bekleidet : lautlos nagen sie an einem Stücke halbgebratenen, getrockneten Fisches. In der Stadt konnten sie sich keine neue Kleider verschaffen; deshalb verdingten sie sich als Lastträger und haben nun die Hoffnung, für den Trägerlohn in der Heimat die gewünschten Zeuge sich zu verschaffen. Hier sind Mehrere in heftigem Wortwechsel begriffen; vor ihnen liegen auf dem Boden verschiedene Stoffe ausgebreitet: sie theilen die Zeuge, die sie für ihre gemeinschaftlich verkauften Waaren erhalten haben. Tausend Mal untersucht und betastet ein jeder das Zeug, welches er bekommen, bis er sich endlich dabei beruhigot. Oft kann die Theilung nicht mit Güte bewerkstelligt werden; der heftige Wortwechsel artet nur zu bald in eine tüchtige Schlägerei aus, um so eher, weil der mitgebrachte Branntwein noch nicht ausgegangen ist. Dann ergreifen sie die kurze Keule (Hunya) die sie immer im Gürtel tragen, und zertrummern damit einer des andern Glasperlen, womit das wollige Haar ihres Hauptes geschmückt ist Doch haben diese Raufereien nur selten schlimmere Folgen; die Umstehenden legen sich bald in's Mittel und machen den unsanften Berührungen ein Ende. Wahrend diese mit Zanken und Streiten ihre Stoffe vertheilen, verzehren Andere mit gemüthlicher Ruhe die aus der Stadt mitgebrachten, getrockneten und auf der Gluth halb gebratenen Fische; inzwischen küssen sie gar oft den Mund der mit Branntwein gefüllten Kalabasse; endlich springen sie auf, und beginnen

ohne Musikbegleitung, aber mit starkem Händeklatschen und lautem Gesang ihren obscoenen Tanz zu tanzen.

Dort sind wieder andere Lastträger mit ihren Ballen beschäftigt; sie machen sie auf und verpacken sie anders, um sich dadurch einige Erleichterung zu verschaffen.

Mitten unter diesen mannigfaltigen, wimmelnden Haufen sieht man hie und da kokette Lustdirnen (Kafekn) einherstolziren. Ihr Haar ist mit bunten Glasperlen geschmückt; das weite, flatternde, grellfarbige Gewand ist am Leibe mit einem langen weissen Gürtel eng zusammengeschnürt. So gehen sie auf und ab, den Eigenthümern der Waaren freundliche Blicke zuwerfend, um sich ihnen zum gefälligen Dienste zu empfehlen. Unter das Getümmel und Geräusch der Menschen mischt sich das Lärmen der Thiere: das Grunzen der Schweine, das Blöcken der Ziegen, das Gackern der Hühner, die man auf allen Seiten schlachtet und deren Fleisch man an den unzähligen Feuern braten lässt. Wahrlich ein Karavanenlager lässt sich mit nichts anderm als mit einem grossen Zigeunerlager vergleichen.

Von hieraus gegen Osten erstreckt sich eine felsige kahle Gegend, wo man keine Wasserquelle findet, so dass von hieraus das erste Trinkwasser etwa 12 Meilen entfernt ist. Deshalb pflegt hier die Karavane nach Mittag zwischen 3 und 4 Uhr aufzubrechen und die ganze Nacht hindurch zu marschiren, um am folgenden Mittag jenseits des kahlen Bergrückens die Wasserstelle zu erreichen. Diesen dürren und nackten Landstrich, der von den Küsten nach Osten bis zu einer gewissen Breite sich erstreckt, nennen die Eingebornen **Makango**. Der nackte Erdgürtel erstreckt sich nicht nur hier, son-

dern auch weiter südlich bis in die Nähe des Vorgebirgs der Guten Hoffnung, parallel mit der Küste und von Westen nach Osten mit veränderlicher Breite. Die Bergrücken dieses Gürtels sind bald mehr bald weniger steil, aber überall sehr felsig. Wenn wir diese Bergrücken übersteigen, so erreichen wir die erste Hochebene, welche die von Südwest kommenden Seewinde nicht mehr erreichen und folglich auch die aus dem Innern des Kontinentes kommenden Wolken nicht zerstreuen, weshalb auch dort in den betreffenden Jahreszeiten der Regen nicht ausbleibt. Diese Hochebene ist demnach mit einer grünen Vegetation bekleidet, und auch das Klima ist dort um vieles gesunder als an den Küsten.

Ich versah mich mit dem nöthigen Trinkwasser und folgte der Karavane nach. Mit leichten Schritten erklomm ich die erste Terrasse, angespornt von der Sehnsucht, je eher meinen Gesichtskreis zu erweitern und von dem Bergrücken einen Blick auf die innern Landschaften zu werfen. Als ich aber den ersten Höhenzug erklommen hatte, da sah ich nichts, als die sich weithin erstreckenden und von tiefen Thalschluchten zerrissenen kahlen Bergrücken, und nur die hie und da in verschiedenen Gestalten emporragenden Berggipfel verliehen der öden, wilden Gegend einige Abwechslung. Der schmale Pfad, welcher die steilen Berge und tiefen Thäler hinan und hinabführte, war mit kleinen runden, unter dem Tritte beweglichen Kieseln besäet, so dass das Gehen sehr schwierig und ermüdend, und, besonders beim Hinabsteigen, oft sogar gefährlich war. Die Karavane konnte demnach sich nur langsam vorwärts bewegen, und da man einzeln, einer hinter dem andern, marschiren musste, so bildete sie eine lange Linie von mehr als zwei Meilen

Auf jedem Schritte hemmte ein neues Hinderniss ihren Fortgang. Strauchelte oder fiel einer der Vorangehenden, so mussten die Nachfolgenden gleich stille halten, denn zu beiden Seiten gähnten tiefe Abgründe, die jedes Ausweichen und Vorbeigehen unmöglich machten, um so mehr, da die Lastträger mit ihren langen Mango hängen blieben und nur vorwärts gehen konnten, ohne seitwärts oder rückwärts ausweichen zu können.

Dieses langsame, mit ewigen Unterbrechungen verbundene Marschiren war mir unerträglich, und indem ich eine offenere Gegend fand, versuchte ich die den Weg einschliessenden steilen Anhöhen zu erklimmen und so der Karavane zuvorzukommen. Dies war ein unnützer Versuch; ich konnte meinen Zweck nicht erreichen, sondern setzte mich noch grössern Ungelegenheiten aus. Von Fels zu Fels kletternd eilte ich voraus, ohne darauf zu achten, ob mir meine Sklaven mit den Lebensmitteln und dem Trinkwasser nachfolgen. So hatte ich mich eine Stunde lang abgemüht, ohne die Spitze der Karavane zu erreichen; der schmale Pfad war noch immer von den sich drängenden Massen besetzt, und ich überzeugte mich, dass es keine Möglichkeit sei, der Karavane zuvorzukommen. Ich stieg also wieder hinab und gesellte mich zu denen, die sich auf dem Wege langsam vorwärts bewegten. Aber der Sklave mit dem Trinkwasser war zurückgeblieben, und es quälte mich ein brennender Durst. Umsonst bat ich diejenigen, die in meiner Nähe waren, sie möchten mir für Bezahlung einen Trunk Wasser geben: ich erhielt immer nur die Antwort, sie hätten keins. Auf den Sklaven zu warten, der sehr weit hinten zurückgeblieben war, dazu fehlte mir die Geduld; ich setzte also durstig meinen

Weg fort. In den engen und tiefen Thalschluchten, welche die aus vulkanischem Gestein bestehenden Gebirge durchschneiden, entstehen während der Regenzeit stürzende Giessbäche, während der trockenen Jahreszeit aber findet man nirgends Wasser. Umsonst suchen wir auch irgend einen Schatten; wir finden nur hie und da vereinzelte, halb verdorrte Dornensträuche und Kassoueren (eine Art Aloe), und neben dem Pfade liegen gebleichte Menschenknochen zerstreut, welche dem unglücklichen Wanderer das schreckliche Loos anzeigen, das seiner wartet, wenn er vor Durst und Müdigkeit verschmachtend zurückbleibt.

Die glühende Sonne neigte sich endlich zum Untergang, und der kühle Abend folgte. Jetzt wäre das Marschiren erträglicher gewesen, wenn nicht die nur zu bald eintretende Dunkelheit das Fortschreiten auf dem engen und unebenen Wege noch schwieriger und langsamer gemacht hätte. Die ungeduldige, energische Thatkraft, die mich vorher beseelt hatte, war durch die von der Hitze geöffneten Poren nach und nach verdampft: lautlos und ganz ruhig folgte ich nun den Lastträgern, die vorsichtig und geräuschlos vor mir gingen; die allgemeine Stille wurde nur zuweilen von einem aus seiner Stelle fortbewegten und in die Tiefe hinabrollenden Stein, oder von dem Fluchen eines gestrauchelten und gefallenen Trägers unterbrochen.

Nachdem ich über mehrere tiefe Schluchten, die in der Dunkelheit ein schreckliches Aussehen hatten, hinüber gekommen war, gelangte ich endlich um Mitternacht auf eine Anhöhe, von welcher ich in dem unten sich ausbreitenden Damba yal Vissougl Thal die zerstreuten Feuer der Karavane erblickte, die sich dort

zur Ruhe lagerte. Dieses Thal ist mit dornigen Gebüschen bedeckt und dient den hier durchmarschirenden Karavanen zum Ruheplatz für einige Stunden, obgleich es kein Wasser hat

Gequält vom Hunger und noch mehr vom Durste, suchte ich meinen Kissongo, der mit dem Gepäcke vorausgegangen war; denn die rückwärts gebliebenen Sklaven, welche die Nahrungsmittel trugen, konnte ich nicht hoffen sobald zu finden Aber jedermann war nur mit sich selbst und seinem Schicksal beschäftigt, niemand antwortete auf meine Fragen; mit Güte konnte ich durchaus keinen Trunk Wasser erhalten. Ich sah mich also um, und da ich in meiner Nähe neben einigen am Feuer schlafenden Menschen eine Kalabasse erblickte, so stürzte ich mich sogleich, wie der Tiger auf seine Beute, auf die Kalabasse und löschte meinen Durst; nur wenig Wasser liess ich dem Eigenthümer zurück; dann trollte ich mich weiter und verfolgte den Weg, auf welchem nur noch Wenige vorwärtsgingen.

Indem ich so an den Feuern, bei welchen die einzelnen Gruppen lagerten, vorbeiging, fragte ich fortwährend nach meinem Kissongo; da ich aber in der Sprache der Eingebornen noch nicht sehr bewandert war, so konnte ich ihre langen Antworten nicht verstehen. Deshalb gebrauchte ich sehr oft auch unwillkührlich das portugiesische Fragewort: „Como", so dass endlich die Schwarzen das von mir so häufig gehörte Wort von Mund zu Mund mit lautem Gelächter wiederholten, und bald erscholl im ganzen Lager der Ausruf: „Enganna Komo va pita", d. h. „Hier geht der Herr Komo". Meinen wahren Namen kannten sie noch nicht; deshalb nahmen sie bald den mir zufällig ertheilten Namen allgemein

an[1]), und nachher suchte ich umsonst, meinen wirklichen Namen ihnen zu erlären und begreiflich zu machen; in Inner-Afrika kennt man mich auch jetzt nur unter dem Namen Engānna Komo.

Ich stolperte noch eine geraume Zeit im Dunkel herum, bis ich endlich eine an mehreren Feuern gelagerte Gruppe erreichte, bei welcher sich nebst dem Kissongo auch schon die Lastträger befanden. Auch sie begrüssten mich schon, zu meinem nicht geringen Erstaunen, mit dem Namen Enganna Komo.

Der Karavanen-Chef Mursea, der ebenfalls an dieser Stelle gelagert war, reichte mir sogleich einige Bissen, und nachdem ich Hunger und Durst gestillt hatte, streckte ich mich auf dem Erdboden aus und versank in einen tiefen Schlaf, aus welchem mich nur der rauhe Ruf des Kissongo's: „Kuvátya pita" (Die Morgenröthe kommt) erweckte. Von Schlaf und Müdigkeit taumelnd setzte ich den Weg fort; die mir nachfolgenden Lastträger bestrebten sich je eher das Wasser zu erreichen, und ihre langen Stangen geriethen jeden Augenblick an meinen Rücken und warfen mich oft beinahe um. Endlich wich das Dunkel der Morgenhelle, und auch der Weg wurde nun ebener; ich setzte mich also in die Tipoia und liess mich tragen; so konnte ich die kahle Gegend vor mir mit gemüthlicher Ruhe betrachten.

Jetzt bemerkte ich in geringer Entfernung mit Schiessgewehren und Assagaien bewaffnete Männer, die, ohne anderes Gepäck zu haben, an der Seite blos einen ledernen Sack und eine Kalabasse trugen. Lautlos standen sie da und verfolgten mit ihren Blicken die in der Nähe vorbeiziehende Karavane. Es waren, wie man mir berichtete, sogenannte **Kippambála**, gefürchtete

Wegelagerer und Räuber, die sich aus den an die Makango Wüste grenzenden Ländern Ganda, Kissandschi und Selles in die Nähe des Karavanenweges begeben, um auf Beute zu lauern. Wenn sie sehen, dass die Karavane von einer bedeutenden Waffenmacht beschützt wird und dass es nicht rathsam ist, dieselbe offen anzugreifen, so folgen sie dem Zuge in einer gewissen Entfernung nach, um diejenigen, die etwa aus Unvorsichtigkeit oder Ermattung zurückbleiben, aufzufangen und in die Sklaverei zu schleppen. Dürfen sie aber einen guten Erfolg sich versprechen, so greifen sie die ganze Karavane an, indem sie sie von allen Seiten umzingeln und alles niedermetzeln, was sich ihnen widersetzt; wer sich nicht durch schleunige Flucht retten kann, wird gefangen, gebunden und als Sklave fortgeschleppt.

Später machte ich die Erfahrung, dass vielleicht kein Tag verging, ohne dass ich auf meinen Reisen in den bevölkerten Gegenden Räuberbanden getroffen hätte; deshalb können im Innern Afrika's die Waaren nur in Begleitung einer hinlänglichen Waffenmacht transportirt werden.

Indem wir unsern Weg fortsetzten, erblickten wir bald die bläulichen Massen der sich südwestlich erstreckenden Gebirge von Ganda, welche wie mächtige Festen die Makango Wüstenei im Osten begrenzen, und auf deren Plateau es schon bewohnte Gegenden gibt.

Nach fünfstündigem Marsche erreichten wir endlich die Grenze des felsigen, unfruchtbaren Landstriches, und einen steilen Abhang hinabsteigend kamen wir in ein langes schmales Thal, welches von Norden nach Südosten hohe Granitberge einschliessen. An der Südseite des Thales fliesst der Katumbela, der zwischen

niedrigem aber dichtem Unterholz in seinem felsigen Bette mit grossem Brausen dahinströmt. Um die Mittagszeit erreichten wir den Upa-Katarakt, wo die Karavane im Schatten der Incendera Bäume (eine Platanen-Species) sich lagerte. Begierig den Katarakt zu sehen, eilte ich sogleich durch den schmalen Waldsaum an den Fluss. Dieser bietet hier einen prächtigen Anblick dar. Beide Ufer werden von hohen Incendera Bäumen beschattet, und der 50 Klafter breite Fluss wird von zwei gegenüber stehenden Felswänden plötzlich bis auf 4 Klafter eingeengt und stürzt im Halbkreise von einer drei Klafter hohen Anhöhe hinab; dann eilen die vom Falle schäumenden Wellen mit grosser Schnelligkeit weiter, und bilden im felsigen Bette viele kleine Wasserfälle. Das Rauschen des Flusses mitten in der schweigsamen Einöde weckt ernste Gefühle in der Brust des Wanderers; das lebendige Grün des die Ufer umsäumenden schönen Gehölzes wird von der kahlen, öden Umgegend noch mehr gehoben, und der Upa-Katarakt erscheint mitten in der Makango Wüste wie ein Paradies.

Während ich den Wasserfall besichtigte, kamen nach und nach auch meine Lastträger an, und häuften die Waaren in der Mitte des im Schatten aufgeschlagenen Lagers auf; seit meiner Abreise aus der Stadt konnte ich jetzt zum ersten Mal meine Waaren in Augenschein nehmen, doch fand ich alles richtig und in gutem Stande.

Bald wurde die unbewohnte Einöde von dem Getümmel des Karavanenlagers belebt. Ringsumher loderten Feuer auf, und bald verbreitete sich von allen Seiten der Geruch des bratenden Fleisches und der schmorrenden Fische. Auch ich sättigte mich an den von Benguela mitgebrachten Speisen und trank darauf einige

Glaser Porto, welche mich die Mühseligkeiten der nächtlichen Reise sehr bald vergessen machten.

Die Gegend, in welcher wir jetzt lagerten, war, wie ich schon bemerkte, ein langes, aber kaum ¼ Meile breites Thal, welches im Norden und Osten von hohen Gebirgen eingeschlossen ist, und im Süden durch den Katumbela von den Makango getrennt wird. Den aus Sand und rothem Thon bestehenden Boden desselben bedecken dornige Gesträuche und Bäume, deren Dornen den Klauen der Katze ähnlich sind. Auf den kahlen Abhängen der das Thal umringenden Anhöhen sah man nur weissliche Gneiss-Massen, über deren steile Rücken uns unser Weg führen sollte. Deshalb betastete ich schon im Voraus meine Beine, gleichsam bezweifelnd, ob ich wol im Stande sein werde, die steilen Abhänge zu erklimmen. Doch beruhigte ich mich bei dem Gedanken, dass ich dort, wo ein mit 90 Pfund belasteter Mann hinaufsteigen kann, doch auch im Stande sein werde hinaufzukommen, da ich nur leicht gekleidet und blos mit zwei Pistolen und einem Hirschfänger, belastet war. Ich besuchte noch ein Mal den anmuthigen Wasserfall, und weidete mich mit Entzücken an den vielfarbigen Regenbogen, welche von den in den aufsteigenden Wassernebeln gebrochenen Sonnenstrahlen gebildet wurden, und mit deren Farbenpracht nur die hie und da flatternden herrlichen Schmetterlinge wetteiferten.

Das Thermometer zeigte hier im Schatten 26° R.; in der schattenlosen felsigen Makango-Wüste stieg es bis auf 35°.

19. Jänner. Die Vortruppe machte sich schon frühzeitig auf den Weg, ihr nach folgten die Lastträger, ohne Ordnung, sich drängend und stossend, bald voran-

eilend bald zurückbleibend. Um während des Hinansteigens auf dem engen Pfade, wo nur einer hinter dem andern gehen konnte, das ewige Stehenbleiben zu vermeiden, blieb ich auf den Rath meines Kissongo's noch eine Weile im Lager, und brach erst gegen Mittag auf, dem Nachtrab folgend und begleitet von einer Anzahl Mukuendye *), die sich mir um einen geringen Lohn bis Bihé als Leibgarde verdungen hatten.

Nach einem einstündigen Marsche erklommen wir, den Katumbela zur rechten Seite lassend, einen bis zum Fluss reichenden Bergrücken, dann gelangten wir in den Muschito Engpass, der von zwei in südlicher Richtung streichenden, parallelen Bergzügen gebildet wird. Hier wendet sich der Weg nördlich und zieht sich auf dem Gebirgsabhang dahin bald bergauf bald bergab steigend. Nachdem wir diesen beschwerlichen, von Fels zu Fels hinauf und hinabführenden Weg etwa 3 Stunden lang verfolgt hatten, begann die bisher enge Thalschlucht sich zu erweitern, während sie hie und da von querüber laufenden hohen Felsenwänden versperrt wurde, über welche wir als eben so viele Stufen hinübersteigen mussten. Das niedrige Gehölz wurde hier üppiger und mannigfaltiger, und unter den Dornengebüschen zeigten sich schon auch Kakteen, Agaven und andere Gewächse. Das Thal erweiterte sich immer mehr, und die Vegetation wurde immer üppiger. Nun ging unser Weg mitten durch das lange Sabale-Gras, welches die Höhe eines Mannes übertrifft, und dessen zweischneidige, feine, lange und biegsame Blätter das Gesicht leicht verwunden, weshalb man sie mit einem Stock behutsam abwenden muss. Nachdem wir die Grasfläche verlassen hatten, kamen wir in einen, für die Sonnenstrahlen ganz undurchdringlichen

Urwald (Muscbito), von welchem wahrscheinlich auch der erwähnte Engpass seinen Namen erhalten hat.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, und der das Thal gegen Westen einschliessende hohe Berg verdeckte ihre Strahlen vollständig; deshalb dunkelte es bereits im dichten Walde, und die Gegenstände waren in einen dunkelgrünen Schleier gehüllt. Die Luft erfüllte der Gesang der verschiedenen Singvögel, die ihre Nachtlager aufsuchten, von Zeit zu Zeit hörte man besonders die einfachen Rufe des Ziegenmelkers. Die Karavane lagerte sich unter uralten Eichen längs eines Baches, der in einem tiefen, grabenförmigen Bette langsam dahin rieselte, und bald erschollen von den auflodernden Feuern her die Klänge der Stahlfedern des Visandschi Instrumentes, welch eigenthümliche Musik bis in die späte Nacht dauerte.

20. Jänner. Die Karavane brach frühzeitig auf und bewegte sich auf dem engen Wege in der Ebene vorwärts. Ich folgte dem Nachtrab und schritt fröhlich einher unter den von dem reichlichen Thau der Nacht triefenden Baumzweigen, und athmete in vollen Zügen den balsamischen Duft der mannigfaltigen Blumen ein. An den mit verschiedenem Laubwerk bedeckten, riesengrossen, uralten Bäumen rankten unzählige Schlingpflanzen bis zu den höchsten Zweigen empor; hier hingen von den breiten Aesten die bartförmigen, blonden Tillandsia Gräser in grossen Klumpen herab; dort wucherten in den Spalten der umgestürzten, im ewigen Schatten liegenden, feuchten und halb vermoderten Baumstämme die verschiedenen Cryptogamien; die Aeste und Stämme umarmten Arum, Caladium, Dracontium, Epidendrum, Passifloren, Agaven und andere Gewächse,

während im Schatten wie brennende Fackeln die glockenförmigen, rothen Lantanen, Heliconien und Bromelien blühten.

Ein Europäer, der es nicht gesehen, hat gar keine Vorstellung von dem strotzenden Reichthum der in der Tropenzone auf feuchtem Boden wuchernden Waldvegetation. In Afrika jedoch wechseln die Scenen sehr schnell; oft trifft man in der Nachbarschaft der üppigsten Flur die allerkahlste Gegend, je nachdem der Boden feucht oder trocken ist. Dies war auch hier der Fall. Auf den Bergen, welche das mit der üppigsten Vegetation bekleidete Thal einschliessen, sah man nur ein niedriges, verkümmertes Gestrüpp.

Auf den von der Sonne beschienenen Aesten spielten die grossschnabeligen Tukanen, die von einem Zweig auf den andern fliegend den herrlichen Glanz ihrer prächtigen, orangefarbigen, mit glänzendem Schwarz gesäumten Halsfedern zeigten. Ich durfte aber nicht auf sie schiessen, denn kraft des von den Karavanen befolgten Gesetzes darf niemand unterwegs ohne einen wichtigen Grund schiessen, jeder Schuss gilt als Zeichen einer Gefahr[1]; ich musste mich also mit dem Anblick der schönen Vögel begnügen.

Gegen Mittag erreichten wir das Ende des dichten Muschito Waldes und kamen auf eine Ebene, die hie und da von vereinzelten, ungeheuren Imbondero Bäumen[2] beschattet war. Hier hielt die Karavane eine kleine Rast (Uhima). Am Bache, welcher unter einem die Ebene im Osten begrenzenden Berg dahinfliesst, bemerkte ich mehrere aus Baumästen errichtete und mit trockenem Grase gedeckte Hütten (Schingo), vor welchen Menschen standen. Dies waren Kopalgummi-Sammler.

Die Waldungen, welche die Berge der Umgegend bedecken, haben einen Ueberfluss an Bäumen, aus denen das Kopalgummi (Kokoto) hervorquillt, und weil gegenwärtig dieses Gummi ein bedeutender Handelsartikel ist, so beschäftigen sich viele Eingeborne mit dem Einsammeln desselben. Sie kommen aus den benachbarten bewohnten Gegenden in grössern und kleinern Schaaren hieher, ausgerüstet mit einer Hacke und den nöthigen Lebensmitteln. Während der Nacht ziehen sie sich in die erwähnten Hütten zurück; am Tage aber sind sie im Walde und sammeln das Gummi.

Der Gummibaum (Acacia nilotica) hat am Stamme und an den Zweigen mehrere grössere und kleinere Wülste, aus deren Spalten das Harz herausquillt, welches tropfenweise auf den Boden fällt und nach und nach zwei bis drei Klafter (?) tief in das Erdreich dringt, wo es sich dann vollständig verdichtet, und in ein paar Jahren ganz gelb wird. In diesem Zustande wird es ausgegraben, in Stücken, die oft mehrere Pfund schwer sind. Doch ist es nicht immer so rein, oft ist es sehr erdig und hat eine undurchsichtige graue, ja schwarze Farbe, besonders wenn es bald nach dem Herabtropfen ausgegraben wird und folglich nicht genug Zeit hatte, bis zur gehörigen Tiefe einzudringen und sich dort von den erdigen Bestandtheilen zu reinigen. Deswegen hat das Kopalgummi auf dem Markte einen sehr verschiedenen Preis, je nach seiner verschiedenen Qualität. Weil nun aber schon seit geraumer Zeit sich eine grosse Anzahl mit dem Einsammeln desselben beschäftigt, so ist der von selbst hinabtropfende Saft nicht mehr hinreichend, deshalb macht man in den Baumstämmen einzelne Einschnitte, durch welche das Harz alsbald in reichlicher Menge hervor-

quillt und gegen 3 Monate lang ununterbrochen heraustropft; dann schliessen sich die Oeffnungen und der Baum stirbt ab. Doch hat man bisher keinen Mangel empfunden; so häufig wächst hier die erwähnte Akazie. Es ist ein mittelgrosser Baum, mit graulicher Rinde, ausgebreiteten Aesten und rundlichen, sich weich anfühlenden, grellgrünen Blättern.

Die Karavane konnte nun in dem sich immer mehr erweiternden Thale ohne Hinderniss vorwärts marschiren; ich verliess die Tipoia und ging wieder zu Fuss. Nachdem wir mehrere, das Thal kreuzende Bäche, deren Bett von den Regengüssen sehr tief ausgewaschen war, übersetzt hatten, lagerten wir uns zwischen 5 und 6 Uhr Abends zur Nachtruhe, auf einer von tiefen Grähen durchschnittenen Ebene. Aber viele eilten voraus, besonders die Lastträger, und setzten ihren Weg auch während der Nacht fort, um je eher die bewohnte Gegend zu erreichen, wo sie Nahrungsmittel finden konnten, die ihnen bereits ausgegangen waren.*)

21. Jänner. Die Karavane brach schon vor Anbruch der Morgendämmerung auf und eilte mit raschen Schritten vorwärts. Mit beinahe unglaublicher Schnelligkeit können diese, mit einer 90 Pfund schweren Last beladenen Menschen eine beträchtliche Zeit hindurch marschiren, besonders wenn sie von der Furcht oder von der Neugierde angespornt werden. Sie wissen es, dass die Nachricht von dem Anmarsche der Karavane sich gewiss schon in den nahen bewohnten Gegenden verbreitet hat, und dass man sie dort bereits mit den Nahrungsmitteln und Erfrischungen, mit Fleisch, Bohnen, Mais, Maniokmehl, und — was auf die Kimbunda die aufreizendste und angenehmste Wirkung macht — mit

dem sogenannten Kimhombo[1] erwartet. Dieser Gedanke und andrerseits die Furcht, dass die Vorangeeilten den Vorrath vor ihrer Ankunft aufzehren könnten, beschleunigten so sehr ihre Schritte, dass ich ihnen nur in meiner Tipoia nachfolgen konnte.

Die in paralleler Richtung streichenden hohen Gebirgsrücken, welche die Thalschlucht bilden, verschwanden allmälig hinter uns, aber vor uns erstreckten sich ein Bergzug in westlicher und ein anderer in östlicher Richtung, und vereinigten sich dann mit mehreren von Norden kommenden Gebirgszweigen, zwischen welchen eine ausgebreitete Hochebene liegt. Hier war der Boden schon überall von einer reichen Vegetation bedeckt, mit welchen die in regellosen Massen übereinander gethürmten Granit- und Gneissfelsen auf den hohen Gebirgen einen auffallenden Kontrast bildeten.

Unser Weg führte uns durch Waldungen, die mit Heliconien und Bignonien dicht verwachsen, und abwechselnd durch Flächen, die mit hohem Sabale-Gras bedeckt waren, da merkte ich in geringer Entfernung eine Gruppe bunt gekleideter Menschen, die um eine, auf einer langen und dünnen Stange aufgepflanzte Fahne geschaart waren. Ich sah sogleich, dass diese Menschen nicht zur Karavane gehörten, denn sie waren festlich gekleidet; aber wer sie wären, das konnte ich nicht erfahren. Ich bemerkte ferner, dass sich auch viele Leute von der Karavane zur Gruppe gesellten. Als ich nun näher kam, da erscholl plötzlich eine rauschende Musik, deren sonderbare Töne eine nicht unangenehme Wirkung auf mich machten. Erst jetzt erfuhr ich, dass dies ein improvisirtes Concert der M a r i m b a-Künstler sei. Sie hatten nemlich den Geruch der Branntweinfässer

des europäischen Gastes gewittert, und hielten es für gut, seine Laune schon unterwegs mit ihrer Musik aufzuheitern, um so desto mehr auf seine Freigebigkeit rechnen zu können. Die Begleiter der Musiker stellten sich sogleich im Kreise auf und begannen zu tanzen, zugleich sangen sie mit kräftiger Stimme folgendes improvisirte Lied zu meiner Begrüssung:

In der abunda Sprache.	Deutsch.
Enganna Komo jé já	Herr Komo ist angekommen
Vá pita olo feka	Unter uns in unserm Lande,
Vá tunda Kombákká [*]	Verlassend die Stadt,
Vá pita lumbiri	Leicht schreitend einher
Olo kussenge olo manda	Ueber Berg und Thal,
Ámbátá v' átentu;	Uns bringend Branntwein,
Nánga olo fundánga	Stoffe und Pulver.
Tutyissole méne néne	Sehr willkommen sei er,
Schonange takula tyivua vua.	In Gottes Schutz lebe er.

Ich stieg aus der Tipoia und hörte, wenigstens mit geheucheltem Wohlgefallen, das zu meinem Preise gedichtete afrikanische Lied an, zugleich zählte ich mit einiger Besorgniss die Mitglieder des Musik- und Gesangchors, denn danach musste ich die Anzahl der Branntweinflaschen, die ich als Lohn für diese besondere Auszeichnung zu geben hatte, bestimmen. Ich konnte mich wieder von der Wahrheit des Virgil'schen Verses überzeugen: „Fama malum quo non aliud velocius ullum“, u. s. w. Denn ich wusste nicht einmal noch, wohin ich kommen werde, als mein neuer Name, der mir während des nächtlichen Herumirrens angehängt wurde, die Makango-Wüste und den langen Muschito-Pass hindurch vorauseilend sich auch schon in der bevölkerten Gegend verbreitet hatte.

Das M a r i m b a ist ein bei allen südafrikanischen Völkern sehr verbreitetes Instrument und wird allen andern Instrumenten vorgezogen. Die Häuptlinge und wohlhabenderen Männer halten oft mehrere Marimbaspieler, d. h. Embendu, an ihrem Hofe. Das Marimba besteht aus zwei halbrunden, von einander eine Spanne weit abstehenden hölzernen Reifen, auf welche zwei schmale Riemen von der Haut wilder Thiere gespannt sind. An diese Riemen werden gegen 30 dünne, etwa spannenlange, hölzerne Platten befestigt, so dass zwischen den Platten ein Zoll breiter Zwischenraum bleibt. Unter den Platten und zwischen den erwähnten zwei Reifen sind gegen dreissig, sich stufenweis verjüngende, länglich runde, oben geöffnete Kalabassen angebracht; an jeder dieser Kalabassen ist seitwärts eine kleine, etwa einen halben Zoll weite Oeffnung, über welche ein Stück von starkem, weissem Seidenstoff gespannt ist. Die grösste der Kalabassen hat einen Durchmesser von etwa 5 Zoll und eine Länge von anderthalb Spannen, die kleinste dagegen misst im Durchmesser nur 2 Zoll und in der Länge kaum eine halbe Spanne.

Dieses sonderbar konstruirte Instrument hat eine runde Gestalt und misst beinahe eine halbe Klafter; es ist mehr unbequem als schwer zu tragen, und hängt an einem über die Schultern geworfenen Riemen bis auf den Bauch herab, wobei die Platten eine wagrechte Richtung haben. Auf diesen Platten wird nun mit einer Art Schlägeln gespielt, so wie man auf den Saiten der Zimbel spielt. Die Töne der Platten wiederhallen von den Kalabassen, und sind, obgleich dumpfklingend, wegen der grossen Abstufung, die man ihnen geben kann, nicht unangenehm, besonders wenn das Instrument in der Hand

eines geschickten Musikers ist. Bei den Ganguella habe ich sehr geschickte Marimba Spieler angetroffen*).

Ich horchte eine geraume Zeit den Künstlern zu, die ihre Kunstfertigkeit auf jede mögliche Weise zu produciren suchten; endlich kehrte ich ihnen den Rücken und setzte meinen Weg fort. Aber die Embendn folgten mir auf dem Fusse nach, denn sie konnten vor unserer Ankunft im Lager nicht hoffen, den Branntwein zu bekommen.

Wir maschirten noch eine Stunde; dann stiegen wir einen steilen Abhang hinab und kamen so vollständig aus dem Gebirgspass heraus. Indem wir den dort vorbeifliessenden Bach passirten, kamen wir auf eine mit schöner grüner Vegetation geschmückte Ebene, die von grossen Waldungen umringt war. An den Seiten der Bergzüge, welche die Ebene einschlossen, sah man mehrere Ortschaften, die wie Adlernester gebaut waren, und die der Gegend einen romantischen Karakter verliehen. Jenseits des dichten Bambusrohr-Haines war schon das Brausen des Karavanen-Lagers zu hören, und zwischen 3 und 4 Uhr nach Mittag erreichte auch ich mein neues Nachtlager. Ich war überrascht von dem Anblick der guten Ordnung und der bisher noch nicht wahrgenommenen Art und Weise, womit die Karavane sich hier lagerte und einrichtete*). Das ganze Lager war in zwei Abtheilungen getheilt, welche ein dazwischen vorbeifliessender Bach von einander trennte.

Der Kissongo hatte bereits mit Hülfe meiner Lastträger für mich eine Hütte zurechtgemacht. Sobald er mich erblickte, kam er mir entgegen und führte mich

*) Tams' Beschreibung des Marimba passt eher auf das Instrument, welches Magyar Vissandschi nennt und weiter unten beschreibt. *Anmerk. des Uebers.*

zur Hütte. Sie war etwa 8 Klafter hoch und mass auch im Durchmesser gegen 3 Klafter; sie gewann um so mehr meine Zufriedenheit, als ich darin auch schon meine Schlafstätte bereitet fand. Diese war auf folgende Weise hergerichtet: in den Fussboden waren niedrige, gegabelte Holzpfosten eingeschlagen, auf diesen lagen querüber wohlbehauene Aeste, und darüber war eine tüchtige Streu von getrocknetem Grase gebreitet. Ich begab mich sogleich zur Ruhe, und so vergass ich bald die Mühseligkeit, welche ich auf dem achtstündigen Fussmarsche ausgestanden hatte; denn nur selten konnte ich mich in der Tipoia tragen lassen.

Von hieraus nach dem Innern zu befolgen die Karavanen eine ganz andere Anordnung, als bis hieher. Diese Art und Weise des Reisens ist sehr zweckmässig, und die Kimbunda befolgen sie fast immer und überall. Deshalb will ich sie hier näher beschreiben.

Gegen Abend traten Murssa, der Karavanenhäuptling, mein Kissongo und Einige der angesehenern Karavanenmitglieder in meine Hütte. Murssa erklärte nun, dass er bei der Anwesenheit eines Weissen aus Europa (Kindele tya Potu) nicht mehr als Chef der Karavane vor den verschiedenen Fürsten, durch deren Ländergebiet unser Weg uns führen werde, erscheinen dürfe, deshalb überträgt er mir seine Würde mit der einstimmigen Einwilligung der Aeltesten (Sekulu); doch wolle er im Falle der Noth mich mit seinen Rathschlägen unterstützen. Nur mit dieser Bedingung nahm ich die mir angebotene Würde an.

Am folgenden Tage war die Karavane mit dem Einkauf der Lebensmittel und mit andern Vorbereitungen beschäftigt. Gegen 8 Uhr morgens versammelten sich

die vornehmern Mitglieder der Karavane, in festlicher Kleidung und bewaffnet [29]), auf dem freien Platze in der Mitte des Kilombo und setzten sich im Kreise auf die Erde nieder, indem sie meiner warteten. Dann erschien ich ebenfalls unter ihnen und setzte mich auf einen vierfüssigen niedrigen Stuhl (Tyialo), den ich immer von einem Sklaven mir nachtragen liess. Neben mir setzten sich einerseits der Kissongo, andrerseits der Kalei. Hierauf wendete sich einer der Aeltesten zu meinem Kissongo, klatschte zwei Mal in die Hand und wiederholte drei Mal den Gruss: „Bokuetu"! (Friede mit dir). Dann hielt er eine von starken Gestikulationen begleitete Rede, in welcher er auseinandersetzte, wie die Reise durch das Gebiet der räuberischen Volksstämme mit der grösstmöglichen Sicherheit zu bewerkstelligen sei, und hob namentlich hervor, dass es nöthig sei, die den verschiedenen Häuptlingen, durch deren Gebiet unsere Reise geht, gebührende und ihrem Range angemessene Kibanda [31]) richtig abzustatten, damit die Häuptlinge keine Ursache zu Beschwerden finden, und ihre Unterthanen nicht die unentbehrlichen Lebensmittel der Karavane verweigern möchten. Endlich erwähnte er noch, dass die im Besitz der Karavane befindlichen Kimbango [32]) richtig vertheilt, und auch die bewaffnete Vortruppe (Enschalo) der Karavane in Dienst genommen werden müsse.

Jede Karavane engagirt zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit eine grössere oder kleinere Anzahl von bewaffneten Männern, die den Vortrab bilden und sich jeden Abend in dem Nachtquartier (Kilombo) einstellen, um die Instruktionen zu empfangen, welche jeden Abend in der Versammlung (Kussikáma) nach gemeinschaftlicher Berathung beschlossen werden. Diese

Instruktionen enthalten die Bestimmungen, wie der Vortrab die Karavane anzuführen habe, ob er langsamer oder schneller marschiren solle, wo und wie das Nachtquartier aufzuschlagen sei, und mit welchen Zeichen die Karavane von einer ihr etwa drohenden Gefahr benachrichtigt werden solle, u. s. w. Diese bewaffnete Truppe marschirt immer voraus, und niemand darf ihr voraneilen; wo sie stehen bleibt, da muss jedermann augenblicklich still halten, sonst wird er gleich mit einer seinen Vermögensverhältnissen angemessenen Geldbusse bestraft. Jeder dieser Bewaffneten (Enschalo) erhält als Sold für seinen Dienst von hier bis Bihé 8 Ellen Wollenzeug und 20 Patronen, und wenn ihrer mehr als zwanzig sind, so erhalten sie noch zusammen einen Ochsen; sind ihrer weniger als zwanzig, so bekommen sie nur ein oder zwei Schweine.

Nachdem ich auf die beschriebene Weise in mein Amt eingeführt war und die bewaffnete Truppe in Dienst genommen hatte, suchte ich nun als Chef der Karavane die Colli der verschiedenen Eigenthümer in Rechnung zu bringen, um die gemeinschaftlich zu entrichtende Kibanda vertheilen und bestimmen zu können. Es ist Sitte von jedem Zeugpack (Kupa) 3 Ellen Zeug, von jedem Fässchen (Eimer, Ancoreta) Branntwein 2 Flaschen und von jedem Fässchen Pulver 2 Pfund zur Kibanda von hier bis Bihé beizusteuern. Von andern Waaren wird keine Kibanda gegeben. Wenn aber die so zusammengeschossene Quantität wegen irgend eines unverhofften Vorfalles nicht hinreicht, so findet eine neue Umlage statt.

Nur mit grosser Mühe gelang es mir die Waaren der einzelnen Eigenthümer beiläufig zu berechnen, denn die Geizigern suchten auf jede Weise einen Theil ihrer

Habe zu verheimlichen, um weniger heisteuern zu müssen. Da ich dies bemerkte, so liess ich ihre Packe ohne Barmherzigkeit auseinanderlegen, und so erreichte ich endlich meinen Zweck. Dieses unangenehme Geschäft erforderte viel Zeit; doch durfte ich es nicht unterlassen, sonst hätte ich den Ausfall der Kibanda von meinen eigenen Waaren ersetzen müssen. Auch der Sold der Enschalo wird von dieser geringen Beisteuer entrichtet; nur den Ochsen, den sie hekommen, wenn ihrer mehr als zwanzig sind, wie es diesmal der Fall war, pflegt ihnen der Karavanen-Chef zu schenken; denn sie sind verpflichtet, für ihn eine Hütte (Schinge) im Kilombo zu errichten.

23. Jänner. Wir waren noch immer mit dem Einkauf der Lebensmittel beschäftigt, und rührten uns nicht von der Stelle. Des Morgens zwischen 9 und 10 Uhr kamen die Boten des Häuptlings (Sóba) von Kisandschi, um die demselben gebührende Kibanda zu übernehmen. Es waren ihrer vier, wohlgebaute, kräftige und mit Flinten bewaffnete Männer. Im Namen des Sóba hielten sie eine lange Begrüssungsrede an die Karavane, mir aber, als einem neuen Gast, brachten sie einen Ochsen zum Geschenk, mit der Bemerkung, dass ihr Herr die gute Gelegenheit benutzen wolle, mit mir Bekanntschaft und Freundschaft zu schliessen, weshalb er mich einlade, ihm in seinem Libáta [12]) einen Besuch abzustatten. (Wahrscheinlich wusste er, dass ich 20 Fässer Branntwein mit mir führe). Indem ich mich für das ausgezeichnete Geschenk bedankte [13]), versprach ich ihnen, dass ich sie zu ihrem Herrn begleiten und ihm die Kihanda persönlich übergeben werde. Dieser Besuch war, in Beziehung auf meine Stellung als des Chefs der Ka-

ravane und als eines Europäers, ganz gegen die Gesetze der Karavanen, denn Hinterlist und Verstellung sind hervorragende Karakterzüge der Schwarzen, und bei solchen Gelegenheiten machen sie sich kein Gewissen daraus, den Fremdling, der sie besucht, unter dem ersten besten Vorwand zum Gefangenen zu machen, und für seine Freilassung nebst vielen Verzögerungen ein bedeutendes Lösegeld zu fordern. Deshalb nahm ich mehr als 100 bewaffnete Freiwillige mit, und unter andern begleitete mich auch der im ganzen Lande wohlbekannte Murssa.

Unser Weg führte uns abwechselnd durch dichtes Unterholz und offene Ebenen. Nach einem Marsche von mehr als einer Stunde gelangten wir an den Bach Lu-Sol, der nicht weit von hier in den Kubale Fluss mündet. Nachdem wir die halb eingefallene Brücke des Baches passirt hatten, gelangten wir am jenseitigen Ufer in einen Wald, der mit einem dichten Teppich von Bromelien und andern Schlingpflanzen bekleidet war. Aus diesem Walde gelangten wir auf eine steile Anhöhe, die mit Gneissfelsen bedeckt war; nachdem wir die Anhöhe erklommen hatten, kamen wir auf ein Plateau, von wo aus wir alsogleich die Residenz des Fürsten erblickten. Die grössere Wohnung des Fürsten war von vielen runden, mit Rohr gedeckten Hütten umringt, die man von weitem kaum von den zerstreut umher liegenden Felsblöcken unterscheiden konnte. Aber die Aussicht war herrlich.

Zu unsern Füssen dehnte sich eine Ebene aus, die im Durchmesser gegen 3 Meilen mass; in der Ebene schlängelten sich der Kubale und Lusol, deren krümmungsreiche Ufer eine dichte, dunkelgrüne Vegetation

schmückte, aus welcher hie und da die silbernen Bänder der Flüsse hervorblitzten. Weiterhin wirbelten die Rauchsäulen der zahlreichen Feuerstellen der Karavane empor. Die fast ganz runde Ebene wird von den Gebirgszweigen, welche die Muschito Thalschlucht bilden, eingeschlossen, indem der eine von Westen nach Nordosten, der andere aber nach Osten sich hinzieht. Auf den kahlen Bergrücken erheben sich hie und da pyramidenförmige Gipfel, deren grauliche Farbe mit der üppigen Vegetation des Thales und der Berglehnen einen überraschenden Kontrast bildet. Endlich konnte man auf dem steilen Abhang auch noch einen kleinen Wasserfall bemerken. Nachdem ich die malerische Landschaft betrachtet hatte, setzten wir unsern Weg zur Residenz des Häuptlings fort. Als wir dort ankamen, stand die neugierige Menge schon vor den Hütten, um besonders mich anzugaffen. Die Knaben und Mädchen liefen eilig davon sobald ich nahte, und schrieen auf: „Kindele, Kindele moine!" (Wahrlich, da ist der weisse Mann). Wir begaben uns in einen geräumigen Hof, wo mich der Fürst mit mehreren seiner Frauen erwartete; der Furst sass auf einem kleinen vierfüssigen Stuhl, während die Volksmenge rundumher auf dem Erdboden gekauert war.

Die Leute von Kissandschi haben einen wohlgestalteten Körper; ihr Haar ist in unzählige, herabhängende, dünne Flechten abgetheilt, ihre Kleidung besteht aus verschiedenen europäischen Baumwollzeugen, in welche sie sich wie in ein Tuch hüllen; ausserdem schmücken sich beide Geschlechter mit vielen weissen und rothen Glasperlen, und besonders die Frauen umgürten noch ihren Leib mit dicken Dongoschnüren.

Nángolo, so heisst der Fürst, ist ein grosser, kräftiger Mann von etwa 45 Jahren; der unangenehme Eindruck seiner groben Gesichtszüge wird einigermaassen von dem glänzenden Auge gemildert. Er war mit einem langen, rothen, mit silbernen Verschnürungen besetzten Rock angethan, auf seinem Haupte sass ein alter abgenützter Generalshut; so glich er sehr einem in Parade gekleideten schweizer Portier, um so mehr, da er in der Hand auch einen langen Stock mit einem weissen metallenen Knopf hatte.

Ich nahm sogleich in der Nähe des Fürsten Platz. Nach einer Weile begrüsste er mich drei Mal mit dem üblichen Bokuctu; dann liess er für mich und meine Begleiter eine Anzahl mit Kimbombo gefüllter Krüge auftragen. Meine Begleiter machten sich sofort an das Geschäft und hatten binnen Kurzem die Krüge geleert. Dann hielt der Fürst mit vielen Förmlichkeiten eine lange, pathetische Anrede an mich, worin er auseinandersetzte: dass zwischen ihm und den sein Land passirenden Karavanen seit langem ein freundschaftliches Verhältniss bestehe, welches nie gestört wurde, und dass er demzufolge auch mit mir Freundschaft zu schliessen gesonnen sei, was er mir persönlich anzeigen wollte. Als er seine Rede beendigt hatte, klatschte er zwei Mal in die Hände, was die ganze Versammlung mit einem Kopfnicken wiederholte. Die Rede schloss er mit folgenden Worten: „Kámuri yo tu bándscha", d. h.: Ich habe nichts mehr zu sagen.

Ich dankte ihm für den gütigen Empfang, versicherte ihn für die Zukunft auch meiner Freundschaft und bat endlich um die Erlaubniss, die Kibanda und das meinerseits für ihn besonders bestimmte Geschenk über-

geben zu dürfen. Seinem Range und der alten Sitte gemäss gebührte ihm folgende Kibanda : 10 Ellen dunkelblaues Baumwollzeug; eben so viel von einem andern Stoff mit weissen Blumen auf blauem Grunde; eben so viel von noch einem andern geblumten Stoff; 30 Ellen von einem Zenge mit weissen und blauen Würfeln, 6 Pfund Schiesspulver, 40 Blätter Papier zu Patronen, 10 Flaschen Branntwein. Mein besonderes Geschenk war wenigstens noch einmal so viel werth, als der Ochse, den ich von ihm erhalten hatte.

Alle diese Gegenstände wurden vor dem Häuptling auf dem Erdboden ausgebreitet, und dann von einem seiner Beamten einzeln untersucht und gemessen. Die Branntweinflaschen wurden erst, nachdem mein Kissongo daraus einen Schluck gethan, dem Häuptling überreicht, der sie dann, ohne ein Wort zu reden, vor sich auf die Erde stellte; nach einer Weile drückte der Fürst seine hohe Zufriedenheit mit der Kibanda und dem Geschenke aus, und die Versammlung stimmte seinen Worten mit lautem Händeklatschen bei. Dann wurden wieder mehrere Gefässe mit Kimhomho vertheilt, und nun entstand ein gewaltiger Lärm, indem beim Trinken einer dem andern zuvorkommen wollte; in den Lärm mischten sich bald auch die Töne der Marimba, auf welche tüchtig dreingeschlagen wurde. Nun verwandelte sich die bisher ernste Scene in eine geräuschvolle Belustigung; denn die Schwarzen, die eine natürliche Neigung für den Tanz besitzen, sprangen auf von ihren Sitzen, sobald sie die Töne ihrer geliebten Musik erschallen hörten, und fingen an laut zu singen und wacker zu tanzen. Da verliess ich sammt meinen Begleitern die lustige Versammlung, ohne Abschied zu nehmen[*)], und kehrte zu-

rück nach dem Kilombo, wo ich am späten Nachmittag ankam, und wo ich zu meiner grossen Zufriedenheit alles bereitet und gerüstet zum morgigen Aufbruche fand.

Das Land Kissandschi erstreckt sich auf dem Rücken der von Nord nach Süd streichenden Gebirgskette, etwa 20 Meilen von der Küste entfernt. Die Ortschaften desselben sind zum Theil sehr weit von einander zerstreut. Die Einwohnerzahl schätze ich auf 125,000, die nördlich wohnenden Mu-Selles und die südlich hausenden Ganda-Völker miteingerechnet. Die letztern Volksstämme haben zwar ihre eigenen unabhängigen Häuptlinge, doch können sie in Beziehung auf ihre Sprache und Sitten billigerweise zu den Kissandschi gezählt werden. Diese wohnen in der Mitte zwischen den Mundombe und Kimbundastämmen; deshalb haben sie ein von beiden entlehntes Gemisch der Sprache und der Gebräuche. Sie sind sehr grausam und räuberisch; oft machen sie Einfälle in die benachbarten Länder, welche von ihrem eigenen Lande durch eine unbewohnte Einöde von mehreren Tagereisen getrennt sind; ja oft haben sie auch schon die portugiesischen Ansiedelungen an den Küsten angegriffen und alles mit Feuer und Schwert verheert. Die portugiesische Regierung hat mit grossen Opfern alles aufgeboten[15]), um diese furchtbaren Räuber zu bändigen, oder sie wenigstens zu einem friedlichern Verhältniss zu bewegen; aber bis jetzt waren noch alle ihre Versuche erfolglos, denn in ihrem von der Natur wohlbefestigten, gebirgigen und felsigen Lande können sie auch der bestgeführten Streitmacht mit gutem Erfolge trotzen. Besonders die Männer haben einen sehr hohen und kräftigen Wuchs; ihre Waffen sind: lange Flinten, Assagaien und hölzerne Streitkolben.

Das Klima des von hohen Gebirgen in allen Richtungen bedeckten Landes ist gesund; die von vielen Bächen bewässerten Thäler zwischen den Gebirgen sind sehr fruchtbar und zum Landbau fähig. Man erzeugt besonders Maniok, Mais, Bataten, Mandubi (ein ölliefernde Gewächs), Tabak, Melonen, Bohnen und Kürbisse. Wie bei den andern südafrikanischen Völkern, so ist auch hier der Landbau den Weibern überlassen; die Männer befassen sich nur mit der Jagd und mit dem Raube.

Was die Hausthiere betrifft, so haben sie ziemlich viel Rindvieh, Schafe, Schweine und Hühner; in den ausgedehnten Waldungen gibt es viel Wild: Löwen, Leoparden, mehrere Unzenarten, Hyänen, Schakale, Elefanten, Pakassa (Bos cafer), Gelenge (Equus quagga), Zebra und mehrere Antilopenarten. Von den Vögeln kommen hier drei Geierarten vor: Vultur uruba, Vultur aura, Vultur papa, ferner mehrere mit glänzendem Gefieder geschmückte Papageien, der Fliegenschnapper (Muscicapa), und mehrere Kolibriarten. Von den Amphibien finden wir: die grosse Eidechse (Lacerta teguixin), die ungeheuere Boa Constrictor, und die schreckliche Klapperschlange (Crotalus horridus), welche von den Eingebornen Andala genannt wird.*)

Eine andere Vegetation bekleidet die hohen Gebirge, und wieder eine andere die feuchten Thäler, und ein Botaniker würde eine reiche Ausbeute finden. Wir

*) Einige bezweifeln die Richtigkeit der Angabe, dass es in Afrika Kolibri gäbe; sie werden aber nicht nur von Magyar, sondern auch von Tams erwähnt. — Auch das Vorkommen der Klapperschlange wird bezweifelt, und meines Wissens wird sie auch von keinem andern afrikanischen Reisenden erwähnt. *Anmerk. des Uebers.*

erwähnen blos einige Waldbäume: die Sapukáya (Lecythis ollaria), die ein angenehmes Obst liefert, die Schakaranda-Arten (Mimosen), den nützlichen Kopal-Gummibaum (Acacia nilotica), welcher in grosser Menge vorkömmt, und den Vinhatico (Cedrus).

Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Berge von Kissandschi in ihrem Schoosse manches werthvolle Mineral bergen, aber sie sind noch von niemandem erforscht worden; die unwissenden Eingebornen suchen blos das Eisen, welches sie zu ihren Geräthschaften und Waffen benöthigen, und welches sie sehr leicht gewinnen, indem sie es so zu sagen nur von der Oberfläche der Erde auflesen [7].

---

[7]) Diejenigen irren sehr, die da meinen, dass das vor etwa 4 Jahren an der einzigen Furt des Flusses erbaute Fort die Stadt Benguela vor den rauberischen Angriffen der wilden Stämme, deren Landereien von den portugiesischen Besitzungen durch den Katumbela Fluss getrennt werden, zu schützen im Stande sei Denn ostlich vom Fort, etwa 8 Meilen, befindet sich der Upa Wasserfall, wo zwei Vorsprünge der gegenüber liegenden Gebirgszüge das Flussbett bis zu einer Breite von vier Klaftern einengen, so dass es also sehr leicht ist, dort eine Brücke zu schlagen, was die Bewohner von Kissandschi und Ganda auch wirklich schon längst gethan haben. Denn dadurch kürzen sie ihren Weg zur Stadt bedeutend ab, und entziehen sich zugleich der Zollgebühr, die sie für ihre Person und für ihre Güter erlegen müssen, wenn sie den Fluss bei der Furt übersetzen. Daraus geht hervor, dass die räuberischen Volksstamme, wenn sie Benguela angreifen wollen, den Fluss nicht bei dem Fort passiren müssen, sondern mit leichter Mühe den Upa übersetzen können; während der trockenen Jahreszeit aber können sie den Fluss wo immer durchwaten und so unbemerkt durch die Makango Eind-

de hindurch bis zur Stadt, deren östliche Seite ganz unbeschützt ist, gelangen, um sie zu überrumpeln und zu plündern.

²) Die südafrikanischen Völker pflegen jedem Fremdling, der zu ihnen kommt, einen von ihnen selbst erdachten Namen beizulegen, der gewöhnlich einen Bezug auf irgend eine äussere Eigenschaft des Reisenden hat. So nennen sie z. B. den bärtigen Europäer: „Enganna Kárundschel," (Herr Bärtiger); den dicken kleinen Mann „Enganna Kábombulu (Herr Kurz). Aehnliche Namen sind: Enganna Kándimba (Herr Hase) „Enganna Dyikokoméla" (Herr Stammler) u. s. w. David Livingstone ist im Innern Afrika's unter dem Namen „Enganna Munári" (Herr Missionär) bekannt.

³) Mukuandye werden diejenigen Reisegefährten der Karavane genannt, die ebenfalls eigene Waaren besitzen, die sie von ihren Sklaven oder gedungenen Lastträgern tragen lassen, während sie selbst blos Waffen tragen und gewöhnlich den Nachtrab bilden.

⁴) Man pflegt blos auf den weitausgedehnten unbewohnten Wüsten zu jagen, und zwar zur gemeinschaftlich festgesetzten Zeit; auch das zu jagende Wild wird im Voraus bestimmt. Bei solchen Gelegenheiten bleibt die Karavane in ihrem Lager, oder bewegt sich nur langsam vorwärts und erwartet dann in einiger Entfernung die Jäger. Ausserdem pflegen in unbewohnten Gegenden die sogenannten Dyipinda (Jägermeister) täglich zu jagen, indem sie in einer bestimmten Entfernung abseits vom Wege, in mehrere Abtheilungen getheilt, mit der Karavane Schritt haltend vorwärts marschiren und zugleich jagen. Ein Anderer darf unterwegs nicht schiessen, denn der Schuss würde in der Karavane, die sich oft in einer mehrere Meilen langen Linie ausdehnt, eine grosse Verwirrung hervorrufen.

⁵) Der Imbondero-Baum (Adansonia digitata, Baobab oder Affenbrodbaum) ist ein sehr nützlicher Baum. Er ist in Süd Afrika sehr weit verbreitet, und im Innern kömmt er bis zu einer gewissen Erhebung und Breite als karakteristisches Gewächs überall vor. Wenn wir jedoch weiter hinaufsteigen und die höhere Terrasse passirend auf die hohen Plateaux gelangen, wo in den Wintermonaten eine bedeutende Kälte herrscht, so finden

wir den Imbondero-Baum nicht mehr. Zwischen dem 17. und 23° S. Br. kömmt er auch auf den höchsten Plateaux des afrikanischen Kontinents vor, jedoch viel seltener, als in den niedrigern und wärmern Landstrichen; namentlich findet man ihn auch im Innern der Länder Okanyáma und Okongári, wie ich mich davon persönlich überzeugt habe. — Dieser Baum ist ein wahrer Segen für die afrikanischen Völker; die weissen, haselnussgrossen Frucht körner sind in einer anderthalb Spannen langen und verhältnissmässig dicken, harten Scheide eingeschlossen, welche, wenn sie reif ist, gelbgrün und mit einer dünnen Hülle versehen ist, die sich sammetartig anfühlt. Die Körner sind durch ein dünnes Häutchen von einander getrennt und haben einen etwas säuerlichen Geschmack. Sie gewähren in diesem heissen Klima ein recht angenehmes Nahrungsmittel. Das aus ihnen bereitete Getränk ist ein wirksames Mittel gegen den Scharbock. — Der Baumstamm hat oft einen Umfang von mehr als 10 Klaftern; unter der Rinde ist ein feinfaseriger Bast, aus welchem man einen zur Bekleidung dienenden und Kinyánga genannten Zeug webt; aus der innern Rinde der Wurzeln macht man starke und dauerhafte Stricke. Die Fruchtscheide wird als Hausgeräth benutzt. Die Blätter sind hellgrün, weich anzufühlen, und haben drei grosse Auszahnungen.

⁶) Die Neger sind nicht sehr vorbedacht und verzehren schnell nach einander, was sie auf mehrere Tage vertheilen sollten. Eins ihrer Sprüchwörter lautet also: „Du vassukáina djiri momela hatyova, sándo pándolo kuffa!" (Gib dem Mund hinreichend zu essen, wer weiss, ob dich nicht morgen der Tod daran verhindert). Freilich, wenn sie Mangel haben, begnügen sie sich auch mehrere Tage lang mit einigen Löffeln Mais oder Maniokmehl und marschiren mit hungrigem Magen fort. Wenn sie aber lange fasten, so kommen sie natürlich von Kräften und bleiben zurück, wo sie dann verschmachten, oder aber sammt ihren Lasten den auf Beute lauernden und der Karavane auf dem Fuss folgenden Kippambála in die Hände fallen. Denn solch ausgehungerte und ausgemergelte Lastträger werden meistens auch von ihren eigenen Verwandten im Stich gelassen, weil sie befürchten, dass auch ihnen die Nahrungsmittel ausgehen könnten.

⁷) Kimbombo ist ein aus Mais- und Manok-Graupen gebrautes Bier, welches nach 48 stündiger Gährung ein sehr angenehmes und erfrischendes Getränk gewährt. Oft mischt man Ingondi, d. h. Süsswurz hinzu, was dem Getränk einen süsslichen Geschmack gibt. Die Kimbunda lieben dieses Getränk so sehr, dass sie, um es sich zu verschaffen, zu jedem Opfer bereit sind. Sie geniessen es in grossen Quantitäten, oft schlürfen sie es mehrere Tage und Nächte hindurch und essen fast gar nichts dazu.

⁸) Die Neger heissen Kombákka jeden Ort und jede Ansiedelung an der Küste, welche von Europäern bewohnt wird; auch die Karavanen, welche jene Orte besuchen, bezeichnen sie mit dieser Benennung, z. B. „Kombákka au Bihé" heisst die Karavane von Bihé, welche nach Benguela geht, „Kombákka au Loanda" heisst die Karavane, welche nach Loanda geht.

⁹) Unter den südafrikanischen Völkern habe ich nur bei den Kimbunda die Sitte gefunden, wonach sie auf den betreffenden Stationen ein mit Pfahlwerk befestigtes Lager (Kilombo) und darin je nach der Anzahl der Karavanenmitglieder mehr oder weniger Hütten errichten. Ein solches Kilombo zählt oft mehr als 600 Hütten, die alle neben einander und an die Palissadenmauer angebaut sind. Eine Hütte dient gewöhnlich für zwei Personen; in der Mitte, zwischen den Schlafstätten, ist die Feuerstelle. Die der Umzäunung entlang im Kreise gebauten Hütten schliessen einen runden offenen Raum ein, in der Mitte desselben befinden sich die geräumigern Hütten der Vornehmern, und daselbst werden auch auf Unterlagen von Holzstämmen die Waarenpacke aufgehäuft und mit trockenem Gras bedeckt. In der Umzäunung des Kilombo lässt man eine oder mehrere Oeffnungen, die als Thore dienen, und des Nachts sorgfältig verrammelt werden. Wir können uns kaum vorstellen, wie geschickt und schnell ein solches Kilombo errichtet wird. Sobald die Karavane, gewöhnlich zwischen 3 und 4 Uhr nach Mittag, den bezeichneten Ort erreicht, der, sofern es möglich ist, dort gewählt wird, wo es genug Holz, Gras und Wasser gibt, erschallen sogleich in dem benachbarten Wald die Schläge der Aexte (Diabíte); während einige das Holz fällen, tragen es andere an den bezeichneten Ort. Hier werden dann die am obern Ende gabeligen Holzstämme,

die je nach der Grösse der zu errichtenden Schingen (Hütten) kürzer oder länger sind, in geneigter Richtung zusammengestellt, und oben mit belaubten Zweigen (Bissápa) bedeckt. Hiemit ist die Hütte fertig. Wenn das Wetter regnerisch ist, so wird das Laubdach noch mit Gras bedeckt, welches auch der stärkste Regenguss nicht durchdringt, weil das Wasser von den stark geneigten Seiten des Daches schnell hinabströmt. Im Innern der Hütte errichtet man die Schlafstelle; zu diesem Zwecke wird das Erdreich mit der Hacke aufgelockert und auf einen Haufen geworfen, der oben geebnet und mit zartem Laubwerk oder Gras bestreut wird; darauf breitet man dann die Matte aus, die man immer mit sich führt. Die Kimbunda sind an solche Nachtlager so sehr gewöhnt, dass sie, wie ich Gelegenheit hatte zu erfahren, auch im grössten Regengusse die Schingen errichten. Diese Gewohnheit ist gewiss eine löbliche Eigenschaft des Volkes, das beinahe fortwährend herumreist.

[10]) Diese Leute erscheinen zu jeder Versammlung (Kassikáma) in festlichem Gewand und bewaffnet. In diesen Volksversammlungen herrscht ein gewisser Ernst und eine grössere Ordnung, als man es von einem so wilden Volke erwarten sollte.

[11]) Kibanda heisst der Tribut oder Zoll, welchen die Karavanen den Fürsten zahlen müssen, durch deren Gebiet ihre Reise geht. Dieser Tribut wird nach dem Range des betreffenden Häuptlings, nach der Anzahl der Mitglieder und der Quantität der Waaren der Karavanen bemessen. Oft geschieht es, dass ein habsüchtiger Häuptling die Kibanda willkührlich bestimmt, ohne auf die erwähnten Umstände Rücksicht zu nehmen. Wenn dann die Karavane sich auf ihre bewaffnete Macht nicht verlassen kann, so gewährt sie lieber auch die übertriebene Forderung, um nicht in ein Gefecht verwickelt, und falls sie unterliegen sollte, vollständig ausgeplündert zu werden.

[12]) Kimbango heisst die viereckige lederne Tasche, in welcher gewöhnlich 1200 Patronen sind; sie wird von zwei Lastträgern mittelst einer Stange getragen. Während des Marsches sind diese Kimbango in bestimmten Zwischenräumen längs des Karavanenzuges vertheilt; auf den Nachtquartieren werden sie

in der Mitte des offenen Platzes bei der aufgepflanzten Fahne auf Holz-Unterlagen nebeneinander gestellt

[13]) **Libáta** heisst der Wohnort jedes Häuptlings, von dem des Familienhauptes angefangen bis zur Residenz des Landesfürsten. Das Libáta ist je nach den Vermögensverhältnissen und der Popularität des Eigenthümers bald grösser, bald kleiner, oft zählt es 800 Wohngebäude, welche von den die Macht des Eigenthümers (Sekulu) anerkennenden Verwandten, Khenten und Sklaven bewohnt werden. Die Einwohnerzahl eines solchen Libátá wechselt also von 80 bis zu mehreren Tausenden Das Libátá ist gewöhnlich mit einer Ringmauer (Gándyu) befestigt, die aus hohen, dicken, in die Erde gerammelten Pfählen besteht, ausserhalb der Ringmauer lauft um dieselbe herum oft auch noch ein tiefer Graben (Kimpákka) Die Residenz des Fürsten heisst gewöhnlich **Kombála**, und zur nähern Bezeichnung wird auch der Name des Landes hinzugefügt So z B Kombála an Hambo, Kombála an Bailundo, Kombála an Bihé; d h die Residenz- und Hauptstadt von Bihé, von Bailundo, von Hambo u s. w.

[14]) Diese Völker halten das Ochsengeschenk (Vitereka Ongombe) für eine besondere Auszeichnung, deshalb pflegen es nur Häuptlinge oder andere vornehme Personen zu geben, und zwar immer nur solchen Leuten, die ihrerseits ein ähnliches Geschenk zu machen im Stande sind, von einem Europaer erwarten sie, dass er das Geschenk mit einer Gabe erwiedere, die wenigstens noch einmal so viel werth ist, als der Ochse

[15]) Bei Gelegenheit eines Besuches pflegt immer der Hausherr zuerst den Gast zu begrüssen, und der letztere pflegt sich ohne Abschied zu entfernen

[16]) Der Gouverneur von Benguela, Jose Coelho Rodriguez d' Amaral, wollte im Jahre 1853, auf den Antrieb der dortigen Kaufleute, die auch eine bedeutende Summe zu den Kriegskosten beisteuerten, die räuberischen Völker bändigen, welche schon wiederholt auch die Niederlassungen an der Seeküste geplündert hatten. Zu diesem Zwecke rief er die kriegerischen Bewohner Bailundo's zu Hülfe, und diese sendeten auch wirklich unter der Anführung Kaluáms's gegen 12,000 bewaffnete Krieger, die sich

mit der portugiesischen Truppe aus Benguela vereinigten Mit vereinten Kräften drang die Streitmacht in das Land der Rauber, aber mehr als 4 Monate kämpfte sie ohne Erfolg Endlich wurden Kaluáma und seine Armee in die Flucht geschlagen, und die ganze Expedition blieb ohne Resultat.

[67]) Das Eisen kommt in Inner-Afrika beinahe überall vor. Die Eingebornen sammeln das Eisenerz gewöhnlich in der Nähe der Sümpfe und schmelzen es auf sehr einfache Weise Im Lande Kibokue kommt das feinste Eisen vor, welches selbst dem schwedischen nicht nachsteht

III. Hauptstück.

Reise durch das Land Kiákka.

Binga yam Bámbi. Ossole. Kálmánda. Die Pakassajagd. Dámba'yál. Omone. Die Heuschrecken. Kahále. Dyindambu. Wie die Karavane angegriffen werden kann. Dyimbondo. Ordalien. Kiákka.

24. Jänner. Die Karavane wurde mit lautem Rufen: „Kuvátya pita!" (es dämmert) von den Emchálo frühzeitig geweckt und brach in nordöstlicher Richtung auf. Nicht weit von dem Kilombo kamen wir an mehreren neuen Grabhügeln vorbei; die auf einer langen Stange flatternde weisse Fahne bezeugte es, dass sie seit nicht langer Zeit aufgeworfen waren. Die unter diesen Grabhügeln Schlummernden hatten zur Karavane gehört, wie mir meine Begleiter berichteten, und waren unterwegs erkrankt und meistens an einer heftigen Ruhr gestorben.[1]

Die verflossene Nacht hatte es etwas geregnet; deshalb war die Morgenluft sehr rein und frisch. Die umliegenden Berge erschienen viel näher, und die Bäume, welche die Seiten derselben bedeckten, traten in ihrer ganzen Grösse hervor. Hier und dort stiegen feuchte Nebel aus dem Walde auf, erwärmt von den Strahlen der aufgehenden Sonne, und schwebten wie Wolkenschleier in der Höhe; das dunkle Grün des Waldes bildete einen angenehmen Kontrast mit der graublassen Farbe derselben.

Nach einem Marsche von mehr als einer Stunde überschritten wir den Lusol, nicht weit von seiner Mündung in den Kuhale. Die Gegend, in welcher wir jetzt reisten, war sandig und steinig, und dicht bewachsen mit dem dornigen Gestrüppe, welches den ganzen Horizont einnahm; von den Zweigen, welche den schmalen Weg überragten, fiel bei der geringsten Berührung das vom nächtlichen Regen daran haften gebliebene Wasser in dichten Schauern auf uns, so dass meine Kleider bald durchnässt waren. Endlich befreiten uns von der unangenehmen Nässe die Strahlen der höher und höher aufsteigenden Sonne.

Jetzt näherten wir uns einem Gebirgsarm, der sich von Süden in nordöstlicher Richtung erstreckte, und bald kamen wir in einen Engpass, welcher von dem erwähnten Gebirgsarm und einem andern gebildet wurde, der von Westen sich ebenfalls in nordöstlicher Richtung hinzog. Diesen Engpass durchströmt zwischen dichten Guajavenbäumen der K u h a l e, der in den Gebirgen von Kiakka entspringend und westwärts fliessend mehrere Gebirgsbäche aufnimmt; dann strömt er durch ausgedehnte, unbewohnte Waldwildnisse, und erreicht das Land Kissandschi, wo er sich mit dem L u s o l vereinigt. Indem er fortwährend westwärts fliesst, durchschneidet er mehrere Felsgebirge, und bildet zahlreiche Stromschnellen und kleinere Wasserfälle, bis er endlich bei dem Küstenstrich Anha das Meer erreicht, wo er unter dem Namen A n h a m d a n d a bekannt ist.*)

*) Ueber M a g y a r' s Reisen im J. 1850 erschien auch im Journal der Londoner Geogr. Gesellschaft (Band 24) ein kurzer und höchst unklarer Bericht. Diesen Reisebericht begleitete W. D e s b o r o u g h C o o l e y mit einem Kommentar, in welchem unter andern gesagt wird: „Von Benguela

Unser Weg zog sich fortwährend am linken Ufer des Flusses und zwischen dem sich zu unserer Rechten erhebenden steilen Gebirge dahin, den Krümmungen des Flusses folgend. Die Vegetation war auf dem feuchten und vom Flusse oft überschwemmten Boden sehr üppig und mannigfaltig, und wir konnten uns durch das die Höhe eines Mannes weit übertreffende Sabale Gras nur mit Mühe hindurcharbeiten; die Blätter des langen gro-

ging der Reisende südöstlich nach dem Hochlande Namno oder Nano und von da nach Hambo, nordöstlich von dem portugiesischen Fort Caconde. Der Fluss Kubalo ist ohne Zweifel der Catombela." Dieses scheint mir nicht richtig zu sein. Magyar erwähnt in seinem Reisebericht kein Land, welches den Namen Namno oder Nano führte sondern berichtet, dass er über den kahlen und felsigen Landstrich Makángo gegangen sei, und dann das bewohnte Gebiet und den Fluss Kubale erreicht habe. Diesen Fluss unterscheidet er ganz bestimmt vom Katumbela, der sich einige Meilen nördlich von Benguela ins Meer ergiesst. Auf den meisten der bisherigen Landkarten sind die Flüsse in der Nähe Benguela's sehr mangelhaft verzeichnet. So finden wir z. B. auf Kiopert's Karte von 1857 ausser dem Catumbela blos den Fluss Marimbombo, der nach Magyar's Angabe von den Portugiesen gewöhnlich Cavaco genannt wird. Magyar passirte zuerst diesen Fluss, dann machte er die beschwerliche Reise über die wasserlose Makango Einöde und erreichte so den Katumbela. Nachdem er diesen Fluss passirt hatte, gelangte er an den Kubale. Dieser Fluss fliesst also nördlich vom Katumbela und darf damit nicht verwechselt werden. Magyar berichtet ferner, dass der Kubale an der Küste Anbamdanda genannt werde. Nun diesen Fluss finden wir auch in Tams Reisebericht erwähnt. Tams sagt ausdrücklich: Inandeoke liegt 9—10 Meilen nördlich von Benguela am Flüsschen gleichen Namens. — Das Namno genannte Hochland ist auf Cooley's Karte südlich, auf Macqueen's Karte aber (The Journal of the Royal Geographical Society, London. Band 26) nördlich von Bihé verzeichnet. Macqueen's Karte ist, wenigstens in diesem Theile, gewiss unrichtig; aber auch nach Cooley's Karte konnte Magyar unmöglich von Benguela aus über Namno nach Bihé reisen, denn seine Route ging nirgends soweit südlich, und am allerwenigsten konnte Magyar zuerst Namno passiren und dann erst an den Kubale, oder wie Cooley meint, Katumbela gelangen. Ich halte Namno für identisch mit Hambo, und glaube, dass seine Lage auf Magyar's Karte richtiger angegeben ist, als auf Cooley's und besonders auf Macqueen's Karte. *Anmerk. des Uebers.*

ben Grases verwundeten fortwährend unser Gesicht. Als wir aus den Grasflächen hinauskamen, gelangten wir in einen für die Sonne undurchdringlichen dichten Wald, wo wir durch die ineinander geschlungenen Aeste und Zweige und jede Lücke ausfüllenden Schlingpflanzen oft nur mit der grössten Mühe durchkriechen konnten. Besonders hatten die Lastträger viel zu schaffen: ihre langen Mango blieben jeden Augenblick in dem dichten Laubwerk hängen.

Etwa drei Stunden lang gingen wir in diesen mit Tillandsien, Bromelien, Bignonien und Kakteen geschmückten Wald, indem wir uns dem Fluss bald näherten, bald uns wieder davon entfernten. Endlich liessen wir das Thal und den Fluss zu unserer Linken liegen, und erklommen den anfangs nicht sehr steilen Abhang des zu unserer Rechten sich erhebenden Bergzuges, wo der Weg zwar steinig und an manchen Stellen steil war, doch weniger Schwierigkeiten darbot, weil dort nur hohe Waldbäume waren. Der Abhang erhob sich immer höher, und die Gegend wurde immer romantischer. Aus den von hohem Waldwuchs bestandenen tiefen Thälern rauschte das die Ohren ergötzende Brausen der schnell dahinströmenden Gebirgsbäche empor, und ringsumher erhoben sich in überraschender Mannigfaltigkeit unzählige Berggruppen. Dazu kam die gemässigte Luft der beträchtlich hohen Gegend, die einen Ueberfluss hatte an Wasser und Pflanzen. Dies Alles zusammen bewirkte, dass ich keine Müdigkeit und keinen Ueberdruss am Gehen verspürte, sondern vielmehr daran eine sich steigernde Lust und immer mehr Interesse fand.

Als wir auf ein höheres Plateau gelangten, bemerkte ich sogleich zwei nebeneinander stehende, Obelisken

vollständig ähnliche, ungeheure Granitfelsen, die über den Rücken der aufeinander gethürmten Gebirgsmassen hoch emporragend dieselben wie ungeheure Thürme zu beherrschen schienen. „Binga yam Bâmbi!" (die Gazellenhörner) riefen meine Begleiter aus. Am Fusse dieser Felsenhörner pflegt die Karavane das Nachtlager aufzuschlagen. Nachdem wir mehrere vorbeirauschende Gebirgsbäche überschritten hatten, näherten wir uns immer mehr den Binga yam Bâmbi genannten nackten Felsthürmen, deren schmutzigweisse Farbe immer mehr hervortrat; endlich gegen 3 Uhr nach Mittag hörte ich schon das Schallen der Aexte in dem benachbarten Wald, und nachdem ich den in seinem marmorglatten Bette dahineilenden, kaum eine Spanne tiefen Binga yam Bâmbi Bach überschritten hatte, gelangte ich in das Kilombo.

Die mit den Meeresküsten in paralleler Richtung von Norden nach Süden streichenden Gebirgszüge senden mehrere Arme aus, welche an dieser Stelle in einen Knoten zusammenlaufen und ihre grösste Höhe in den Felsgipfeln Binga yam Bâmbi erreichen Diese sind etwa 30 Meilen von dem Gestade entfernt und erheben sich bis zu 3500 Fuss über dem Spiegel des Meeres. Von hieraus nach Osten dehnt sich die erste Hochebene oder Terrasse aus, die ostwärts stufenweis immer höher ansteigt und von mit der ersten Gebirgskette in paralleler Richtung sich erstreckenden Gebirgen begrenzt wird; jenseits dieser Gebirge dehnt sich die zweite Terrasse aus, die höher ist als die erste, und auf welcher mehrere in's Atlantische Meer mündende Flüsse entspringen. Auf der ersten Hochebene stellen sich die periodischen Regengüsse schon regelmässig ein; der Erdboden ist daher überall mit einer grünen Vegetation bekleidet, und

die Temperatur ist um vieles gemässigter als an den Küsten; deshalb ist auch das Klima im Allgemeinen bedeutend gesunder.

Abends stellte sich mit starkem Blitzen und Donnern ein heftiger Regenguss ein, der sich aber bald in einen sanft rieselnden Regen verwandelte. Dadurch wurde die Luft beträchtlich abgekühlt, und das Thermometer fiel in der Nacht auf 19° R.

25. Jänner. Unser Weg führte uns über einen rauhen, von tiefen Einschnitten durchfurchten Boden, der aus einem röthlichen Thon bestand. Dieser Thon war vom nächtlichen Regen durchweicht und sehr schlüpfrig, so dass wir nur mit grosser Mühe und Vorsicht vorwärts marschiren konnten. Oft hörte man hald hier bald dort das Fluchen der Lastträger, die ausgeglitten und gefallen waren, und die Nachbarn begleiteten es mit Spässen und lautem Gelächter. Die aus dem Erdboden dicht aufsteigenden Dämpfe hüllten alles in einen Nebel ein, und da ich noch an die Hitze der Meeresküste gewohnt war, so fand ich den Morgen sehr kühl, bis endlich die gegen 9 Uhr hervorscheinende Sonne die Natur in ein heiteres Gewand kleidete und meine erstarrten Glieder wieder neu belebte.

Nach einem Marsche von 3 Stunden kamen wir aus der rauhen, zerrissenen Gebirgsgegend hinaus; die grauen Binga yam Bámbi Gipfel zogen sich nach und nach zurück, und vor uns breitete sich eine sanft gewellte, unabsehbare Ebene aus, die eine reiche Grasflur bedeckte. Die dunkelgrüne Vegetation der niedrigern Senkungen bezeichnete das Bett der durch die Ebene schlängelnden Wasseradern. Freudo erfüllte meinen Busen, da ich meine Augen an dieser neuen Naturscene

weidete, um so mehr, weil bis dahin unser Weg uns über rauhe Gebirge und Thäler geführt hatte, wo der Gesichtskreis sehr beschränkt war, so dass mich die Berge, welche eine freie Aussicht verhinderten, schon gelangweilt hatten. Der von Nordosten ziemlich heftig wehende Wind reinigte die Luft noch mehr; die Elasticität meiner Glieder nahm fortwährend zu, und mein Gemüth wurde von dem fröhlichen Gesang der sich singend emporhebenden Lerchen erheitert, die mich an die blumigen Wiesen meines entfernten Vaterlandes erinnerten.

Wir hatten auf der ebenen Steppe schon eine tüchtige Strecke zurückgelegt, als ich von weitem eine breite Furche bemerkte, welche an einzelnen Stellen von niedrigen Bäumen eingefasst war. Wir kamen wieder an den Kubale, der hier seine vom nächtlichen Regen angeschwollene und ganz trübe Gewässer in einem tiefen Bette fortwälzte. Zu unserm grossen Glück fanden wir die darüber geschlagene Brücke in unversehrtem Zustande, und so setzte ohne Hinderniss und Zeitverlust die ganze Karavane hinüber, was kaum eine Stunde dauerte. Wir hielten uns fortwährend nach Osten und näherten uns nach und nach dem dunkeln Waldsaume, der die Ebene von dieser Seite begrenzt. Von weitem sah ich verschiedene wilde Thiere: Zebra, Pakassa, Gelenge und Palánka (Antilope) am Rande des Waldes äsen, aber bald schracken sie auf bei dem Geräusch der Karavane; eine Zeit lang gafften sie uns an mit hoch ausgestrecktem Halse, dann flüchteten sie sich plötzlich in den Wald.

Dieser Wald war ganz verschieden von denjenigen, die ich bis dahin gesehen hatte. Die beinahe wagerecht

ausgestreckten Aeste der langstämmigen, schönen und schlanken Bäume waren oben in einander geschlungen, so dass sie ein dichtes Laubdach bildeten, unter welchem der Erdboden mit einem grünen, sammetartigen Teppich von zartem Grase bedeckt, aber nirgends von Gesträuchen und niedrigem Unterholz bewachsen war, so dass das Auge auf dieser grünen Decke weithin schweifen konnte, während es oben das grüne Laubgewölbe nicht im Stande war zu durchdringen. Hier fand man keine Bromelien, Kakteen, Epidendrum, Dracontium, Tillandsien, und wie alle die Schlinggewächse heissen, welche die warmen feuchten Gegenden karakterisiren; ihre Stellen wurden von Pflanzen mit langen, schlanken Stengeln und weissen, rothen, blauen und gelben Blumen eingenommen; dahin gehörten die Protheen, Eriken, Diosmen, Stapelien, Calendula, Indigofera, Oxalis, Iris, u. s. w. Der angenehme Duft dieser Blumen war ein guter Ersatz für die herrlichen, aber geruchlosen Blumen der Bromelien. Unter den Waldbäumen machten sich am meisten bemerkbar: der Mussámba, mit seinem hohen, schlanken Stamme und mit seinen schmalen, spitzigen, hellgrünen Blättern; der Omia mit seinen rundlichen, dicken, dunkelgrünen Blättern; der Vingolo mit seinen schmalen, länglichen, weich anzufühlenden, rothen Blättern; der eisenharte Máko (eine Mimosen-Art) mit seinen schmalen, spitzigen, weissschimmernden Blättern, und der Omone mit seinem schlanken Stamm, seinen oben wagerecht sich ausstreckenden Zweigen und runden, kleinen Blättern.

Auf der aus röthlichem Thon bestehenden, an manchen Stellen steinigen Ebene, welche sich von Meile zu Meile sanft senkte, wechselten weit ausgedehnte Wal-

dungen mit grössern und kleinern Grasplätzen, die von Bäumen ganz entblöst waren, und sich gewöhnlich als schmale Streifen den schlängelnden Bächen entlang weithin erstreckten.

Nachdem ich einen Bach, der sich durch eine solche grüne, blumige Wiese hindurch wand, überschritten und bald darauf wieder einen Wald erreicht hatte, erblickte ich in geringer Entfernung eine Gruppe still stehender Menschen, die ihre Ballen an die Bäume gelehnt hatten. Ich hielt das für ein schlimmes Zeichen, und eilte um die Ursache des Stillhaltens zu erfahren, meinen Begleitern voraus, die mit mir immer den Nachtrab der Karavane bildeten. (Der Karavanen-Chef ist gehalten, immer bei dem Nachtrab zu bleiben). Bald kam mir Mursa entgegen, zeigte lächelnd auf einen Baum in der Nähe und rief aus: „Enganna Komo, bándscha l' ossolo" (Herr Komo, sieh da den Ossolo). Ich schaute in der bezeichneten Richtung, aus welcher ich wiederholt den heisern Ruf: Kerr! Kerr! hörte; da erblickte ich einen rostfarbigen Vogel, der etwas grösser als der Sperling war.¹)

„Komo!" so redete mich einer meiner anwesenden Lastträger an, du hast uns bereits mehrmals mit Branntwein regalirt; jetzt werde ich dir mit Honig aufwarten. Ich war der erste, der den Honigvogel (Ossolo) erblickte; daher gehört mir der Honig, den wir finden worden; wenn du uns hier erwartest, his wir dem Vogel folgend das Bienennest entdecken und den Honig herausnehmen, so gebe ich dir einen Theil davon. Die Andern, die nichts gesehen haben, mögen nur fortmarschiren; wir sind hier unser genug, um uns im Nothfall vertheidigen zu können, wenn uns die Kippambala angreifen sollten."

Dieser Aufforderung gehorchte ich um so lieber, weil ich mich überzeugen wollte, was Wahres oder Fabelhaftes daran sei, was ich vom Honigvogel gehört hatte, und was ich bis jetzt eher für eine Fabel hielt. Zwei Drittheile derjenigen, die sich von dem Gros der Karavane getrennt hatten, blieben bei den Waarenballen zurück; die Uebrigen gingen sammt mir mit Beilen und Flinten bewaffnet dem Vogel nach. Sobald wir ihm näher kamen, schrie er noch lauter und flog weiter, aber in einer gewissen Entfernung setzte er sich wieder auf einen Baumzweig, als ob er auf uns warten wollte; so wie wir näher herankamen, flog er immer wieder weiter. So ging es fort eine gute Weile, und ich fing schon an zu bereuen, dass ich den Negern so voreilig Glauben geschenkt, und bezweifelte immer mehr, dass wir den Vogel einholen, oder ihm folgend Honig finden könnten. Auch wurde ich besorgt, dass wir zu weit hinter der Karavane zurückbleiben, so dass uns leicht ein Unfall zustossen könnte. Deshalb forderte ich die Neger wiederholt auf, sie möchten das wahrscheinlich ohnehin vergebliche Suchen aufgeben; doch umsonst: sie hörten nicht auf mich, und ich war gezwungen, auch wider Willen mit ihnen zu gehen. Nachdem wir dem weiter und weiter fliegenden Vogel mehr als eine halbe Stunde lang gefolgt waren, bemerkten wir einen hohen Baum, welchen der Vogel mehrmals umkreiste, bevor er sich auf den Zweig eines andern Baumes setzte. Meine in dieser Sache bewanderten Begleiter eilten sogleich an den so bezeichneten Baum; dann machten sie ein Feuer, so dass der ganze Baum von unten bis oben in eine dichte Rauchwolke gehüllt ward. Auf diese Weise räucherten sie die Bienen aus; dann hauten sie den Baum mit

ihren Aexten um und machten dort, wo eine kleine Oeffnung war, die den Bienen zum Ein- und Ausgang diente, eine Spalte.

Ich habe zwar im meinem Vaterlande mit Honig ganz voll gefüllte Bienenkörbe gesehen, aber der Inhalt dieser Bienenkörbe ist nichts im Vergleich mit der Quantität Honig, welchen wir hier in der Höhle des Baumes fanden. Der schönste Honigseim floss von den schwarzen Händen meiner Begleiter; alle assen so viel sie nur vermochten, und füllten noch acht grosse Kalabassen mit den Honigtafeln, obgleich sie sehr leichtsinnig dabei verfuhren und eine Menge verschleiderten. Die schönste Honigscheibe legten sie auf den Baumstamm, und liessen sie da für den wohlthätigen Vogel.

Dann kehrten wir zurück an die Stelle, wo wir die Waarenballen gelassen hatten. Die Träger nahmen ihre Lasten auf die Schultern, und wir eilten nun der vorangegangenen Karavane nach. Unser Weg führte uns durch Wald und sumpfige Wiesen; wir mochten bereits zwei Stunden lang gegangen sein, ohne auch nur ein einziges Wesen von der Karavane anzutreffen, das uns erwartet hätte; so wenig kümmern sich diese Leute um ihre Reisegefährten; wahrscheinlich ahnte es auch keiner von denen, die vorangegangen waren, dass mehr als dreissig ihrer Reisegefährten zurückblieben und darunter auch der „Kindele jetu“ (unser Weisser), wie sie mich mit so süsser, schmeichelnder Stimme nannten. Daher ist's kein Wunder, dass gewöhnlich mehrere Mitglieder derKaravane unterwegs verschwinden, ohne dass jemand wüsste, wo und auf welche Weise es geschah. [*])

Als wir den Wald hinter uns hatten, kamen wir auf eine nur eine halbe Meile breite, aber sehr langs

Ebene, die mit schütterm, kurzem Gras und mit um so mehr „Ongote" bedeckt war. Dieses Gewächs ist eine Spanne hoch; die zarten biegsamen Zweige desselben haben kleine, ovale, grellgrüne, fleischige Blätter; die Wurzeln verzweigen sich in allen Richtungen und die knorrigen Stämme ziehen sich ein bis zwei Zoll hoch über dem Erdboden dahin, so dass man jeden Augenblick darüber stolpert. Dieses lästige Gewächs kömmt besonders auf baumleeren Ebenen vor, von der Küste etwa 50 Meilen ostwärts, und wo es vorkömmt, da verdrängt es beinahe vollständig die nützlichern Grasarten.

Bald erreichten wir den Kálmánda Fluss, der auf den Bergen Kiakka's entspringt, und indem er von Süden nach Nordwesten fliesst, nicht weit von hier in den von Osten kommenden Balomba mündet. Nachdem wir den Fluss auf dem neu gemachten Steg übersetzt hatten, erreichten wir nach Mittag zwischen 4 und 5 Uhr das am Saume des Waldes gelegene Kilombo.

Gegen Abend stiegen am östlichen Himmel dichte Wolken auf, und bald erfolgte ein starkes Blitzen und Donnern. Deshalb wurden die Sehingen und Waarenhaufen mit Laubwerk und Gras wohl bedeckt. Ich begab mich in meine Hütte und erwartete den Regen, der auch bald mit solcher Gewalt und unter so heftigem Donner zu strömen begann, wie dies nur in der Nähe des Aequators der Fall ist. Jeden Augenblick dachte ich, der wüthende Sturmwind und die rauschende Flut werden mich sammt meiner Hütte fortschleudern. Aber bald beruhigten sich die tobenden Elemente, und nach Verlauf einer Stunde hörte ich nur noch ein sanftes Rieseln, welches mich bald in einen tiefen Schlaf versenkte

26. Jänner. Der Morgen war nebelig und feucht, und da wir ostwärts am Saume des Waldes dahinzogen, wurde ich von den von den Zweigen herabfallenden Regenschauern bald gänzlich durchnässt und fror so sehr, dass ich mich herzlich sehnte nach den erwärmenden Sonnenstrahlen, die an der Küste so gefürchtet werden. Aber die Sonne war erst zwischen 9 und 10 Uhr im Stande, den Nebelschleier zu zerreissen.

Hier zeigte der Wald eine in jeder Beziehung noch grössere Ueppigkeit. Zu den „Mussamba" und „Omia" Bäumen, die wir gestern so häufig vorfanden, kamen hier noch der hohe schlanke Loscha[*]), mit seiner rundlichen Krone, und der Tekkabaum; die unter diesen hohen Bäumen befindlichen Lücken aber wurden von verschiedenen, niedrigeren, meistens mit breiten runden Blättern geschmückten platanenartigen Bäumen ausgefüllt, welche an manchen Stellen mit den binaufrankenden Bignonien und Tagetes schöne Lauben bildeten. Oft dachte ich bei mir, was würden wohl die reichen Grundbesitzer meines Vaterlandes dafür geben, wenn sie einen solchen von der Natur allein gebildeten, mit mannigfaltigen Blumen geschmückten Hain mit seinen schönen Lauben in ihre Gärten versetzen könnten!

Unser Weg zog sich immer am Saume des Waldes dahin und führte uns über mehrere tiefe Erdrisse. Die in einer langen Linie ausgedehnte Karavane vertheilte sich in einzelne Gruppen; die Bekannten hielten sich zusammen, um mit Gesprächen und Spässen sich die Zeit zu verkürzen. Aus solchen Gesprächen kann man oft manche interessante Sachen erfahren, wenn man darauf achtet; denn obwohl diese Neger, ihrer gemeinschaftlichen Sitte gemäss, ihre Erzählungen immer mit Ueber-

treibungen und häufig auch mit krassen Lügen auszuschmücken, so spiegeln sich doch selbst in diesen Uebertreibungen und Erdichtungen ihr Karakter und ihr Geist ab. Als Beispiel theile ich folgendes Gespräch mit, das in meiner Nähe gehalten wurde und meine Aufmerksamkeit um so mehr fesselte, weil darin auch einige geographische Notizen enthalten waren.

„Lumbo! was für Waaren hast du diesmal nach Benguela geführt?"

„Zwei Kombakassa.⁵)"

„Hast du bei dem Verkauf derselben etwas profitirt?"

„Sehr wenig, denn der arglistige Weisse (Schikalumba Kindele) hatte mir vor dem Abschluss des Handels viel Branntwein gegeben, so dass ich schon ganz benebelt war, als wir handeleins wurden; deshalb glaube ich, dass er mich wenigstens um die Hälfte des Werthes meines Elfenbeins (Binga) betrogen hat."

„Warum warst du so thöricht (vátopa); weisst du es denn nicht, dass die Weissen sehr arglistig sind? Aber sag mir nur, was für Waaren führst du jetzt mit dir?"

„Acht Stück Zeug und ein halbes Fass Pulver."

„Eben so viel habe auch ich; deshalb können wir von zuhause zusammen eine Reise in das Land der Zambuella⁶) machen, um dort Wachs zu kaufen, was mit weniger Schwierigkeit verbunden ist, als das Einkaufen von Elfenbein."

„Ich gehe wahrlich nimmer mehr dahin, denn es steigen mir die Haare zu Berge, wenn ich an jenes Land nur denke."

„Nun warum denn? !"

„Weisst du es also nicht, dass mir die verfluchten Zambuella im verflossenen Jahre alle Waaren raubten, und dass ich auch selbst kaum mit heiler Haut davonkam?"

„Wahrlich davon habe ich nichts gehört; erzähle es doch, Lumbo!"

Ich kann Lumbo's Erzählung nicht von Wort zu Wort mittheilen, denn die Schwarzen erzählen alles sehr weitschweifig, und verbreiten sich auf alle noch so unbedeutende Umstände und Nebendinge. Ich werde also den Inhalt der langen Erzählung nur gedrängt angeben.

Im Beginne der Regenzeit (anfangs October), da die Omia und und Enteate Bäume wieder ausschlagen und sich mit zarten röthlichen Blättern bekleiden, brachen ich und mein Schwager Kabombo und mehrere Nachbarn (wir waren zusammen unser zwanzig) mit Stoffen und Pulver belastet auf und reiseten von Bihé nach Südosten, setzten über den Kokema, umgingen die Quelle des Koanza, und kamen nach einer Reise von 12 Tagen im Lande der Zambuella an, wo wir unser Lager am jenseitigen Ufer des Kuitu neben der Ortschaft Bango-a-Kanutu aufschlugen. Nachdem wir dem Manangána[1]) die ihm gebührende Kibanda übergeben hatten, traten wir sogleich mit ihm und seinem Volke in ein freundschaftliches Verhältniss. Nie hatten wir's besser, als damals; wir handelten mit grossem Gewinn und bekamen noch ausserdem jeden Tag Bingundi[2]) und Wildpret zum Geschenk. Der Manangána (Häuptling) war schon seit langem von einem neidischen Manangána aus der Nachbarschaft behext; deshalb war er auf einem Fuss ein Krüppel und hatte grosse Schmerzen. Oft sprach

er mit uns über sein Uebel und versprach uns eine gute Bezahlung, wenn ihn einer von uns heilen könnte. Eines Abends, da wir uns in unserm Kilombo berathschlagten, erzählte uns mein Schwager Kahombo, dass wir uns auf eine leichte Weise eine Menge Wachs verschaffen könnten; der Häuptling hatte nemlich gestern wieder ein Heilmittel von ihm gebeten für seinen kranken Fuss; wenn er sich also für einen verständigen Kimbanda ausgeben und ihm seine Dienste anbieten wollte, so würde er sicher ein bedeutendes Geschenk erhalten, welches er mit uns theilen möchte. Deshalb erbittet er sich von uns einen Rath, was er thun solle. Wir hörten den Plan meines Schwagers mit grosser Zufriedenheit und billigten ihn, und wägten schon im Voraus die gehoffte Menge Wachs, und besprachen uns, wie wir das viele Wachs fortschaffen werden. Nach dieser Besprechung verlebte Kahombo die meiste Zeit im Libáta des Häuptlings und so oft er zurückkehrte, brachte er immer einige Bungo (eine Wachskugel, die etwa 5 Pfund wiegt) mit. Dies ging so etwa einen halben Monat fort.

Aber wahrscheinlich beneideten uns die Zambuella um die erhaltenen Geschenke und behexten auf's Neue den Häuptling, so dass seine freundschaftliche Gesinnung sich plötzlich in die grösste Feindschaft gegen uns verwandelte. Eines Morgens sehr früh stürzten mehrere von ihnen mit Pfeilen und Speeren bewaffnet in unser Kilombo, ergriffen und banden uns und schleppten uns zu dem Manangána. Dieser drohte uns mit einem grossen Messer (Mukuállo) den Hals abzuschneiden, wenn wir nicht augenblicklich bekennen, wer von uns der eigentliche Zauberer (Ganga) sei, denn sein Uebel wäre anstatt zu heilen noch schlimmer geworden. Erschrocken

und Thränen vergiessend betheuerten wir unsere Unschuld, und mein Schwager fügte noch hinzu, dass, wenn seine Heilmittel nichts nützen, dies dem bösen Einfluss eines zambuellaischen Zauberers zuzuschreiben sei. Kaum hatte er diese Worte fallen lassen, als sie uns wüthend anbrüllten: „Das ist eine Lüge! alle Bihéer sind Zauberer!" Hierauf sprach der Häuptling also zu uns: „Gleich werde ich es mit ganzer Gewissheit erfahren, ob ihr Zauberer oder unschuldige Menschen seid! Wohlan, gehen wir an den Kuita!"

Bei diesen Worten stiegen mir die Haare zu Berge; ich wusste, dass wir keinen guten Ausgang zu erwarten hatten. Umsonst baten wir den Häuptling, er möge uns den Bulongo-Trank (von diesem wird weiter unten die Rede sein) reichen lassen, der unsere Unschuld erweisen werde; er gab hierauf blos die kalte Antwort: „Dies erfordere viel Zeit, und er könne nicht so lange warten." Sie führten uns demnach so wie wir waren, die Hände auf dem Rücken gefesselt, zu dem Fluss.

Als wir dort ankamen, befahl der Manangána auf das Wasser eine Matte auszubreiten. Dann wendete er sich zu uns mit den Worten: „Jetzt werdet ihr euch alle auf diese Matte stellen, und wenn sie unter euren Füssen nicht untersinkt, so wird das ein Zeichen sein, dass ihr unschuldig seid; wenn sie aber untersinkt, so ist's gewiss, dass ihr Zauberer seid." — Umsonst behaupteten wir, dass dies keine gesetzliche Probe sei und durchaus nicht zum erwünschten Ziel führen könne, weshalb sich auch keiner von der Stelle bewegte; keiner von uns wollte sich auf die Matte stellen. Da brüllten sie uns alle an: „Ganga! Ganga!" schleppten uns mit Hohn-

gelächter auf die nahe Brücke und stürzten uns einzeln in den tiefen Fluss.

Was nun aus meinen Gefährten geworden sei, das weiss ich nicht, vermuthlich sind sie von den Gandu (Krokodilen) aufgefressen worden; mir gelang es unter dem Wasser die Hände aus den Stricken loszubinden und das jenseitige Ufer schwimmend zu erreichen, wo ich mich zwischen dem Röhricht verbarg. Bis in die späte Nacht blieb ich in diesem Verstecke, vor Kälte zitternd und jeden Augenblick fürchtend, von einem hungrigen Krokodil verschlungen zu werden. Endlich kroch ich hervor und indem ich mich nach den Sternen richtete, schlug ich den Weg nach Bihé ein. Am Tage verbarg ich mich in irgendeinem Dickicht und des Nachts setzte ich meine Reise fort; so rettete ich mich mit grosser Noth aus dem Lande der Zambuella und indem ich mich von dem Honig, den ich auf Anleitung des Honigvogels fand, ernährte, kam ich endlich nach achttägigem Herumirren in meine Heimat. Aber hier hatte ich nichts, womit ich mich und meine fünf Weiber kleiden konnte[10]), ich wendete mich also an einen bekannten Kimbanda, um den wahren Urheber des Todes meines Schwagers Kahombo zu erforschen. Mit Hülfe seines Nángombo (eine Kalabasse mit aus Holz und Bein roh geschnitzten kleinen Figuren, welche verschiedene Thiere darstellen, die der Wahrsager hin und her bewegt, und aus ihren Stellungen die zu gebende Antwort folgert), nannte er mir den Zauberer, der den Tod verursacht hatte, und der ein in unserer Gegend wohnender Nachbar war. Ich forderte ihn sogleich zum Bulongo-Trank auf; so wurde seine Schuld erwiesen, und ich erhielt von ihm als Sühne einen Ochsen und vier Sklaven. Den Ochsen

und einen Sklaven gab ich dem Kimbanda, um den Preis der übrigen drei Sklaven kaufte ich für mich und meine Familie Kleider und ausserdem zur Fortsetzung des Handels (Dyipindi) zwei Kombakassa, die ich nach Benguela brachte, wo, wie du weisst, die Weissen keine Sklaven mehr kaufen wollen, sondern nur Wachs und Elfenbein annehmen.

Das ist der Inhalt von Lumho's Erzählung, die unter anderm die Habsucht der Schwarzen sehr gut schildert; um diese zu befriedigen, sind sie alles im Stande zu thun: der Vater verkauft sein Kind, das Kind seine Eltern, die Brüder verkaufen sich einer den andern, aber vorher lassen sie sie als Zauberer verurtheilen.

Ich hatte eine beträchtliche Zeit auf die weitschweifige Erzählung Lumho's meine Aufmerksamkeit gerichtet, so dass ich es nicht bemerkte, dass wir den Wald schon hinter uns hatten und auf eine offene Grasfläche kamen, wo wieder die hervorstehenden knorrigen Stämme der Ongote unsern Gang erschwerten. Auf der Ebene waren unzählige Haufen der weissen Ameise zu sehen, die wie Ruinen einer weit ausgedehnten Stadt aussahen. Die Anzahl und der Fleiss dieser Ameisen sind erstaunlich; sie bedecken mit ihren Hügeln mehrere Meilen grosse Flächen.

In weiter Ferne zeigte sich die von Westen nach Osten streichende Gebirgskette Dámba-olo-mone, auf den wellenförmigen Anhöhen aber sah man hie und da dunkelgrüne Waldungen. Bald kamen wir in eine sich immer mehr vertiefende Senkung, wo in tiefem Bette zwischen dichten Bambusrohr ein angeschwollener trüber Bach in nördlicher Richtung dahinfloss. An diesem Bache lagerte sich die ganze Karavane, denn die Dyi-

pinda (die Jäger der Karavane) hatten am Bache in nicht grosser Entfernung eine weidende Pakassa-Heerde angetroffen [1]), und da der Fleischvorrath der Karavane schon auszugehen begann, so baten sie, ich möchte ihnen erlauben, eine Jagd zu halten. Ich hatte bisher nur aus weiter Ferne einiges Wild gesehen, denn die Karavane bewegt sich mit grossem Geräusche und vertreibt das Wild schon von weitem. Nachher, als ich blos in Gesellschaft einiger Elefantenjäger reisete, konnte ich jeden Tag grosse Heerden wilder Thiere sehen. Ich gewährte nicht nur die Bitte der Jager, sondern schloss mich ihnen auch selbst an, nicht achtend der Vorstellungen meines Kissongo und Murssa's, die da behaupteten, dass eine Pakassa-Jagd ausserordentlich gefährlich sei.

Nachdem wir in dem hohen Riedgras in der Nähe des Baches etwa eine halbe Stunde weit von dem Lager der Karavane vorgedrungen waren, kamen wir in eine muldenförmige, sumpfige Vertiefung, die seitwärts mit dem Bache zusammentraf, wo eine beträchtliche Heerde Pakassa theils graste, theils im Schlamme ausgestreckt lag. Die Pakassa haben einen sehr scharfen Geruch und man kann sich ihnen nur von der dem Winde entgegengerichteten Seite nahern. Wir hielten uns also in dem hohen Gras verborgen und umgingen sie, ohne dass sie uns bemerkt hätten; dann vertheilten wir uns — wir waren mehr als 40 mit Flinten bewaffnete Jäger — und rückten auf die Heerde los.

Da warf ich meinen Kopf in die Höhe, blickte auf und sah die gewaltigen, ausserordentlich wild und schrecklich aussehenden Thiere, und plötzlich verschwand mir die ganze Lust zur Jagd. Instinktmässig war ich schon im Voraus blos auf meine Sicherheit bedacht; zurück-

kehren konnte ich nicht mehr, ich flüchtete mich also auf einen pyramidenartigen Termitenhaufen in der Nähe. Als meine Jagdgefährten dies bemerkten, winkten sie mir, ich solle von dem Hügel hinuntergehen, denn die Pakassa seien noch ausser Schussweite, und schon werfen sie ihre Köpfe auf und schnauben entsetzlich, weil sie mich erblickten. Ich achtete jedoch ihrer Winke nicht. Sie feuerten also ihre Flinten ab, worauf einige Thiere stürzten, während die andern mit gesenkten Häuptern, wüthig schnaubend und mit emporgehobenem Schweife mit Blitzesschnelle daherrannten, gerade in der Richtung, wo ich stand. Jetzt hörte ich von mehreren Seiten den Ruf: „Enganna Komo, aipá! aipá!" (Herr Komo schiess, schiess sie nieder!). Aber die Furcht hatte mich gelähmt; ich konnte nicht einmal die Flinte in der Hand halten. Denn da ich diese schrecklichen Thiere das erste Mal sah, wie sie mit schäumendem Maule daher gerannt kamen, so verlor ich auch mein Bewusstsein. Zum Glück rannten sie neben mir vorbei, und die wiederholten Schüsse brachten mich nach und nach wieder zur Besinnung. Jetzt sah ich, dass auch meine Gefährten sich auf die Termitenhügel geflüchtet hatten, um nicht von den wüthenden Thieren zerstampft zu werden. Sieben Stück hatten sie erlegt; die andern kamen, theils verwundet, davon. Ich hatte keinen einzigen Schuss gethan, und damit ich vor den Schwarzen, die jeden Europäer für einen kühnen und geschickten Mann halten, nicht mit Schande bestehe, nahm ich meine Zuflucht zu einer List; ich nahm nemlich den Feuerstein aus meiner Flinte heraus und warf ihn weg; dann rief ich den sich um mich versammelnden Jägern entgegen: „Dyikola, utári yange spessere etári" (Ein Unglück, meine Flinte

hat den Feuerstein verloren). „Dyikola! Dyikola!“ riefen sie mir nach, und die ungarische Tapferkeit war in den Augen der einfältigen Schwarzen gerettet. — Es fielen auf einmal viele Schüsse; jeder wollte also seiner gutgezielten Kugel das erlegte Wild zuschreiben, und es entstand ein heftiger Wortwechsel unter ihnen. Ich allein wusste mit voller Bestimmtheit, was der Erfolg meiner Arbeit war.

Bald kamen zahlreiche Gehülfen herbei, welche die sehr dicke Haut von dem erlegten Wilde abzogen, das Fleisch zerstückten und zur Karavane brachten. Das Fleisch wurde der bei solchen Gelegenheiten beobachteten Sitte gemäss zwischen den Vorstehern (Sekulu) der Karavane vertheilt, und auch ich erhielt ein Hinterviertel. Das Pakassafleisch ist immer zäh, wie sehr man es auch kochen mag, und hat einen etwas bittern Geschmack, aber bei dem guten Appetit, den mir die tüchtige Bewegung gemacht hatte, fand ich es ziemlich wohlschmeckend.

Nachdem wir den Bach übersetzt hatten, der, wie man mir sagte, nur während der Regenzeit den Balomba Fluss erreicht, setzten wir unsern Weg durch den am jenseitigen Ufer sich erstreckenden Wald fort, auf einem unebenen und oft steinigen Boden. Abends lagerte sich die Karavane am Fusse des Dámba yal' Omone Berges, (oder: Dámha-olo-Mone), den wir schon seit dem Morgen vor uns gesehen hatten, nicht weit von mit Röhricht bedeckten Teichen und ringsumher von Waldungen eingeschlossen.

27. Jänner. Wir setzten unsern Weg in östlicher Richtung durch einen hochstämmigen Wald, auf einem rauhen und grösstentheils felsigen, hügeligen Boden fort,

indem wir den sich südöstlich hinziehenden Gebirgsarm rechts liegen liessen; hie und da zeigten sich sumpfige Wiesen, welche von ungeheuren Ongaye[18]) und Páko[19]) Bäumen eingefasst waren. Wir setzten über mehrere Bäche, welche von den rechts liegenden Bergen kamen und in ihrem tiefen Bette vom Regen hoch angeschwollen waren; um 10 Uhr vor Mittag erreichten wir die Stelle, wo sich der Weg theilt. Der links, in nordöstlicher Richtung dahinziehende Weg führt nach Bailundo, der andere aber, welcher gerade ostwärts geht, führt nach Hambo. Wir schlugen den letztern Pfad ein. Die Stelle, wo sich der Weg theilt, wird Oványáha genannt. Unser Weg führte uns in der Nähe des rechts sich erhebenden Gebirgszuges über mehrere Anhöhen, wo das Marschiren ziemlich schwierig war.

Gegen Mittag hörte ich plötzlich ein dumpfes Brausen, und bald erblickte ich eine über unsern Häuptern dahinziehende, ungeheure Schaar Heuschrecken, die wie eine finstere Wolke erschien; zahllose Haufen fielen wie dichte Regentropfen auf die Erde. Die ganze Karavane gerieth sogleich in eine grosse Bewegung; die Lastträger lehnten ihre Lasten an Baumstämme und zerstreuten sich. Ein allgemeines Juheln und Jauchzen erscholl von allen Seiten; jeder freute sich über das unverhoffte Glück. (Auch in der Heimat entsteht ein Lärm, wenn sich eine Heuschrecken-Wolke zeigt; aber es ist nicht ein Freudengeschrei wie hier). Jung und alt machte sich an das Auflesen der herabgefallenen Heuschrecken, denn dadurch konnten sie sich mit leichter Mühe einen Vorrath von Nahrungsmitteln verschaffen. Die Lastträger hatten bald ihre Säcke von Baumrinden voll gefüllt;

sie befestigten sie an ihren Bürden und setzten den Weg fort.*)

Indem wir am Fusse des erwähnten Gebirgszuges weiter gingen, wurde unser Weg immer unebener und felsiger; die zwischen den Anhöhen sich erstreckenden Thäler waren von dichtem Waldwuchs bestanden, so dass wir uns nur mit Mühe hindurcharbeiten konnten. Unsern Fortschritt hinderte auch noch der Umstand, dass wir einer langen Reihe von Menschen begegneten, die in entgegengesetzter Richtung reisten und theils mit grossen Ledersäcken belastet waren und Nahrungsmittel auf den Markt trugen, theils aber daherkamen, um Kopalgummi zu sammeln. Auf dem engen Pfade mitten im dichten Walde konnte man nur mit grosser Schwierigkeit einander ausweichen.

Wenn sich die Schwarzen auf solche Weise begegnen, so versäumen sie es nie, sich nach dreimaliger Wiederholung des Bokuetu gegenseitig von den Ereignissen, die sie gehört oder erlebt haben, umständlich zu benachrichtigen. [10])

Unser Weg stieg immer mehr hinan, und nach Mittag erblickten wir viele Gebirgszweige, welche eine zwischen ihnen sich erstreckende Ebene ganz einzuschliessen schienen. Als wir weiter kamen, gelangten wir auf eine freiere Anhöhe, von welcher wir auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges eine etwa 300 Hütten zählende Ortschaft erblickten. Dies war Káhále, ein Besitzthum des Fürsten von Kiákka. Unser Weg führte uns in der Nähe dieser Ortschaft vorbei, und nicht

*) Dass die Eingebornen die Heuschrecken essen, erzählen unter andern auch Livingstone und Andersson, der letztere namentlich auf pag. 21 u. f Band II. *Anmerk. des Uebers.*

weit davon befand sich unser Kilombo an dem ebenso benannten, mittelmässigen Fluss, der von Süden kömmt und sich in den Balomba ergiesst. Wir lagerten uns in dem schon fertig vorgefundenen Kilombo, und bald verbreitete sich von allen Seiten der unangenehme Geruch der auf der Glut gerösteten Heuschrecken.

28. Jänner. Frühzeitig erschienen die Boten des Ortsvorstandes (Sekulu), die mir zwei Körbe (Ginda) voll Maismehl (Sema) und ein Schwein zum Geschenk brachten, was ich mit 20 Ellen Zeug und 2 Flaschen Branntwein erwiederte. Wir fanden hier wenig Nahrungsmittel vor; deshalb brachen wir bald auf, um die eine Tagereise entfernten Dyindumbu Dorfer je eher zu erreichen.

Der Gebirgszug, welcher gestern unsern Weg flanquirte, vereinigt sich mit mehreren von Süden kommenden Gebirgszweigen, so dass hier die Gegend schon ganz gebirgig wird. In weiter Ferne sieht man auch die bläulichen Rücken der von Nordwesten nach Osten sich dahinziehenden Gebirge von Bailundo; diese Gebirge laufen vor uns gen Osten in einem sich hoch aufthürmenden Knoten zusammen und schliessen die Gegend im Halbkreis ein. Die schön gewellten Thäler dieser eingeschlossenen Landschaft sind von dunkelgrünen Waldungen bedeckt, während auf den offenen Anhöhen mehrere Ortschaften zu sehen sind. Dies Alles bot in der durchsichtigen Morgenluft ein malerisches Panorama.

Bald kamen wir auf die breite, niedrige und angebaute Nyánya Ebene, deren aus schwärzlichem Thon bestehender Erdboden so fruchtbar ist, dass sie für die Kornkammer von Kiákka gilt. Der Mais erreicht hier eine Höhe von der doppelten Grösse eines Mannes; auch Maniok, Kartoffeln, Tabak, Bohnen und Kürbisse gedei-

hen sehr gut. Unser Weg führte uns gerade durch die Saaten hindurch. Der Anblick des angebauten Landes erfüllte meine Brust mit Freuden, denn die unbewohnten wüsten Gegenden, wie anziehend und mannigfaltig sie auch sein mögen, erwecken doch in der Brust des Reisenden ein trauriges Gefühl, wie ich dies auch auf meiner viertägigen Reise durch unbewohnte Gegenden erfahren hatte. Auch nachher freute ich mich immer, wenn ich nach einer Reise von zehn und mehr Tagen durch unbewohnte Einöden endlich wieder eine bewohnte Gegend erreichte.

Die fruchtbare und wohlangebaute Ebene wird von dem von Süden nach Norden fliessenden N y á n y a Flüsschen bewässert, welches nicht weit von hier in den Balomba mündet. Jetzt war der Nyánya sehr tief, und konnte nicht durchwatet werden. Wir mussten also eine Brücke schlagen. Bald schwamm ein Haufen, die Axt in der Hand, über den Fluss, um in dem nahen Walde das zur Brücke erforderliche Holz zu fällen. Es war interessant zu sehen, wie geschickt die Schwarzen schwimmen und die Brücke herstellen. Diese Geschicklichkeit konnten sie sich natürlich nur durch langjährige Uebung auf ihren vielen Reisen erwerben. Einige schwammen im Flusse, und indem sie gegen die starke Strömung ankämpften, stellten sie in regelmässigen Zwischenräumen die hölzernen Pfeiler auf; andere legten Querbalken auf die Pfeiler und banden sie mit Baststricken fest; auf die Querbalken wurden ihrer ganzen Länge nach dünnere Stämme gelegt und ebenfalls mit Baststricken befestigt. Endlich wurde auf der rechten Seite der Brücke ein dickeres Bastseil an den hie und da emporragenden Pfählen ausgespannt, und dieses Seil diente als Gelän-

der. Ein Europäer, der an eine solche wankende und schaukelnde Brücke nicht gewohnt ist, wird sie nur mit grosser Vorsicht und Furcht passiren, wie es z. B. mit mir der Fall war, aber die Schwarzen gehen mit ihren schweren Bürden und mit ihren unter denselben quer-über gelegten Flinten mit erstaunlicher Sicherheit und Schnelligkeit hinüber. Das Schlagen der Brücke und das Hinübergehen der Karavane erforderten blos eine Zeit von etwa zwei Stunden.

Nachdem wir über den Fluss gesetzt hatten, bogen wir von den angebauten Landstrichen ab, und zogen am Fusse des zu unserer Rechten sich erhebenden Berges dahin. Das Erdreich bestand dort aus röthlichem Thon und war dicht mit niedrigem Enteate [15]) Gehölze bedeckt. Auf den offenen Anhöhen sahen wir überall bevölkerte Ortschaften. Oft mussten wir tiefe Wasserrisse passiren; so marschirten wir etwa 3 Stunden lang, als ich auf einer kleinen, unbewaldeten Anhöhe ein auf europäische Weise erbautes, mit Lehm angeworfenes und mit Rohr gedecktes Gebäude erblickte, um welches herum schon mein Kissongo und mehrere bewaffnete Männer standen, um mich dort zu erwarten. Sie erzählten mir, dass in diesem Hause das Grab eines vor zwei Jahren unterwegs verstorbenen Europäers sei, und baten mich um Erlaubniss, die Erinnerung an ihn als meinen Landsmann mit einer Ehrensalve [16]) feiern zu dürfen. Indem ich mich der am Gebäude befindlichen Oeffnung näherte, erblickte ich darin einen Grabhügel und vor demselben ein hölzernes Kreuz, an welchem ein weisser Zeuglappen mit folgender Inschrift befestigt war:

Francisco Pacheco Ozorio
Morreo no Anno de 1848

Vindo da sua viagem das Moluvas
Seu Amigo e companheiro
Antonio Francisco Ferreira de Silva Porto poz.

(Francisco Pacheco Ozorio starb hier auf seiner Rückkehr aus dem Lande der Moluva, 1848, errichtet von seinem Freunde und Reisegefährten Antonio Francisco Ferreira da Silva Porto.)

Lange betrachtete ich schweigend und in düstere Gedanken versunken das Grab des unbekannten Leidensgefährten, der hier die ewige Ruhe gefunden; wer weiss, so dachte ich bei mir, ob nicht, wenn ich einst, nach mit vielen Gefahren und Entbehrungen vollbrachter Bereisung der grossen Wüsteneien Afrika's, welche ich nun bereits betreten habe, beflügelt von der Freude auf das Wiedersehen meiner Angehörigen der Heimat zueilen werde, — auch mich der immer thätige Tod unterwegs niederschmettern wird, damit ich auf fremder Erde und unbeweint in's Grab sinke? — Heisse Thränen rollten über meine Wangen, und selbst die mich umringenden Schwarzen waren gerührt; unbewegt und mit allen Zeichen der Ehrfurcht standen sie da vor dem Gehäude, welches die Grabstätte überdacht.

Ich liess hundert und eine Patrone vertheilen, damit sie die übliche Ehrenbezeugung dem Andenken des Dahingeschiedenen in würdiger Weise abstatten mögen.

Nachdem wir diese Schuldigkeit der Nächstenliebe erfüllt hatten, setzten wir unsern Weg fort; nach einer Stunde gelangten wir aus dem Onuntula Wald (eine Art Pappel), und vor uns breitete sich ein sanft gewölltes, mit wenig Baumwuchs bestandenes Wiesenland aus, auf welchem ich mehrere Ortschaften erblickte. Die Karavane zog in der Nähe eines dieser Dörfer vorbei und

wurde von der herbeieilenden Volksmenge mit lautem Händeklatschen und dem dreimaligen „Bokuetu Ambákká“ (Friede mit dir, Karavane) begrüsst. Nicht weit von den Ortschaften stand das Kilombo, welches wir gegen 4 Uhr nach Mittag bezogen. Die hier zerstreut liegenden Dorfer führen den gemeinschaftlichen Namen Dyindumbu; ihre Bewohner sind Unterthanen des Fürsten von Kiakka, dessen Residenz, Kombála an Kiakka, von hier anderthalb Tagereisen entfernt ist.

29. Jänner. Die Nahrungsmittel waren während der fünftägigen Reise ausgegangen; die Karavane musste also hier Rast halten, um sich Lebensmittel zu verschaffen. Um Mittag übergab ich dem hier wohnenden Statthalter (Soma Katito) des Fürsten von Kiakka die ihm zukommende Kibanda, welche aus 42 Ellen verschiedener Zeuge, 10 Flaschen Branntwein, 6 Pfund Pulver, 30 Bogen Papier, und 100 Feuersteinen bestand. Die Bewohner der Dörfer, sowohl die Männer als auch die Weiber, kamen in zahlreichen Gruppen in unser Lager und brachten Maismehl, Bohnen, Kimbombo, Tabak, Schafe und Schweine zum Verkauf; sie gaben diese Lebensmittel ziemlich billig für europäische Waaren, namentlich für Zeuge, dann für rothe, länglich runde, grosse Glasperlen und Schiesspulver. Doch ist dieser Tauschhandel gewöhnlich mit vielem Feilschen und Lärmen verknüpft, ganz so wie auf den Wochenmärkten der ungarischen Ortschaften.

Nach Mittag zwischen 2 und 3 Uhr erschienen vor unserm Lager etwa 20 fremde, bewaffnete Männer, setzten sich im Schatten nieder und warteten. [*]) Es waren lauter junge, hoch und schön gewachsene Männer; ihre Kleidung bestand aus rothen Zeugen mit weissen und

blauen Streifen; um ihre Schultern hatten sie einen blauen, baumwollenen Stoff wie einen Mantel geworfen, so dass ihr Arm mehr als zur Hälfte unbedeckt blieb. Ihr Haupt war unbedeckt, und das Haar so zusammengeflochten und aufgebunden, dass es auf dem Scheitel einen dem Dragonerhelme ähnlichen Kamm bildete, (sie legen nemlich auf den Scheitel eine halbrunde Unterlage, die sie Epunta heissen, und flechten dann quer über dieselbe das Haar; dieser Haarputz ist eine Auszeichnung der Helden); zu beiden Seiten der Ohren hingen dünne Haarflechten hinab, welche mit rothen und weissen Porzellanperlen besetzt waren, während die obere Seite des kammartigen Geflechtes mit schönen, kleinen, glänzenden Muscheln geschmückt war. Ihre Waffen bestanden aus langen Flinten, Assagaien, kurzen hölzernen Keulen, und einem langen Messer mit weissem, beinernem Griff, welches sie im Gürtel trugen. Diese Ausrüstung gab ihnen ein kriegerisches und in ihrer Art originelles und schönes Aussehen.

Sie sassen da eine beträchtliche Zeit lang, ohne ein Wort zu reden; endlich fragten sie um den Namen des Karavanenchefs. Jetzt traten zu ihnen mein Kissongo, der Kalei und mehrere Sekulu und setzten sich in einiger Entfernung von ihnen auf die platte Erde, dann klatschten sie zwei Mal in die Hände und begrüssten sie drei Mal mit dem üblichen „Bokuetu." Aber die Fremden erwiderten den Gruss nicht, worüber unsere Leute sehr erstaunten. Alsogleich durchlief das ganze Lager ein dumpfes Gemurmel, denn unsere Leute schlossen daraus, dass sie den Gruss nicht erwiderten, dass sie Sendlinge eines feindlich gesinnten Fürsten, oder gar Vorboten eines Feindes seien, der unsern Weg bereits

besetzt hatte. „Olo Jango!“ (zur Versammlung) rief man von allen Seiten, und die Leute der Karavane versammelten sich alsbald truppweise, mit Flinten und Speeren bewaffnet, um die vor den Kimbango aufgepflanzte Fahne [15]). Dort kauerten sie sich auf den Boden und erwarteten die Eröffnung der Versammlung, was bei solcher Gelegenheit stets mit grossem Ernste zu geschehen pflegt.

Ich nahm auch Platz unter ihnen und neben mir kauerten sich, der Sitte gemäss, auch mein Kissongo und Kalei nieder. Die Fremden setzten sich als gesonderte Gruppe in einiger Entfernung. Hierauf nahm einer von ihnen aus seiner Patrontasche einen versiegelten Brief heraus, gab ihn meinem Kissongo, der ihn dann mir überreichte. Auf dem Brief stand in portugiesischer Sprache folgende Adresse: „Dem Chef der Karavane von Bihé.“ Auch der Brief war in portugiesischer Sprache geschrieben, und sein Inhalt lautete ohngefähr so: Vor etwa drei Jahren reisteten mehrere meiner Leute, die mit europäischen Waaren belastet waren, in Begleitung der Karavane von Bihé in das Land der Ganguella, um dort Elfenbein einzutauschen; aber noch immer ist keiner von ihnen zurückgekehrt; folglich sind sie, ohne Zweifel, von den Bihéern ermordet worden, die auch ihre Waaren geraubt haben. Deshalb fordere ich die gegenwärtige Karavane auf, dass sie als Sühne für das von ihren Landsleuten vergossene Blut und als Vergeltung für den von ihnen gestifteten Schaden die hier angeführten Waaren ohne Zaudern abliefere. Im entgegengesetzten Falle werde ich meine Forderung mit Hülfe meiner schon ausgerüsteten Waffenmacht in zehnfacher Weise geltend machen, und einen Theil ihrer Leute als Sklaven fortführen.

Es wurden nun folgende Waaren gefordert: 20 Kupa oder Zeugeballen (500 Stück verschiedene Baumwollzeuge); 10 Fässer Branntwein (500 Halbe); 10 Fässer Pulver (200 Pfund); 10 Flinten; 2 Ries Papier; 500 Feuersteine. — Unterzeichnet war: Kindandschi, Soba an Kubála.

Kaum hatte mein Dolmetsch den Inhalt des Schreibens der Versammlung auseinandergesetzt, als sogleich viele ihre Waffen emporhoben und mit lauter Stimme ausriefen: „Vákemba! dyimunu meine!" (Das ist eine Lüge; wahrlich, es sind Räuber). Diese allgemeine Begeisterung war ganz nach meinem Sinn, denn wenn die Karavane sich gefügt und die Sache friedlich beigelegt hätte, so hätte ich als Chef das Doppelte zur geforderten Entschädigung beitragen müssen. Da ich das bei solchen Gelegenheiten zu beobachtende Verfahren noch nicht kannte, forderte ich Murssa, den gewesenen Chef auf, er möchte bei der Verhandlung mein Stellvertreter sein. Murssa erhob sich nun und rief mit lauter Stimme der Versammlung zu: „Mánu kiabiteku!" (Leute, seid stille!), worauf sogleich die gewöhnliche Ruhe und Ordnung in der Versammlung hergestellt ward. Dann richtete er mehrere Fragen an die Fremdlinge; diese Fragen bezogen sich auf die gesetzlichen Gebräuche der Schwarzen, und er brachte wie ein geschickter Rechtsanwalt damit die Fremden vollständig aus ihrer Fassung.

Es zeigte sich sehr bald, dass sie nur eine arge List anwendeten, um von der durch das Schreiben etwa eingeschüchterten Karavane so viel als möglich zu erpressen.

Die Fragen Murssa's machen uns einigermaassen mit den gesetzlichen Gebräuchen der südafrikanischen Völker bekannt; deshalb will ich sie hier kurz anführen.

‚Sage mir, Mukombe (Gast), fragte Murssa, wie viele Männer waren es, die angeblich verschwunden sind?'

„Es waren ihrer acht" antworteten sie.

‚Wo und wem sind sie mit der „Impemba"[19]) übergeben worden?'

„Das hat uns der Soba Kindandschi nicht gesagt."

‚Das hat er also nicht recht gethan, denn der Soba hat sicher ohne Impemba seine Untergebenen nicht fortgelassen, aber auch die Karavane hätte sie ohne Impemba nicht als Reisegefährten aufgenommen, denn nur so konnte sie verantwortlich sein für das Leben und die Habe der Mitgesendeten. Deshalb kehret zurück zu eurem Herrn und fraget ihn, wer es gewesen sei, der mit den angeblich verschwundenen Individuen zugleich die Impemba von ihm erhalten hat, und damit die Sache desto mehr erwiesen werde, bringet auch den Lappen Zeug mit, welcher mit dem Blut des bei Gelegenheit der Ertheilung der Impemba geschlachteten Bikasse (Opferthier) gefärbt wurde. So werden wir uns von der Wahrhaftigkeit eures Anliegens überzeugen und dann werden wir auch die für die von unsern Landsleuten ausgeübten Missethaten geforderte Geldbusse entrichten.'

„Es ist schon lange her, dass unser Herr Kindandschi seine Sklaven in Begleitung eurer Landsleute abgeschickt hat, darum erinnert er sich wahrscheinlich nicht mehr des damals geschlachteten Bikasse und des mit dem Blute desselben gefärbten Zeichens." [20])

‚Desto schlimmer steht es um seine Sache, denn er erfüllte nicht seine Pflicht, so wie es unsere Gebräuche erfordern[21]). Jedermann weiss es, dass wer von hier aufbricht, binnen einem Jahre die Reise in das Land der Ganguella machen und auch zurückkehren kann, und

dass ihm auch dann noch beinahe das halbe Jahr zur Verrichtung seiner Handelsgeschäfte übrigbleibe. Folglich hätte euer Herr, wenn nach Ablauf dieser Zeitfrist seine Sklaven nicht zurückgekehrt und auch keine Nachricht über sie eingetroffen, alsbald die Angelegenheit der hier jährlich zwei Mal durchreisenden Karavane von Bihé mittheilen sollen, und hätte bei Vorzeigung des Bikasse-Zeichens gleich die Sühne fordern können. Dann hätte sich bald die Nachricht von dem Ereigniss in unserm Lande verbreitet, und jedermann hätte getrachtet, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden[22]), die Schuldigen aufzusuchen und vor dem Soba zu bringen, damit er ihnen die Geldbusse abnehme, oder sie sammt ihren Familien als Sklaven gefesselt eurem Herrn zustelle. Antworte nun, Mukombe, wenn du unser Freund bleiben willst, warum dies alles nicht so geschah, oder zerreisse die Patrone[23]), und dann werden wir sehen, wer den Sieg auf dem Schlachtfelde erringen wird.'

Kaum hatte Murssa diese letztern Worte ausgesprochen, als einer von ihnen eine entzwei gerissene Patrone vor meine Füsse warf. Dann standen sie auf und eilten mit raschen Schritten davon, ohne ein Wort zu reden und ohne auf das ihnen nachschallende Gezische und auf die höhnischen Ausrufe: „Olo Fundanga! olo Utá!" (das Pulver ist bereit, die Flinten sind bereit) zu achten.

Wir hatten, in Erwägung der Umstände die wir erfahren konnten, keine Ursache uns zu fürchten, denn die bewaffneten Individuen der Karavane beliefen sich insgesammt auf 2000, und sie hatten wenigstens 50 Tausend Patronen; eine solche Waffenmacht kann sich mit einem so untergeordneten Häuptling wie Kindandschi

ohne Zagen in einen Kampf einlassen. Aber im Falle eines feindlichen Angriffes hätten sich die Leute von Kiákka, die stets bereit sind, wenn es etwas zu rauben und zu plündern gibt, sicher ihm angeschlossen[34]), und so hätte der Kampf ein blutiger und für uns wegen des vielen Gepäckes und der zahlreichen Waarenballen, womit die Leute der Karavane grösstentheils belastet waren, gefährlich werden können. Deshalb wurden im benachbarten Walde alsogleich viele Baumstämme umgehauen, um das schon ohnehin befestigte Kilombo noch mehr zu befestigen, und nach ein paar Stunden glich unser Kilombo einer tüchtigen Holzburg. Die ganze Nacht hindurch patrouillirten die Wachen rings um das Kilombo, aber kein Feind zeigte sich.

Zu Mittag stand das Thermometer im Schatten auf 26° R.

30. Jänner. Obgleich wir noch keinen hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln eingekauft hatten, so machten wir uns doch frühzeitig auf den Weg, da wir befürchteten, dass es dem in der Nähe wohnenden Häuptling von Kubála gelingen könnte, die Leute von Dyindumbu gegen uns aufzuwiegeln, um uns mit vereinten Kräften anzugreifen. Den Mangel an Nahrungsmitteln hofften wir in den von hier eine Tagereise entfernten Dyimbondo (oder: Kimbondo) Ortschaften ersetzen zu können. Die Karavane setzte ihren Marsch auf gewöhnliche Weise fort; doch hielten sich die Individuen enger an einander, und schritten mit unverschlossenen Kimbango[35]) in Schlachtordnung vorwärts.

Unser Weg zog sich am Fusse des Bergzuges dahin, der zu unserer Rechten sich von Westen nach Osten erstreckte; der Boden war rauh und hügelig, bestand

aus einem röthlichen Thon, und war mit den niedrigen Catingabaumen und mit Cecropien, Cactus und Bignonien bedeckt. Die vom nachtlichen Regen erweichte Thonerde war sehr schlüpfrig, doch schritten wir rasch und mit guter Ordnung vorwärts durch den dichten Wald, wo ein feindlicher Angriff uns sicher in eine grosse Verwirrung gestürzt hätte.

Während des Marsches bemerkte ich oft, wie die schwer belasteten Träger von Zeit zu Zeit auf die Seite des Weges traten, die Ballen an Baumstämme anlehnten und die Pfanne ihrer Flinten untersuchten; und wenn sie kein Pulver darauf fanden, so brachten sie die Sache gleich in Ordnung. Die unbelasteten Mukuendye (oder Mukuendje) schritten zu beiden Seiten der Karavanenlinie in einiger Entfernung einher; von Zeit zu Zeit gaben sie mit gellendem Pfeifen ein Zeichen, um der Karavane das, was sie bemerkt hatten, anzuzeigen [30].

So marschirten wir etwa vier Stunden lang; da entfernte sich nach und nach unser Weg von dem Bergzug zu unserer Rechten, und führte uns auf eine beträchtliche Niederung, wo den röthlichen Thon eine schwarze Erde ersetzte. Statt des Waldes bedeckte hier den Boden das hohe Sahale Gras, welches uns jede Aussicht benahm und durch welches wir uns mit grosser Mühe durcharbeiten mussten. Hiezu kam, dass das Erdreich vom Regen ganz durchweicht war, so dass wir bis zum Knöchel im Kothe waten mussten. Um Mittag erreichten wir ein Dickicht von Bambusrohr, welches die Ufer des schmalen aber tiefen und schnell strömenden Kimbondo Flusses bedeckte. Zum Glück fanden wir die Brücke in gutem Zustande, und wir konnten ohne Hinderniss und Verzögerung hinübersetzen. Am jenseitigen

Ufer des Flusses erhob sich wieder der Boden, und wir hatten nichts mehr mit dem Kothe und langen Grase zu schaffen.

Wir stiegen immer höher hinan, und bald erhielten wir eine freie Aussicht; da tauchte gerade vor uns in geringer Entfernung das hohe und massive Lingi-Lingi Gebirg empor, über dessen mit Wolken bedeckten Gipfel uns unser Weg führen sollte, und an welches sich die rechts und links mit unserm Weg parallel streichenden Bergzüge wie an eine mächtige Mauer anlehnten. Nachdem wir an mehreren bevölkerten Ortschaften, die den gemeinschaftlichen Namen Kimbondo (oder Dyimhondo) führen, vorbeigezogen waren, setzten wir über einen kleinen Bach und erreichten am jenseitigen Ufer desselben unser Lager, gegen 4 Uhr nach Mittag. Kaum hatten wir uns in unsern Hütten untergebracht, als die um die hohen Lingi-Lingi Gipfel lagernden schwarzen Wolken mit grosser Schnelligkeit den ganzen Horizont bedeckten und alles in nächtliches Dunkel hüllten, welches nur von den auf allen Seiten auflodernden Blitzen erhellt wurde. Es erfolgte ein furchtbares Blitzen und Donnern, so dass auch die kühnste Brust erbebte. Der heulende Sturmwind und die in Strömen herabfallende Regenfint schienen die ganze Natur verwüsten zu wollen; aber nach kurzer Zeit verwandelte sich der heftige Regenguss in ein sanftes Rieseln, und auch dieses hörte bald auf. Jetzt brachten die Strahlen der am westlichen, wolkenlosen Himmel scheidenden Sonne prächtige Regenbogen hervor, welche die am nordöstlichen Himmel sich zertheilenden Wolken mit ihren leuchtenden Farben umsäumten.

31. Jänner. Die Karavane blieb heute in ihrem Kilombo, um die noch fehlenden Nahrungsmittel einzukaufen. Die Leute brachten aus den nahen Ortschaften grosse Quantitäten zum Verkauf, um so mehr, da ich die Gewogenheit des Sekulu der Umgegend mit einer etwas grössern Kibanda erkauft hatte. Er forderte also seine Untergebenen auf, unser Lager mit hinlänglichen Nahrungsmitteln zu versorgen; zugleich liess er uns melden, dass die Männer, welche in unserm Lager im Namen des Häuptlings von Kubála erschienen, nicht von ihm gesendet waren, sondern arglistige Betrüger seien [87].

Von den Leuten, die unser Lager besuchten, vernahm ich, dass nicht weit von hier um die Mittagszeit ein Gottesgericht stattfinden solle. Ich wünschte mir, die Sache einmal näher zu besehen, und da ich merkte, dass die Eingebornen nichts dagegen hätten, so machte ich mich in Begleitung von mehreren Bewaffneten, die ebenfalls neugierig waren, auf den Weg zu der bezeichneten Stelle. Wir erreichten bald die an einem Gebirgsbach sich erstreckende Grasfläche, welche von einem Wald eingeschlossen war. Eine zahlreiche Schaar von Bewaffneten stand schon im Kreise aufgestellt. In der Mitte des Kreises brannte ein Feuer, an welchem ein Topf stand, dessen Inhalt ein sonderbar gekleideter Mann mit einem langen hölzernen Löffel rührte. Das Costüm dieses Mannes bestand aus den Fellen mehrerer kleiner Thierarten (wilde Katze, Schakal, Gaselle), die Felle waren mit einem Gürtel über den Hüften festgebunden und bedeckten nur den Untertheil seines Körpers; vom Halse hingen an einem schmalen Riemen mehrere kleine Gasellenhörner nebst Löwen- und Leopardenklauen herab; das Haupt bedeckte ein grosser Busch

von verschiedenen Federn; die unbedeckten Theile des Leibes und das Gesicht waren mit rothen und weissen Streifen bemalt. Neben diesem so auffälligen Manne waren auf der Erde einige Antilopenhörner aufgepflanzt.

Aus allen diesen Sachen konnte ich leicht den Schluss ziehen, dass diese Person in der bevorstehenden Scene eine bedeutende Rolle spielen werde, und ich täuschte mich auch nicht. Mein Kissongo machte mir bald die Anzeige, dass in dem Topf der Bulongo-Trank [39]) gebraut werde, und dass die Person, welche den Trank bereitet, der Kimbanda sei. Der Kläger und Angeklagte so wie auch der Tross, welcher zur Zeremonie erscheinen sollte, waren noch nicht angekommen.

Nach einer kurzen Weile hörte ich viele Schellen erklingen, und bald darauf erschien aus dem nahen Walde ein Haufe meist bewaffneter Leute. Als sie näher kamen, theilten sie sich in zwei gesonderte Gruppen, die sich etwa 50 Schritte weit von einander aufstellten. In dem Zwischenraume zwischen den beiden Gruppen trat nun der Kimbanda mit seinem Topfe, und forderte dann mit lauter Stimme den Kläger und Angeklagten bei ihren Namen auf, hervorzutreten. Hierauf kamen zwei unbewaffnete Männer zum Vorschein, der eine trat aus der einen, der andere aus der andern Gruppe hervor, und beide gingen auf den Kimbanda zu. Auf ihren Gesichte waren zwei verschiedene Emotionen ausgedrückt, und das scharfblickende Auge konnte sogleich ersehen, welcher von beiden der Sieger sein werde. Derjenige, welcher aus der linken Gruppe, wo sich auch der Sekulu des Distriktes befand, hervortrat, schritt mit offenem Gesicht und ohne Furcht zu dem Kimbanda, der noch immer unter unverständlichem Murmeln den

Trank rührte, der andere hingegen, nemlich der Angeklagte, näherte sich langsam und warf zaghafte Blicke umher. Unterdessen herrschte in der ganzen Versammlung eine tiefe Stille, und alle Augen waren auf den Kimbanda gerichtet. Dieser schüttelte jetzt seine Kalabasse und murmelte fortwährend unverständliche Sprüche.

Ich wusste noch nicht, was die Ursache des Streites sei, und welche Frage durch das Gottesurtheil entschieden werden sollte; ich forderte also den Kissongo auf, dass er sich darnach erkundige. Mein Kissongo erhielt nun folgenden Bericht:

Die Nachbaren Schakipera und Kimbiri gingen vor etwa 20 Tagen zusammen in den Dámba-olo-Mone Wald, um dort Honig zu suchen. Im Walde trennten sie sich, und jeder ging seinen eigenen Weg. Sie pflegen zuerst den Ort aufzusuchen, wo sich Honig befindet; dann kehren sie nach Hause zurück, um ihre Verwandten abzuholen, und mit ihrer Hülfe nehmen sie den Honig heraus und tragen ihn nach Hause. Schakipera besass vielleicht mehr Geschicklichkeit oder es geschah zufällig, genug, er fand vier grosse, mit Honig angefüllte Baume (Kilomho no nyimi), während Kimbiri nur einen einzigen Baum entdecken konnte. Hierauf gingen beide nach Hause. Hier beklagte sich Kimbiri vor seinen Angehörigen, dass er so wenig Glück hatte, während sein Nachbar vom Glücke so sehr begünstigt ward. Schakipera aber kehrte sogleich mit seinen Leuten in den Wald zurück, um den gefundenen Honig fortzuschaffen. Des Nachts jedoch wurde er von einem Löwen überfallen und zerrissen, während seine Gefährten schnell auf die Bäume kletterten und sich so retteten.

Die über den Unglücksfall bestürzten Verwandten begaben sich nun zu dem Kimbanda, um den eigentlichen Urheber von Schakipera's Tode zu erforschen. Der Kimbanda schüttelte wiederholt sein Nangombo und erklärte endlich: dass Kimbiri seinen Nachbar wegen der reichen Honiglese beneidet und in seiner Rachsucht die Gestalt eines Löwen (Kandumba) angenommen habe, und folglich er es sei, der den Schakipera zerfleischte. Dieser Urtheilsspruch des Wahrsagers wurde nun dem Fürsten von Kiakka vorgelegt, und dieser befahl, dass die Sache, da der Beschuldigte sein Vergehen standhaft leugnete, durch den Bulongo-Trank entschieden werde.

Die zwei Parteien, welche in Folge der Aufforderung des Kimbanda hervorgetreten waren, setzten sich einander gegenüber in der Mitte des Zwischenraumes nieder und blieben ruhig sitzen, während der Kimbanda mit lächerlichen Bewegungen herumhüpfte und murmelte. Endlich reichte er einem jeden eine halbe Kalabasse (Gándya), welche er mit der im Topfe gebranten Flüssigkeit angefüllt hatte; dann schwang er die Hand nach den vier Himmelsgegenden und rief mit lauter Stimme drei Mal nach einander: „Okáschi lu longa, ovihemba yánge, velekukondi, sapaila! — Tambulu, otyunyu!" (Wer da schuldig ist, bekenne seine Sünde, er hat noch Zeit, denn mein Getränk tödtet ihn jedenfalls! — Nehmet hin und trinket!) Hierauf setzten beide die Kalabasse an ihren Mund, und nachdem sie die Flüssigkeit ausgeleert hatten, stellten sie sie umgekehrt neben sich auf den Boden. Die Versammlung beobachtete fortwährend die grösste Stille und Ruhe.

Nach etwa 10 Minuten begann der eine ohne grosse Anstrengung zu brechen [30], der andere hingegen machte

immer grössere Anstrengungen, so dass ihm die Schweisstropfen hervortraten, und suchte mit schäumendem Munde, heftigen Krampfzuckungen und dem Ausdruck eines grossen Schmerzes den in seinem Magen wühlenden Gifttrank von sich zu geben. Alles umsonst! Da trat der Kimbanda zu ihm und forderte ihn auf, sein Verbrechen zu gestehen, was der Unglückliche, ein Opfer des wilden Aberglaubens, endlich auch that. Dann gab ihm der Wahrsager ein anderes Getränk, worauf er sogleich sich heftig erbrach. So wurde er zwar von der Vergiftung gerettet, aber was half es ihm, da seiner jetzt als eines nun erwiesenen Zauberers ein noch schrecklicherer Tod wartete!

Kaum hatte sich nemlich der Unglückliche von dem heftigen Erbrechen etwas erholt, und tranrige Blicke auf die Umstehenden geworfen, da begann sogleich die bisher ruhige Versammlung mit wüthender Stimme zu schreien: Ganga! Ganga! (Zauberer). Dann ergriffen sie ihn und banden ihn an den nächsten Baum. Jetzt verwandelte sich die Scene, die bisher mehr komisch und lächerlich war, in eine entsetzliche Tragoedie. Einer der Wüthendsten schlug dem gefesselten Opfer im Hals eine tiefe Wunde; dann stürzte sich die ganze Menge darauf, wie ein Rudel wüthender Wölfe, und was nur ein wildes, grausames, erbostes Volk ersinnen mag, dies alles musste der Unglückliche erleiden. Einige zerschmetterten mit ihren Keulen seinen Kopf, andere streuten in die klaffenden Wunden glühende Kohlen, die sie vom Feuer des Kimbanda nahmen, noch andere zerstückelten seinen ganzen Leib. [23])

Ich konnte die entsetzliche Arbeit der blutdürstigen Kannibalen nicht weiter mitansehen; schaudernd

verliess ich die mit unschuldigem Blut besudelte Stelle, wo meine Bitten nichts vermochten zur Abwehr der unmenschlichen That; mit Wehmuth bedauerte ich die schrecklichen Folgen des Irrwahns, in welchem das unter dem Joch des barbarischen Aberglaubens seufzende Volk befangen ist; zugleich bereute ich es auch, dass ich zur Befriedigung meiner Neugierde diese Scene gewählt habe, deren trauriger Eindruck auf einmal alle die heitern Vorstellungen, die ich bisher über Inner-Afrika hatte verscheuchte. Mein Aerger wurde noch durch das Hohngelächter meines Kissongo und der übrigen Begleiter gesteigert, womit sie sich über den schmerzlichen Todeskampf des unglücklichen Schlachtopfers belustigten, und ich hielt ihnen eine tüchtige Schmährede. Aber sie gaben mir ganz gelassen die Antwort: „Dyápossoka, gánga moine!" Es geschieht ihm recht, er ist wahrlich ein Zauberer). Was vermag man mit Vernunftgründen gegen den, dessen Kopf mit den Wahngebilden des Aberglaubens erfüllt ist. *)

Ich kam erst spät nach Mittag in unserem Lager an. In düstere Gedanken versanken zog ich mich in meine Hütte zurück, während draussen die Karavane sich der Belustigung und Zufriedenheit ergab

*) In diesem Werke werden die abergläublschen Meinungen der Neger und die schauderhaften Ausflüsse derselben zu wiederholten Malen berührt. Hiemit vergleiche man, was Livingstone in seinem Reisewerke erzählt, unter andern pag. 433-440. Wilson (Western Africa, etc London, 1856) gibt ähnliche Berichte über die Negerstämme in der nördlichen Hälfte Afrika's und erwähnt auch die Gottesgerichte; dort wird der Gifttrank „rothes Wasser" genannt und er besteht aus einem Absud des Bastes einer Akazienart. Auch bei den Madegassen finden wir das Gottesgericht, sie nennen das Gifttrank „Tanguin." Siehe Rochon's Reisebericht.
Anmerk. des Uebers.

Das Thermometer zeigte nach Mittag zwischen 4 und 5 Uhr 23° R.

Am Fusse der Gebirge, welche sich in der Nähe unseres Kilombo erstreckten, läuft die östliche Grenzlinie von Kiakka dahin, und bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, will ich noch einige Worte über dieses Land einschalten.

Kiakka ist seiner Grösse und Bevölkerung nach ein Kimbundaland des zweiten Ranges, und erstreckt sich zwischen dem 12 und 13° S. B. und 15—16° Oe. L. Im Norden wird es von Bailundo begrenzt, im Westen durch die ungeheure Dâmba-olo-Mone Waldung von Kissandschi getrennt; gegen Süden grenzt es an Kit - ta und Caconda, im Osten endlich an das Lingi-Lingi Gebirg ,welches es von Hambo trennt. Die gesammte Bevölkerung des Landes schätze ich auf 75,000 Seelen, die unter einem eigenen Fürsten (Soba) mit beschränkter Macht stehen. Die Leute von Kiakka sind im Allgemeinen gut gebaut, aber hochmüthige, blutdürstige und sehr kriegerische Menschen. In Verbindung mit ihren Nachbarn sind sie im Stande, eine bewaffnete Macht von mehreren Tausend Männern auf die Beine zu bringen, und so machen sie häufige Raubzüge in die südlich gelegenen, an Vieh reichen Mombuero Länder, wo sie alles mit Feuer und Schwert verheeren; dann kehren sie mit dem geraubten Vieh und mit den gefangenen Sklaven zurück nach Hause. Ihre Religion ist nichts als ein abergläubischer Fetischismus; doch kennen sie auch ein höchstes Wesen, welches sie Suku heissen. Aber dieses Wesen hat, nach ihrem Dafürhalten, keine Macht über sie; von ihm erwarten sie nach dem Tode weder Belohnung noch Bestrafung In der andern Welt

werden sie, so glauben sie, ihr irdisches Leben fortsetzen. Sie glauben ferner an gute und böse Geister, die alles Gute und Böse, was auf dieser Welt geschieht, stiften. Deshalb bringen sie nur diesen Geistern ihre Opfer dar, die meistens in Thieropfern bestehen; aber zuweilen, besonders wenn das Land von einer grossen Dürre oder von Ueberschwemmungen heimgesucht wird, pflegen sie auch Menschen zu opfern, um den Zorn der bösen Geister zu beschwichtigen. Eigentliche Priester haben sie nicht, aber desto mehr Kimbanda oder Wahrsager, welche die das Uebel abwehrenden und die das Glück befördernden Talismane in verschiedenen Gestalten, namentlich in der Gestalt von Hörnern, Klauen, Zahnen wilder Thiere, ihren Gläubigen verkaufen, die sie gewöhnlich an einer um den Hals geschlungenen Schnur tragen.

Die Leute von Kiakka sind abscheuliche Anthropophagen; bei gewissen Gelegenheiten fressen sie das Fleisch des aus den Kriegsgefangenen erwählten Ouri-Kongo mit Rind- und Hundefleisch vermischt; sie verzehren auch die Alten und die Kinder, die erstern schlachten sie wenn sie erkranken, bevor sie, wie sie sich ausdrücken, abmagern, die Kinder aber rauben sie ihren Nachbaren und braten sie.

Die Hauptbeschäftigung der Männer ist das Rauben und Plündern; der Landbau wird nur von den Weibern betrieben, und weil der Boden ihres Landes sehr fruchtbar ist, so gewinnen sie mit wenig Mühe eine reiche Ernte. Sie ziehen besonders Mais, Maniok, Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, und guten Tabak.

Ausser den schon erwähnten Flüssen gibt es im Lande mehrere fliessende und stehende Gewässer, na-

mentlich auch eine warme Schwefelquelle, Kitagota, welche sich im nördlichen Theile desselben, im Distrikt Kibanda befindet. Das Land ist im Allgemeinen gebirgig, und mit ungeheuren Waldungen bedeckt, in welchen Löwen, Leoparden, Unzen, Panther, Hyänen, Schakale, Pakassa, Gelenge, Zebra, mehrere Antilopenarten, Bisamschweine (Dicotylee labiatus), u. s. w. hausen. Von den Antilopen kommen vor: das „Endsebiri", welches zwei dünne Hörner und drei vom Rückgrat über die Seiten bis zum Bauch herablaufende, weisse Streifen hat; und das „Palánka", welches die Grösse einer Kuh erreicht, eine braungelbe Farbe und unten geringelte, grosse Hörner hat. Von den Vögeln erwähne ich blos den Papagei und den Fliegenschnäpper; dann von den in den zahlreichen kleinen Teichen vorkommenden Sumpfvögeln den Löffelreiher, den Flamingo, den Storch mit weissen Füssen und weissem Schnabel (Panda), die Moschusente, die Anas vidúta und Anas dominica. Die Reptilien, welche wir in Kiseandchi finden, kommen auch hier vor. Hausthiere sind: eine nicht geringe Anzahl von Rindern, noch mehr Schafe und Ziegen, Schweine und Hühner.

Unter den Gewächsen erwähne ich besonders den Anil (Indigofera), der eine schöne blaue Farbe liefert, und den Drachenbaum (Dracäna Draco), der in den Wäldern vorkömmt; ferner den Gummibaum und die Cochenillen-Feigendistel (Cactus cochinilifer).

Von den hier etwa vorkommenden Metallen wird blos das Eisen gewonnen, und zwar in bedeutender Quantität.

---

¹) Die Ruhr stellt sich besonders auf der Rückreise von Benguela ein; die Leute sind zu Hause an eine gesunde Luft und einfache Nahrung gewöhnt, in der Stadt aber leben sie gewöhnlich von eingesalzenen Fischen und geniessen dabei im Uebermaass den Branntwein Endlich kömmt noch die ungesunde Luft dazu. Auf der Rückreise bekommen sie wieder gutes Quellwasser und verschiedene Gemüse, hiedurch entsteht in dem obnehin schon gereizten Magen eine Reaktion, worauf sich bald die Ruhr entwickelt, die desto gefährlicher wird, weil man durchaus gar keine Kur anwendet Manchmal ereignet es sich, wie man mir berichtet, dass von 2500 Individuen kaum der dritte Theil nach Hause gelangt, die Uebrigen werden alle ein Opfer der Ruhr.

²) Der Honigvogel (Cuculus indicator, Sparrmann) wird von den Eingebornen Ossole genannt Er ist etwas grösser als der Sperling, am Rücken rostfarbig. am Bauche weiss; der Schnabel ist gelb, die Füsse sind schwarz; am untern Ende der Flügel hat er runde. kleine, lichtgelbe Flecken. Obgleich es unglaublich zu sein scheint, so ist es doch eine in Afrika allgemein bekannte und oft bewährte Thatsache, dass der Honigvogel, wenn er in den ungeheuren Waldwildnissen einen Reisenden erblickt, mit starker Stimme Kerr! Kerr! ruft, und so dessen Aufmerksamkeit auf sich ziehe. Bemerkt er dann, dass der Reisende ihm nachfolgt, so fliegt er immer weiter und weiter, bis er den Honigbaum erreicht, diesen umkreist er und setzt sich dann auf einen andern Baum in der Nähe — Es ist allgemeine Sitte, für den Vogel eine Scheibe Honig dazulassen, den er auch verzehrt, sobald sich die Menschen entfernt haben — Die Neger haben viele abergläubische Meinungen über den Ossole und halten ihn in Verehrung Unter andern erzahlen sie von ihm, dass er einst jemanden, so wie ar es zu thun pflegt, an einen Honigbaum führte, der Mann aber legte nicht den ihm gebührenden Antheil Honig auf die Seite, entweder aus Vergesslichkeit oder aus Undankbarkeit; deshalb sann der Vogel auf Rache und bei der ersten besten Gelegenheit führte er die Reisenden nicht an einen Honigbaum, sondern an ein Löwenlager (Der hier beschriebene Vogel kömmt auch in der Kapkolonie vor, und die Engländer heissen ihn dort „honey bird". Vgl. Dr Heinrich Op-

p e r m a n n' s Briefe aus dem Kaffernlande in Westermann's illustrirten Monatsheften. Anmerk. d Uebers.)

[3]) Es ereignet sich zuweilen, dass Einer oder der Andere von denen, die auf diese Weise verschwunden waren, unerwartet wieder nach Hause gelangt, denn manchmal gelingt es ihnen, den Kippambála zu entwischen. Solche, im Kreise ihrer Familie nach geraumer Zeit wieder erschienene Leute erzählten mir folgendes. als sie die Reihen der Karavane verlassen und sich entfernt hatten, wurden sie plötzlich im Walde ergriffen und gebunden und weit weg in das mitten im Dickicht verborgene Lager der Kippambála geschleppt. Diese Banditen halten sich nemlich im Walde versteckt und wenn sie nichts zu rauben haben, so suchen sie Honig und Wachs, welches sie in Klumpen von länglicher Würfelform zu giessen pflegen; ein solcher Klumpen wiegt gewöhnlich 60 Pfund Wenn sie dann in ihre Wohnsitze zurückkehren, so vertheilen sie untereinander die in der Zwischenzeit geraubten Leute, denen es, wie gesagt, zuweilen gelingt zu entlaufen

[4]) Der „Loscha" ist ein hoher Baum von kräftigem Wuchs, seine mit blassgrünen, glänzenden mittelgrossen, runden, unregelmässig gezähnten Blättern dicht bedeckten Aeste erstrecken sich in wagrechter Richtung aus dem Stamme. Die Frucht desselben wird in den Monaten Okt und Nov. reif und ähnelt sowohl ihrer Grösse als auch ihrer Gestalt nach den kleinen Johannis-Aepfeln, aber die Schale derselben ist dicker und wenn die Frucht reif ist, schmutziggelb und lässt sich wie die der Kartoffel leicht abschälen Das Fleisch ist gelb und flüssig, beinahe wie der Honig; es schmeckt süss und ist sehr nahrhaft, im Fleische befindet sich ein schwarzer Steinkern, der beinahe so aussieht wie der Pfirsichkern, nur ist er etwas kleiner.

[5]) Auf den afrikanischen Märkten sind die folgenden vier Elfenbeinsorten bekannt:

M a r f i m d a l e y, das ist ein Hauer, der mehr als 32 Pfund wiegt; die Eingebornen heissen ihn K a n g u, in Benguela wird das Pfund davon nach unserem Gelde zu 2 Gulden 35 Kr. berechnet

M a r f i m m e ã o, das ist ein Hauer, der 16—32 Pfund wiegt; die Eingebornen heissen ihn K i l o m e l u; das Pfund kostet 1 Gulden 40 Kr.

Mindo, ein Hauer der 5—16 Pfund wiegt; die Eingebornen heissen ihn Kombakassa, das Pfund kostet 1 Gulden 15 Kr.

Escravello, ein Hauer der 1—5 Pfund wiegt; die Eingebornen heissen ihn Komba; das Pfund kostet 35—40 Kr. Die Neger bekommen jedoch gewöhnlich nur ein Drittel von dem angegebenen Preise.

⁶) In den ungeheuren Waldungen der südöstlich, 12 Tagereisen von Bihé, jenseits des Koanza und Kuitu, gelegenen Länder gibt es eine beinahe unglaubliche Menge Bienen.

⁷) Jeder Zambuella- und Ganguella-Häuptling führt den Titel Manangána, gleichviel ob er eine grosse oder kleine Macht besitzt.

⁸) Bingundi oder Mingundi ist ein gegohrener Meth, es ist ein sehr berauschendes Getränk, dessen Gebrauch sehr verbreitet ist. Diese wilden Völker werden, wenn sie vom Bingundi berauscht sind, noch wilder und grausamer, so dass sie im Rausche bei der geringsten Veranlassung ihrem Gegner gleich mit dem Messer in's Gesicht fahren.

⁹) Alle südafrikanischen Völker haben den festen Glauben, dass diejenigen, welche in der geheimen Kunst der Zauberei bewandert sind, im Stande seien, ihren Feinden auch aus weiter Ferne zu schaden, sie mit Krankheiten zu quälen und ihnen sogar auch das Leben zu nehmen. Andererseits glauben sie auch, dass der Kundige den bösen Einfluss der Zauberei durch seine Gegenmittel vereiteln und abwenden könne.

¹⁰) Bei den Kimbunda Völkern ist der Mann verpflichtet, seinen Weibern wenigstens jeden Monat ein Mal neue Kleidungsstoffe zu geben, und wenn er das wegen einer längern Abwesenheit nicht thun konnte, so muss er den Abgang bei seiner Rückkehr erstatten, sonst können die Weiber sich von ihm scheiden.

¹¹) Das Enpakassa, oder Pakassa oder Inyányi (Bos cafer, Sparrmann) ist ein sehr starkes Thier, das oft mehr wiegt als zwei grosse Ochsen. Es ist mit schwarzen, borstenähnlichen, schüttern Haaren bedeckt, hat grosse, lange herabhängende Ohren, welche vorn ganz verdeckt sind von den aus dem Kopf hervorragenden, am untern Theile spannweiten Hörnern, die unten dicke Ringe haben, wie die Hörner des Widders, oben spitzig

sind und einen Halbkreis bildend mit ihren Spitzen fast zusammentreffen. Der Schweif ist so gestaltet, wie der des Ochsen. Die Pakassa leben heerdenweis auf den von unbewohnten Waldungen eingeschlossenen Grasebenen. Sie haben einen sehr wüthenden und blutdürstigen Sinn, greifen auch ohne gereizt zu werden den Menschen an, werfen ihn mit einem Stosse zu Boden, zerstampfen ihn unter ihren Füssen und lecken dann das Blut auf. Deshalb fürchten die Neger das Pakassa so sehr wie den Löwen. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich behaupten, dass für mich das Pakassa gefährlicher war als der Löwe, denn auf meinen weiten Reisen sind nur zwei meiner Sklaven von Löwen zerrissen worden, während die Pakassa-Jagd gar manchen von meinen Leuten das Leben kostete. Es ist wahr, den Löwen haben sie nie aufgesucht und griffen ihn nur dann an, wenn sie zufällig einem begegneten; hingegen das Pakassa verfolgten sie bei jeder Gelegenheit, trotz meines Verbotes; denn der Pakassa-Jäger wird so hoch geachtet, wie ein Elephanten-Jäger.

[18]) Das Holz des Ongaje-Baumes ist so hart wie Eisen; sein schlanker, mit schwarzer Rinde bedeckter Stamm erreicht eine Höhe von 15 und mehr Klaftern; er hat wenig Aeste; die Blätter sind schütter, klein, rund und von blasser Farbe. Dieser Baum scheint ein guter Blitzleiter zu sein, denn man sieht ihn oft vom Blitz zerschmettert. Er ist zum Kohlenbrennen sehr tauglich und verfault nicht leicht, weshalb ihm die Eingebornen beim Bau ihres Libáta unter allen andern Bäumen den Vorzug geben. Seine Wurzeln liefern ein starkes Gift, welches die Kimbanda zur Bereitung des Bulongo-Trankes gebrauchen, indem sie die Wurzeln trocknen lassen und zerstossen.

[19]) Der Páko ist ein dem vorigen ähnlicher Baum, und sein Holz ist ebenfalls sehr hart, aber er hat eine weisse Rinde, dichtere und ausgebreitetere Aeste, zieht den Blitz nicht an, und seine Wurzeln liefern kein Gift.

[20]) Wenn die Karavane unterwegs einer grössern Anzahl von Menschen begegnet, so bleiben gleich beide Parteien stehen und setzen sich in gesonderten Gruppen nieder, indem sie sich mit dem üblichen Boknetu begrüssen. Dann reden zwei mit einander, während die Uebrigen zuhören, ohne sich in das Gespräch

zu mischen, wie sehr sie auch die vernommene Nachricht interessiren mag; und nur nachdem sie auseinandergegangen, theilen sich die Verwandten und Bekannten die erhaltenen Neuigkeiten einander mit. So verbreitet sich jede Nachricht und Neuigkeit mit unglaublicher Schnelligkeit; denn wenn auch die sich auf der Reise Begegnenden einander ganz unbekannt sind, so müssen sie doch die herrschende Sitte beobachten, deren Vernachlässigung für ein grosses Vergehen gilt und leicht Veranlassung zu Streitigkeiten und Prügeleien geben kann.

[15]) Die Entaata und Onnntula Bäume, die man in Brasilien unter den Namen: Carasco, Catinga und Capneira kennt, erreichen kaum eine Höhe von 2 bis 3 Klaftern und sind unserer Pappel ähnlich, sie haben gleich von unten an ein ausserordentlich dichtes Laubwerk, desbalb kann man auf dem zwischen denselben sich windenden, kaum spannbreiten Pfade nur mit Mühe vorwärts kommen, besonders wenn regnerisches Wetter ist.

[16]) Bei diesen Völkern hat die Sitte, den Verstorbenen ihre Ehrenbezeugungen durch Flintenschüsse zu erweisen, so sehr überhand genommen, dass die Verwandten des Verstorbenen, wenn sie diese Sitte nicht beobachten, ein anverzeihliches, abscheuliches Verbrechen zu begehen wähnen. Besonders bei Bestattung von vornehmern Personen pflegen sie mehrere Tage hindurch ihre Salven abzufeuern, und sparen durchaus nicht das hinterlassene Vermögen des Verstorbenen; ja sie sind im Stande, wenn dieses nicht ausreicht, die eigenen Kinder des Dahingeschiedenen zu verkaufen, um sich das zum Verpuffen nothwendige Pulver verschaffen zu können. Auch die Beerdigung der Haussklaven feiern sie mit Flintenschüssen. Wenn sich aber der Todesfall an einem Orte und zu einer Zeit ereignet hat, wo sie diese Todtenfeier nicht begehen konnten, so sind die Verwandten gehalten, dem Verstorbenen zu Ehren bei der ersten besten Gelegenheit nachträglich ihre Flinten abzufeuern.

[17]) Die fremden Boten sind gehalten, gleichviel ob sie eine gute oder schlimme Botschaft bringen, in einiger Entfernung von der Ortschaft oder dem Kilombo an einer leicht in die Augen fallenden Stelle, gewöhnlich im Schatten eines Baumes sich zu setzen und zu warten, bis sie von jemandem in der Ortschaft oder

im Kilombo bemerkt und um ihr Anliegen befragt werden. Hierauf antworten sie nur mit der Angabe, wessen Abgesandte sie seien und mit wem sie zu reden wünschen

[18]) Die Karavanen von Bihé pflegen immer eine Fahne mitzuführen, die Farbe derselben wird vom Chef nach Belieben gewählt, denn sie haben keine bestimmte Nationalfarbe; gewöhnlich aber wählen sie Roth und Weiss. Ich liess vor jeder von mir angeführten Karavane die ungarische Nationalfahne einhertragen Die Fahne wird während des Marsches von den drei Fahnenträgern (Galferi) bald an der Spitze, bald in der Mitte, bald hinter der Karavane getragen, aber im Kilombo wird sie immer in der Mitte des von den Schlingen eingeschlossenen freien Platzes aufgepflanzt, und zwar vor den auf Baumstümpfen nebeneinander aufgestellten Kimbango und vor der Schlinge des Chefs. Eben dort werden auch die Berathungsversammlungen gehalten.

[19]) Die Impemba ist bei den Negern eigentlich das, was bei uns der Reisepass, mit dem Unterschied, dass wir den Pass auf Papier geschrieben in der Tasche tragen, die Neger aber ihren Pass auf dem Leibe ge malt haben. Dies geschicht gewöhnlich auf folgende Weise Wenn jemand irgend ein wichtigeres Geschäft unternehmen, z. B. eine Reise, einen Prozess, einen Handel, u. s. w. beginnen will, so wendet er sich zuerst an einen Kimbanda und befragt ihn über den Ausgang seines Vorhabens; dann opfert er seinem Hausgott eine Ziege oder ein anderes Thier, und bei dieser Gelegenheit salbt der Kimbanda einen Theil seines Leibes mit dem Blute des geschlachteten Thieres, und zugleich taucht er in das Blut einen Lappen Zeug. Mit diesem Lappen und einem den Verhältnissen angemessenen Geschenke begibt er sich hierauf zu dem Landesfürst, dem er das Opferzeichen vorzeigt und ihn um Erlaubniss zu seinem Vorhaben bittet. Wenn nun der Häuptling die gebetene Erlaubniss ertheilt, so macht er mit weisser Kreide auf die Stirn, auf die Brust und auf die Arme des Bittstellers gewisse Zeichen, und gibt ihm auch ein Stück von derselben Kreide mit, damit er die verwischten Zeichen von Zeit zu Zeit erneuern könne. Ein auf diese Weise mit der Impemba bezeichneter Mann kann, wenn er das mit dem

Blut des Opfers gefärbte Zeichen bewahrt, ohne Hinderniss seinem Geschäfte nachgehen.

[20]) Ohne dieses Zeichen kann man kein Prozessverfahren beginnen; aber sie wagen nicht, es mit einem andern Zeichen zu vertauschen, denn die Kiluln (bösen Geister) würden, wie sie glauben, einen solchen Betrug mit einer schrecklichen Rache ahnden.

[21]) Wenn das Bikásse Zeichen vorgezeigt wird, und der Kläger den vorliegenden Fall auch mündlich auseinandersetzt, so wird zur Verhandlung der Angelegenheit ein Termin bestimmt. An dem festgesetzten Tage beginnt nun die Verhandlung (Milonga, oder Mukáno) Diese Prozessverhandlungen oder Milonga werden immer öffentlich in einer grössern Versammlung gehalten. Wenn einer oder die andere Partei ihr Recht vor dem Gerichtsstuhl der anwesenden Sekuln (Aeltesten) erwiesen hat, so ist die verlierende Partei gehalten, dem gewinnenden Theil, gleichsam als gerichtliches Pfand oder Drangeld, eine bestimmte, dem obwaltenden Falle angemessene Quantität Zeuge zu geben; dies wird Apopoka-Milonga genannt Für jede bei dieser Gelegenheit zugesprochene Elle müssen bei der vollständigen Abzahlung der Busse zehn Ellen gegeben werden Z B für eine durch einen Schlag oder Stich verursachte Kopfwunde müssen 8 Ellen Zeug als Apopoka-Milonga erlegt werden, diesen 8 Ellen entsprechen 80 Ellen, und so viel macht die ganze Busse aus, die erst später zur festgesetzten Zeit abgestattet wird — Für die Ermordung eines gemeinen, aber freien Mannes werden als Apopoka-Milonga ein Ochs und ein Sklave gefordert, der Preis eines Ochsen beträgt 30 Ellen Zeug, und ebensoviel ist der Preis eines Sklaven; folglich beträgt die ganze Geldbusse eines Mordes 600 Ellen Zeug, oder so viel Sklaven, als dieser Quantität Zeuge im Preise gleichkommen. — Wenn nun derjenige, der das gerichtliche Pfand erlegt hat, nachher die vollständige Geldbusse zu erlegen sich weigert oder nicht im Stande ist, dann kann die gewinnende Partei nach erhaltener Erlaubniss vom Fürsten mit Hülfe seiner Angehörigen den Schuldner sammt seiner Familie als Sklaven fesseln, und in diesem Falle fordert er gewöhnlich noch einmal so viel, als die zuerkannte Geldbusse beträgt. Wenn

jetzt der Schuldner die geforderte Summe nicht im Stande ist herbeizuschaffen, dann sucht die gewinnende Partei sich dadurch Genugthuung zu schaffen, dass sie die Habe irgend eines dem Schuldner bekannten und in seiner Nachbarschaft wohnenden dritten Individuums sich aneignet, welchem die Anzeige gemacht wird, dass er den Ersatz für den erlittenen Schaden von dem zur Geldbusse verurtheilten Schuldner zu fordern habe. Wegen dieser sonderbaren Exekution und wegen anderer Ursachen nehmen die wechselseitigen Forderungen und Streitigkeiten unter diesen verdammten habsüchtigen Schwarzen gar kein Ende, und in Folge ihrer unmenschlichen Gesetze muss oft der Unschuldige für den Schuldigen büssen

[32]) Sobald in Folge der ergangenen Aufforderung, die Apopoka-Milonga zu erlegen, die Nachricht des Prozesses (Mukano) sich verbreitet, die Schuldigen oder ihr Wohnort aber nicht bekannt sind, so trachtet jedermann sie ausfindig zu machen; denn wenn die Schuldigen nicht aufgetrieben werden, so kann der gewinnende Theil wen immer festnehmen und zwingen, die Busse statt der Verurtheilten zu erlegen

[33]) Die entzweigerissene und vor die Füsse geworfene Patrone ist das Zeichen einer Kriegserklärung

[34]) Die Raubsucht dieser Schwarzen ist so gross, dass sie sich nicht entblöden, selbst denjenigen, mit dem sie erst vor einigen Stunden Freundschaft geschlossen, mit Waffen anzugreifen, ihn auszuplündern, ja sogar zu ermorden, wenn sich ihnen dadurch eine Gelegenheit bietet, ihre Raubgier zu befriedigen. Alles, was diese schurkischen Völker zeigen, ist blos Verstellung und Arglist, wie ich es während meines neunjährigen Aufenthaltes unter ihnen zu erfahren genug Gelegenheit hatte

[35]) Die Kimbango oder Patrontaschen sind verhältnissmässig längs dem ganzen Karavanenzuge vertheilt, an der Spitze befindet sich eine, dann in gewisser Entfernung die zweite, dritte, u. s. w. Jedoch der grössere Theil des Pulvers befindet sich im Nachtrabe in der Nähe des Chefs Wenn man einen feindlichen Angriff befürchten muss, dann werden von den Patronbehältern die Vorlegschlösser abgenommen, und dieselben blos mit Löwen- und Leoparden Fellen bedeckt, an deren Rändern viele Schellen

angebracht sind, deren Geklingel den Leuten der Karavane anzeigt, wo der Schiessbedarf zu finden sei.

[26]) Die Enschalo pflegen der Karavane durch Pfiffe Zeichen zu geben, und die Art des Pfeifens wird auf den gemeinschaftlichen Versammlungen (Kussikama) von Zeit zu Zeit abgeändert, damit der Feind die Zeichen nicht erfahren und nachahmen könne.

[27]) Die arglistigen Hauptlinge pflegen, wenn es ihnen nicht gelungen ist, die erwünschte Beute zu erlangen, gewöhnlich mit dem Zeichen der grössten Freundschaft den beabsichtigten Anschlag zu missbilligen und über das Geschehene ihr Bedauern auszudrücken, obgleich der vereitelte Anschlag meistens auf ihren eigenen Antrieb ersonnen ward. Aber wenn ein solcher Plünderungsversuch gelingt, dann brüsten sie sich laut mit dem ihnen zugefallenen Antheil an der Beute.

[28]) **Balongo** heisst der Trank, durch welchen man sich einen gerichtlichen Beweis verschaffen will, wie im Mittelalter bei den sogenannten Gottesgerichten durch das glühende Eisen und siedende Wasser. Das Getränk wird aus Maniok und Mais-Graupen bereitet, indem der Kimbanda eine bestimmte Portion Gift hinzumischt; dieses sehr wirksame Gift wird meistens aus den Wurzeln des Ongajebaumes gewonnen. Wem der Kimbanda das Verbrechen aufbürden will, dem gibt er im Geheimen mehr Gift, so dass der Unglückliche binnen kurzer Zeit den Geist aufgibt, wenn er kein Gegenmittel erhält. Beide, sowohl der Kläger als auch der Geklagte, bekommen Gift mit dem ihnen gereichten Getränk, aber der Eine bekommt so wenig, dass es ihm bloss zum Erbrechen reizt und mit keinem andern Nachtheil für ihn verknüpft ist. Es gibt auch noch andere Gottesgerichte, diese werde ich an einer andern Stelle erwähnen.

[29]) Diese Leute glauben, dass derjenige, welcher in der geheimen Kunst der Zauberei eingeweiht ist, nach Belieben die Gestalt und die Eigenschaften irgend eines Thieres annehmen könne.

[30]) Das Erbrechen, welches nach dem Trunke erfolgt, gilt als Beweis der Unschuld, und die anwesenden Freunde und Verwandten äusern ihre Freude darüber mit Flintenschüssen.

[31]) Die auf solche Weise der Zauberei überführten Individuen werden nicht immer getödtet. Wenn sie noch jung, kräftig und

gesund sind, werden sie sammt ihrer Familie als Sklaven verkauft, aber gewöhnlich in's Ausland, oder wo möglich an Europäer, denn über einen Weissen hat der Zauberer, wie sie meinen, keine Gewalt. Doch nicht genug, dass solch Unglückliche getödtet oder als Sklaven verkauft werden, auch alle ihre Verwandten werden gefesselt und verkauft, wenn sie sich nicht bei Zeiten durch die Flucht retten können. Dieses schreckliche, unmenschliche Gesetz ist hauptsächlich schuld daran, dass unter diesen Völkern immer so viele Sklaven zu verkaufen sind, denn ein auf die erwähnte Weise verurtheilter Mann hat oft 30 bis 40 Angehörige, die alle mit ihm zusammen verkauft werden.

IV. Hauptstück.

Reise durch Hambo.

Lingi-Lingi. Kiabéra Kissondi. Kandála. Schakambéra. Die nächtlichen Diebe. Kolongo. Hambo.

Die im Innern Süd-Afrika's stattfindenden periodischen Regen können in zwei verschiedene Abschnitte getheilt werden, nemlich in die Abschnitte der kleinern Regenschauer und der anhaltenden Regengüsse. Zwischen beiden liegt ein Zwischenraum von etwa 30 Tagen, in welchen es fast gar nicht regnet. In den Monaten Oktober, November und December regnet es häufig, aber nur vorübergehend und nicht täglich; der Jänner ist beinahe ganz regenlos; in den Monaten Februar, März und April aber gibt es fast täglich ausserordentlich starke Regengüsse. Das Erdreich, welches schon während der ersten Regenzeit hinlänglich getränkt wurde, wird während der zweiten Regenzeit so übersättigt, dass die Gewässer schnell austreten und alles überschwemmen, und sich überall stehende Wassertümpel bilden, die erst mit Ende Mai gänzlich verschwinden. Die Vegetation erreicht während der letztern Monate ihre höchste Entwickelung; während der darauf folgenden, trocknen und kalten Monate aber wird sie welk

und versengt, so dass die Bäume grösstentheils ihre Blätter verlieren und in winterlicher Gestalt dastehen.*)

Von Benguela bis hieher hatten wir auf unserer Reise wenig Ungemach von dem Regen zu erdulden, aber von nun an mussten wir auf häufige Regengüsse gefasst sein. Diese Regengüsse pflegen, mit wenig Ausnahmen, nach Mittag zwischen zwei und drei Uhr einzutreten, wo die unter den glühenden Sonnenstrahlen von der Erde aufsteigenden Dünste sich oben verdichten, in Folge dessen sich der Himmel plötzlich mit schweren Wolken bedeckt, aus welchen eine gewaltige Masse Wasser unter furchtbarem Donnern und Blitzen herabströmt. Aber der heftige Regenguss dauert gewöhnlich nur eine oder zwei Stunden und endigt mit einem sanften Rieseln.

1. Februar. Die Karavane wollte die passende Zeit zum Reisen benützen und brach auf, sobald es zu dämmern begann. Wir marschirten gerade ostwärts auf einem noch sanft ansteigenden Boden und kamen so an den Fuss des Lingi-Lingi Gebirges. Dann führte uns unser Weg durch einen hohen Wald den Abhang des Gebirges hinan. Die zu unserer Linken von Westen streichenden Bergzüge Bailundo's kamen jetzt schon ganz nahe heran und bildeten zwischen uns ein schmales, mit üppiger Vegetation bekleidetes Thal, dessen Soble der Balomba durchströmt; die Ufer dieses Flusses sind von dichten Schlinggewächsen bedeckt. Nach zweistündigem Klettern gelangten wir auf die steilen Anhöhen des Gebirges, wo unser Weg sich im Zikzak am Rande tiefer Schluchten über Steingeröll dahinzog.

*) Vgl. Livingstone, pag. 475 u. d. f. ferner Behm, Süd-Afrika im Jahre 1858 in Petermann's Geogr. Mittheil. 1858. Heft 5.

Jetzt entrollten sich vor unsern Augen in herrlicher Abwechselung die Landschaftsbilder der Gebirgsgegend. Hier ragten mannigfaltig gestaltete Anhöhen empor, auf welchen hohe Bäume dunkelten; dort breiteten sich von pyramidenförmigen hohen Felsgipfeln halb eingeschlossene Plateaux aus, die mit einem schönen grünen Grasteppich bekleidet waren, dessen heitere Tinten einen überraschenden Kontrast bildeten mit den ringsumher lagernden fahlen Gneissblöcken. Die vom Rücken des Gebirges abwärts bis in das zu unsern Füssen gähnende tiefe Thal sich schlangelnd herabziehenden engen Spalten und Schluchten waren mit Bromelien, Kakteen, Agaven, Phyllantheen und andern ähnlichen Gewächsen bedeckt, deren dunkelgrüne Streifen schon von weitem in die Augen fielen, indem sie deutlich abstachen von den mit blasserem Grün bekleideten Flächen und von den kahlen Felsen. Die hier herrschende Stille wurde auf angenehme Weise von dem Gemurmel der in die Schluchten hinabstürzenden Giessbäche unterbrochen, und in das Gemurmel der Bäche mischte sich das Gezwitscher unzähliger Singvögel. Dies alles zusammen verlieh der Gegend einen angenehmen reizenden Karakter. Hiezu kam noch die schöne Aussicht in das tiefe Thal zu unsern Füssen, aus welchem die ungeheuren Zedern, als ob sie eine aus der andern Gipfel emporgewachsen wären, stufenweis bis zu unserm Pfade hinanfragten, so dass zu unsern Füssen die ihre Zweige hedeckenden vielfarbigen Blumen wie ein prächtiger Teppich sich ausbreiteten.

Unser Weg wurde immer steiler und zog sich meistens am Rande von ungehener tiefen Schluchten dahin; endlich kamen wir auf ein offenes Plateau, von welchem

wir eine wahrhaft entzückende Aussicht genossen. Unter uns lag die Ebene von Dyindumbu wie ein grüner Teppich ausgebreitet, und die dieselbe einschliessenden, verschiedenen Gebirgsarme bildeten gleichsam den Rahmen des Teppichs.

Indem wir auf dem Plateau vorwärts gingen, kamen wir an den Rand einer von hohen Bäumen beschatteten Senkung, in welcher der Balomba dahinströmt. Dieser Fluss entspringt etwa vier Meilen von hier auf den Höhen des Lingi-Lingi; in seinem Laufe von Osten nach Westen vereinigt er sich mit vielen kleinen Flüssen und Bächen; dann durchbricht er die gebirgige Gegend von Selles und ergiesst sich an dem Egypten genannten Küstenstrich, unter dem 11° S. B., in's Atlantische Meer.

Nachdem wir in die Senkung hinabgestiegen waren und den hier noch erst drei Schritt breiten Fluss übersetzt hatten, klommen wir wieder einen steilen Abhang hinan, und nach einem Marsche von etwa einer Stunde gelangten wir auf die Hochebene von Kiabéra, die sich auf den Höhen des Lingi-Lingi anshreitet. Wenn der Reisende, während er das Gebirg erklimmt, durch die mannigfaltigen Landschaftsbilder, die mit einander abwechseln, so zu sagen bei jedem Schritte überrascht wird, so wird er vom Gipfel des Gebirges, welcher die umliegenden Höhen beherrschend sich bis zu 5000 Fuss über dem Meeresspiegel erbebt, sich an der grossartigen Fernsicht ergötzen. Im Westen sieht er die Gebirge von Kiakka und Kubála, welche wie dunkle grosse Flecken erscheinen auf den zu ihren Füssen ausgebreiteten Ebenen; im Norden erheben sich auf dem Flachlande von Bailundo die vereinzelten, pyramidenförmigen „Amba", wie mächtige Felssäulen; im Osten starrt das

noch höhere Djámba Gebirg empor; im Süden endlich bläueln die Bergketten von Hambo und Kingolo.

Auf dem Plateau erhebt sich ein isolirter, runder, felsiger Berg, dessen Rücken die aus etwa 160 mit Rohr gedeckten Hütten bestehende Ortschaft Kiahéra einnimmt. Wenn die Bewohner dieses Dorfes sich hier wegen der reinen Luft, des guten Wassers und der reizenden Aussicht ansiedelten, so haben sie ihren Zweck vollständig erreicht. Unser Lager war eine halbe Stunde von Kiahéra entfernt, am Saume des die Hochebene einschliessenden Waldes erbaut, und die Karavane erreichte es zwischen zwei und drei Uhr nach Mittag. Das Thermometer zeigte um die erwähnte Zeit auf dieser Höhe 22° R.

Ich war von dem achtstündigen Klettern sehr ermüdet und versank alsobald trotz des wüthenden Ungewitters in einen tiefen Schlaf, aus welchem mich gegen Mitternacht ein ungewöhnlicher Lärm und ein Hin- und Herlaufen auf dem freien Platz in der Mitte des Kilombo erweckte. Ich trat aus meiner Schinge und sah eine Menge Leute mit brennenden Holzspänen in der Hand herumlaufen, welche unter den possirlichsten Sprüngen an ihrem Leibe mit den Händen herumschlugen und mit schmerzlicher Stimme ausriefen: „Kissondi! Kissondi!“ Ich kannte noch nicht die Bedeutung dieses Wortes und vermochte mit grosser Mühe aus ihren Reden nur so viel zu entnehmen, dass irgend welche Ameisen diesen Aufruhr verursachten. Ich brach in ein starkes Gelächter aus, als ich sah, wie die Leute mit den brennenden Holzspänen in der Hand aus ihren Hütten heraussprangen, die Kleider vom Leibe rissen und dann nackt hin- und herliefen. Es war mir unbegreiflich, dass eine

Schaar kleiner Ameisen eine solche Anzahl von Menschen zu diesem possirlichen Tanz bewegen sollte. Eine Weile betrachtete ich laut lachend diese komische Unterhaltung, dann wurde ich der Sache überdrüssig, begab mich wieder in meine Schinge und streckte mich auf der Schlafstätte aus. Aber kaum hatte ich mich niedergelegt, als ich am Schenkel einen schmerzlichen Stich empfand, als hätte man mich mit einer Nadel gestochen; gleich darauf erhielt ich den zweiten, dritten Stich, und so fort; und plötzlich wurde ich von einem so heftigen Schmerze ergriffen, dass ich laut aufschrie und wie ein Wahnsinniger hinausrannte. Aber der Schmerz verminderte sich nicht und betäubte mich fast, dass ich nicht einmal wusste, was ich beginnen sollte, und nur die vielen Zurufe: „Kátulá nánga!" (werfe die Kleider ab) erinnerten mich daran, dass die Ameisen auch mich überfallen haben und mich ebenfalls zwingen, den so eben verlachten Tanz zu beginnen. Ich folgte sogleich dem guten Rathe, warf die Kleider ab und sah nun, dass eine Unzahl von Kissondi [1] sich so tief in meine Haut eingegraben hatten, dass sie mitten entzwei rissen, als ich sie herausziehen wollte. Den Theil, welcher in der Wunde stecken blieb, konnte man nur mit den Nägeln herausnehmen, worauf dann aus der Wunde ein Tropfen Blut herausquoll.*)

Das ganze Kilombo war von den ungebetenen Kissondi Gästen erfüllt, ich reinigte also am Feuer meine Kleider und begab mich dann in den Wald, wie es die

*) Livingstone erwähnt ebenfalls die rothe Ameise und schildert die Leiden, die ihr Angriff verursacht. Vgl pag 430 u 431 seines Reisewerkes. Auch Barth musste zuweilen einen förmlichen Kampf mit den Ameisen bestehen. *Anmerk des Uebers.*

andern Reisegefährten thaten. Zum Glück war der Himmel wieder heiter und so konnte ich am tüchtigen Feuer die übrige Zeit der Nacht so ziemlich bequem zubringen.

2. Februar. Wir hatten genug zu schaffen mit den Kissondi, bis wir endlich unsere Waaren und Gepäcke aus dem Kilombo herausbrachten. Dann machten wir uns auf den Weg und marschirten langsam absteigend an der Seite des nach Nordosten vorspringenden Bergzuges; der Boden bestand aus rothem Thon und war vom Regen ganz aufgeweicht und schlüpfrig. So marschirten wir gegen vier Stunden lang; dann bogen wir von dem sich immer mehr nach Norden wendenden Bergarm ab und stiegen einen rauhen, schroffen Abhang hinab. Nach Mittag gegen 1 Uhr passirten wir einen aus seinen Ufern getretenen und rauschend vorbeiströmenden Bach, und bald darauf kamen wir aus dem Wald hinaus. Da erblickte ich auf einem zu unserer Linken sich wie ein Getreidehaufen erhebenden, länglichen Bergrücken die bevölkerte Ortschaft Kandála, welche schon zu Hambo gehört. Nicht weit von dieser Ortschaft lag auf einem von Waldungen eingeschlossenen Raume unser Kilombo, welches wir nach Mittag zwischen 1 und 2 Uhr bezogen.

Angeregt von dem schönen Nachmittag machte ich in der anmuthigen Umgegend des Kilombo einen Ausflug, streckte mich in einer beschatteten schönen Senkung auf dem Rasen aus und weidete meine Augen an dem Anblick des schön gelegenen Kandála. Plötzlich weckten mich aus meinem Nachsinnen die in portugiesischer Sprache an mich gerichteten Worte: „Senhor da licença." Ich blickte auf und sah vor mir zwei halb auf afrikanische, halb auf europäische Weise hübsch gekleidete

junge Negermädchen, die nun in zierlicher portugiesischer Sprache mir die Erklärung machten: dass ihre Herrin, Donna Isabel, die in der gegenüberliegenden Ortschaft wohnet, die Kunde vernommen, dass sich bei der Karavane ein Europäer befinde; dies betrachte sie für ein unerwartetes Glück und lässt mir durch sie ihre Freude darüber melden, indem sie mir auch mit einer kleinen Gabe aufwarten wollte. Hierauf überreichte mir eine von ihnen eine mit einem weissen gestickten Tuche verdeckte Tasse, welche ausser einigen Süssigkeiten mit verschiedenen Früchten: Ananas, Bananen und Feigen beladen war.

Ich war über die unerwartete, und in dieser Wildniss fast unglaubliche Erscheinung so erstaunt und befangen, dass ich mich eine Zeit lang kaum zurecht finden konnte. Mit Befangenheit dankte ich dem unbekannten Wesen für das mir gesendete köstliche Geschenk; dann erkundigte ich mich, wer und was eigentlich dieses Wesen sei. Aber die Schlimmen gaben mir nur folgende Antwort: „Lass ab, Herr, von dem Fragen; bald kannst du sie persönlich kennen lernen, wenn du ihr die Erlaubniss gibst, dich zu besuchen; sie lässt dich darum bitten." Natürlich ertheilte ich sogleich meine Erlaubniss. Die Mädchen stellten nun die Tasse auf die Erde und eilten davon. Ich aber ging in meine Hütte und sann über den Besuch nach, womit mich so unerwartet eine unbekannte Frau beehren wird; der Besuch einer Frau hat, glaube ich, unter jedem Himmelsstrich für einen jungen Mann eine gewisse Wichtigkeit. Ich tauschte schnell mein Reisekostüm mit einem festlichen Gewand um, brachte meine Person in Ordnung und erwartete das unbekannte Wesen.*)

Nach einer Weile hörte ich das Klingen der Schellen und den taktmässigen Gesang der Tipoia-Träger, und bald darauf hielt vor der Thür meiner Schinge eine mit farbigen Vorhängen bedeckte Tipoia an, hinter welcher eine Schaar junger Sklavinen einherging. Die Herrin stieg sogleich mit Hülfe ihrer Sklavinen aus und liess sich, da ich meinen Gast in der engen Schinge nicht empfangen konnte, auf den schönen Matten nieder, die ihre Dienerinen auf dem Rasen ausgebreitet hatten. Ich begrüsste sie auf europäische Weise und setzte mich an ihrer Seite auf meinen Stuhl nieder.

„So selten, sagte sie in portugiesischer Sprache, — sieht man in dieser Gegend einen Europäer, dass dies, wenn es sich ereignet, für mich immer ein wahres Freudenfest ist. Darum, mein Herr, zürne mir nicht, dass ich dir mit meinem Besuch Ungelegenheiten bereite, da du deine von der Reise ermüdeten Glieder durch Ruhe erquicken möchtest. Ich bin in Benguela geboren, wurde in Brasilien erzogen, und nach neunjährigem Aufenthalt daselbst kehrte ich wieder in meine Heimat zurück. Vor beiläufig fünf Jahren bin ich mit meinem Manne, der ein Sertanédysche (einheimischer Handelsmann) war, hieher gezogen. Im zweiten Jahre nach unserer Ankunft starb mein Mann; da ich aber mich an diese Gegend schon gewöhnt hatte, konnte ich mich nicht mehr entschliessen, die hiesige gesunde Luft und das gute Wasser mit dem heissen Klima von Benguela zu vertauschen. Ich blieb also hier und setze den Handel mit den Eingebornen fort, so wie es mein Gemahl gethan hatte. Durch meine Sklaven lasse ich auch Landbau treiben, und der fruchtbare Boden gewährt mir mit leichter Mühe die für meinen Haushalt nöthigen Lebensmittel."

Während Donna Isabella auf diese Weise ihre Lebensgeschichte erzählte, hatte ich Gelegenheit, sie näher zu betrachten, und mein Urtheil über ihr Aeusseres fiel durchaus nicht ungünstig aus. Sie mochte beiläufig 22 Jahre alt sein und hatte einen hohen schlanken Wuchs; ihr zimmtfarbiger, gelbbrauner Teint und ihre Gesichtszüge trugen den echten Typus eines afrikanischen Mulatten zur Schau; die etwas aufgeworfenen, dicken Lippen und die platte Nase würden auf einen Europäer keinen angenehmen Eindruck gemacht haben, wenn dieser Mangel nicht anders körperliche Schönheiten mehr als aufgewogen hätten. Solch schöne Eigenschaften waren: ein grosses, schwarzes, feuriges Auge, welches von sammetähnlichen, halbrunden, schwarzen Augenbrauen beschattet wurde, und in welchem sich eine feurige, reizende Seele spiegelte; ferner kleine, schneeweisse Zähne, welche durch die lächelnden, rosenrothen Lippen wie echte orientalische Perlen hervorschienen. Ihr Anzug war mehr nach afrikanischer als europäischer Mode angeordnet. Das herabwallende Kleid aus feinem, hellfarbigem Stoffe war um ihren schlanken Leib mit einem weissen seidenen, lang herabhängenden Gürtel festgebunden; um ihre Schultern hatte sie einen lichtblauen Shawl geworfen; ihr Haupt bedeckte ein blumiges, seidenes Tuch, welches wie ein Turban aufgebunden war; den Hals und die Ohren schmückten kostbare Geschmeide.

Nachdem sie ihre Rede beendet hatte, nannte ich ihr auch meinen Namen und sagte ihr, welches mein Geburtsland und der Zweck meiner Reise seien. Hierauf antwortete sie flüchtig: „Schon seit einigen Tagen wissen wir, dass man dich Komo nennt; was du über deinen wahren Namen sagst, der ist zu schwer und lange,

und ich fürchte, dass ich ihn nicht erlernen werde. Von deiner Nation hatte ich noch nicht die geringste Nachricht erhalten; deinem Aeussern nach scheinst du mir ein Engländer, der Sprache nach aber ein Franzose zu sein. Zu welcher Nation du aber auch gehören magst, genug, du bist ein weisser und gebildeter Mann; deshalb sei mir gegrüsst!" Ich dankte ihr herzlich für diesen Gruss und bat um die Erlaubniss, sie nach Hause begleiten zu dürfen. — „Pah! sagte sie, wahrlich es wäre gar nicht schön, wenn du als Mann meine Visite nicht erwiedern möchtest, da ich als Frau den Muth hatte, dich aufzusuchen. Ohnehin — fügte sie hinzu — sind wir hier aus der gebildeten Welt verbannt, und so sind wir auch nicht verpflichtet, die ungelegenen Gesetze derselben zu beobachten." — Endlich stieg sie in ihre Tipoia und ging nach Hause. Ich folgte ihr bald in meiner eigenen Tipoia nach.

Den schlängelnden Weg hinansteigend gelangte ich bald zum Libâta der Donna Isabella, das ausserhalb des Dorfes abgesondert lag. Vor dem Eingang warteten schon zahlreiche Menschen, die mich mit lautem Rufen: „Kindele yé yá!" (Der Weisse ist gekommen) empfingen. Dann geleiteten sie mich in den Hof. Hier waren die Hütten auf afrikanische Weise erbaut, aber überall herrschte grosse Reinlichkeit. Das Ameublement der Herrin war einfach, aber nett und sauber. — Nach dem auf europäische Weise bereiteten reichlichen Abendmahl verabschiedete ich mich von Donna Isabella, die mich mit folgenden, in der Abundasprache so wohlklingenden Worten entliess: „Alaripo outányo Schonange!" (Die göttliche Vorsehung möge dich geleiten!) — Wie hätte ich es damals denken sollen, dass ich sie nach

sieben Jahren wiedersehen, ja, dass ich ihr als einem Schutzengel die Rettung meines Lebens zu verdanken haben werde!? – Mein Herz opfert ewigen Dank ihrem Andenken!

3. Februar. Bei Morgenanbruch weckten mich die von allen Seiten des Kilombo erschallenden lauten Rufe: „Engámba! Engámba!" (Träger, Träger), und unter den Rufenden konnte ich auch die Stimme meines Kissongo erkennen. Ich trat aus meiner Schinge heraus und erfuhr nun, dass in Folge der Mühseligkeiten der Reise und des regnerischen Wetters viele Lastträger erkrankt waren, so dass zum Fortschaffen der auf den Holzunterlagen zurückgebliebenen Waarenballen diejenigen zusammengerufen werden mussten, die keine Last erhalten hatten, um für einen täglichen Sold die Erkrankten zu ersetzen. Bald fanden sich auch genug Leute ein, die auf die übliche Weise mit einem Glas Branntwein gedungen und zur Treue verpflichtet wurden, und dann folgten wir alle der schon aufgebrochenen Karavane nach.

Unser Weg ging in östlicher Richtung einen sanft gewellten Abhang hinan und führte uns durch einen hohen Wald, aus dem wir nach einem Marsche von einer Stunde herauskamen, indem wir die angebauten Felder der Bewohner von Kandála erreichten, wo die gebräuchlichen Saaten wucherten. Jenseits dieser Ländereien gelangten wir auf eine grosse Grasfläche, welche von mehreren Bächen befeuchtet wurde, die sich in den Niederungen zwischen den welligen Anhöhen dahinschlängelten. Auch diese Fläche wird, wie die Ebene von Dyndumbu von Gebirgen eingeschlossen, die von Süd- und Nordwesten nach Osten ziehen und sich im Osten mit der grossen Gebirgsmasse Djámba vereinigen. Aber

diese Gegend war nicht so anmuthig wie die von Dyindumbo.

Nach einem Marsche von mehreren Stunden überschritten wir einen tiefen und überbrückten Bach, dann setzten wir unsern Weg in der Nähe der Berge zu unserer Rechten fort, auf einem stark gewellten, aus schwarzer Thonerde bestehenden Boden, theils durch niedriges Carasco Gehölz, theils durch ausgedehnte Strecken, welche wieder mit den lästigen Ongote Wurzeln bedeckt waren. Dann liessen wir das Gebirg zu unserer Rechten liegen und kamen auf grösstentheils überschwemmte Wiesen; endlich gelangten wir auf eine höher gelegene Ebene, in welcher die bevölkerte Ortschaft Schakambéra liegt; in der Nähe fliesst der Fluss gleichen Namens in südnördlicher Richtung. Dieser Fluss entspringt auf den Gebirgen Hambo's und vereinigt sich zu Bailundo mit dem Keve. Wir übersetzten den Schakambéra auf der vorgefundenen, gut gebauten Brücke, und jenseits des Flusses bezogen wir unser Kilombo, das in der Nähe mehrerer Dörfer aufgeschlagen war.

Kaum hatten wir uns gelagert, als aus den benachbarten Ortschaften viele Männer und Weiber mit Lebensmitteln herbeiströmten, so dass unser Kilombo bald mehr einem Marktplatz als einem Lager ermüdeter Reisenden glich. Die hiesigen Frauen waren viel schöner, munterer und freundlicher als ich es bisher auf unserer Reise gefunden hatte; deshalb gelang es ihnen auf gute Art, einen grösseren Kaufpreis für ihre Waaren von den hungrigen Reisenden zu erpressen.

Gegen Abend bemerkte ich, dass unsere Leute die Umzäunung des Kilombo besser befestigten, als sie es sonst gewohnt sind; dies befremdete mich aber nicht,

denn ich wusste, dass man in der Nähe bewohnter Ortschaften mehr auf seiner Hut sein müsse, als in den unbewohnten Einöden. Abends trat wieder ein starker Regen ein; ich versank bald in einen tiefen Schlaf und vergass meine Sorgen.

4. Februar. Des Morgens wurde ich durch lautes Fluchen und Klagen aufgeweckt. Als ich aus der Schinge hinaustrat, fand ich meinen Kissongo in einem sehr niedergeschlagenen traurigen Zustand. Auf die Frage, was ihm fehle, erzählte er mir stammelnd, dass in der verflossenen Nacht die Räuber von meinem Eigenthum zwei Fass Branntwein und drei Fass Pulver gestohlen haben. Diese Nachricht war mir wahrlich nicht willkommen, und besonders die gestohlenen 60 Pfund Pulver waren für mich ein sehr empfindlicher Verlust. Deshalb begann ich den Kissongo wegen seiner Unachtsamkeit tüchtig auszuschelten; da hörte ich von einer anderen Seite des Kolombo die schmerzlichsten Klagen ausstossen: „Ame pátluka, kapátinka moine!" (Ich bin verloren, wahrlich verloren). Bei diesen Wehklagen konnte ich mich nicht des Lachens erwehren, denn „solatium est miseris socios habuisse malorum". Nicht ich allein hatte einen Verlust zu beklagen, sondern mehr als zehn Stimmen jammerten auf einmal, und im Ganzen fehlten etwa 20 grössere und kleinere Ballen. Es ist nicht schwer zu errathen, wie es den schlauen Dieben gelingen konnte, so viele Waaren zu entwenden.

Die Kunde von der Annäherung der grossen Karavanen eilt denselben immer voraus und überflügelt sie auf ihrer Route gewöhnlich um drei bis vier Tage. In den bevölkerten Gegenden rüstet man sich also schon im Voraus zu ihrem Empfange und erwartet sie mit den

Lebensmitteln, welche man sogleich nach ihrer Ankunft in's Lager zum Verkauf bringt. Bei dieser Gelegenheit rotten sich auch die Landstreicher aus der ganzen Umgegend zusammen, kommen in's Lager und mustern mit gierigen Blicken die aufgehäuften Waarenballen und sinnen auf Mittel, wie sie ihnen beikommen könnten. Hier nun geschah es, dass viele Mädchen und mit ihnen zugleich auch mehrere Männer, die sich für Verwandte und Begleiter derselben ausgaben, die Nacht über im Lager blieben. Dieser Missbrauch konnte natürlich nur wegen der Sorglosigkeit der Karavanenmitglieder stattfinden. In der Nacht schliefen die von der Reise ermüdeten Kilomho-Wächter ein, wie es so häufig zu geschehen pflegt, und während sie schnarchten, konnten die Diebe, die sich in's Lager eingeschlichen hatten, nach Belieben ihr Werk beginnen und, wie der Erfolg zeigte, auch glücklich ausführen.

Das Jammern und Wehklagen derjenigen, die einen Verlust erlitten hatten, dauerte fort, während die Andern mit der besten Laune von der Welt lachten und kicherten; am Ende wusste man keinen andern Bescheid, als der schon aufgebrochenen Karavane nachzufolgen. — Die Gegend, welche wir jetzt durchwanderten, war eher gebirgig als eben; aus der zu unserer Linken nach Osten streichenden Kipéjn Gebirgskette sprangen mehrere Arme nach Süden vor, zwischen welchen schmale und sumpfige Thäler lagen. Unser Weg zog sich durch niedriges Embutu-Gehölz (eine Pappelart) hindurch, von dem Laubwerk der Bäume fielen bei der geringsten Berührung dichte Regenschauer auf uns, so dass wir ganz durchnässt wurden. Endlich nach drei-

stündigem Marsche erreichten wir das Ende des Waldes und kamen auf überschwemmte Grasflächen.

Auf den umliegenden Anhöhen waren mehrere Ortschaften zu sehen, die von hohen Incenderabäumen eingeschlossen waren; unser Weg führte uns auf den zwischen diesen Anhöhen liegenden Ebenen dahin, die voll Wasseradern und Moorgründe waren, welche wir oft bis zum Knie in den Schlamm versinkend durchwaten mussten. Mehrere Lastträger fielen in den Schlamm, und einige Waarenballen wurden ganz nass. Endlich gelangten wir auf eine sanft ansteigende Erhebung, die mit Graswuchs bekleidet war, und nach einem Marsche von einer Stunde erreichten wir die auf dieser Erhebung gelegene Ortschaft Kolongo, welche an dem gleichnamigen Flusse sich im Schatten hoher Incenderabäume ausbreitet. Die Karavane übersetzte den ziemlich breiten Fluss auf der wohlgebauten Brücke ohne Unfall. Dieser Fluss kömmt von den Gebirgen Hambo's und fliesst von Südosten nach Norden, wo er sich, beiläufig 10 Meilen von dieser Stelle, in den Keve ergiesst. Nachdem wir den Fluss passirt hatten, marschirten wir noch eine gute Weile auf der am jenseitigen Ufer sich erstreckenden Steppe fort, bis wir endlich zwischen 3 und 4 Uhr unser Kilombo erreichten, welches am Saume des Waldes errichtet war.

Obgleich die bewohnten Dörfer mehr als eine Stunde Weges entfernt waren, so füllte sich dennoch unser Lager bald mit zahlreichen Besuchern, von welchen ein Theil Maismehl, Bohnen und Hühner zum Verkauf brachten.

Gegen Abend wurden die hervorragenden Mángo der Ballen mit Baststricken zusammengebunden, denn

unsere Leute waren dies Mal schon vorsichtiger, aber mit einem guten Messer konnten die Stricke sehr leicht zerschnitten werden; viel zweckmässiger war es also, dass die Wächter noch vor Einbruch der Nacht die fremden Gäste mit derben Schimpfwörtern aus dem Kilombo auswiesen und dann die Eingänge sorgfältig versperrten. Jetzt hörte ich auch zum ersten Mal die oft wiederholten „Helo"-Rufe der Nachtwächter, womit sie sich wechselseitig zur Wachsamkeit ermunterten. Aber damit man diese nützlichen Vorkehrungen treffe, musste erst die Lehre der nächtlichen Diebe von Schakamhéra erfolgen. Bei dieser Gelegenheit machte ich auch die Erfahrung, dass die Kimhunda-Völker auf der Reise mehr Furcht vor den verschmitzten Dieben als vor den Wegelagerern und Räubern haben, denn am Abend nach der Kriegserklärung der Boten Kindandschi's zeigte man durchaus nicht diesen Eifer in der Erfüllung seiner Pflicht.

5. Februar. Einer alten Sitte gemäss pflegen die Karavanen von Bihé an diesem Orte den Lastträgern die Hälfte ihres Soldes zu entrichten [3]), so wie auch den Enschalo den ihnen gebührenden Ochsen zu geben. Denn hier ist beiläufig die Mitte des Weges von Benguela nach Bihé. Von hieraus gen Osten braucht man nur noch das Djamba Gebirg zu erklimmen; jenseits desselben breitet sich eine ununterbrochene, flache Hochebene aus und der Weg geht fortwährend auf einem geraden, steinlosen Boden dahin. Deshalb sind von hieraus bis Bihé die Reise und der Transport der Waaren mit viel weniger Schwierigkeiten verknüpft, und auch die Sterblichkeit unter den Leuten der Karavana ist viel geringer [4]), als von Benguela bis hieher. Der erwähnten Zahlungen und

anderer Geschäfte halber hielt die Karavane hier zwei Rasttage.

Gewöhnlich pflegen nur die kleinern Soba ihre Boten in's Lager der durchreisenden Karavane abzuschicken, um die ihnen zukommende Kibanda zu übernehmen; die mächtigeren Fürsten erwarten es, dass die Karavane selbst ihnen die Kibanda, als Zeichen der Huldigung, in ihre Residenz zusende. Der Fürst von Hambo nimmt seinem Range nach und besonders in Folge des Umstandes, dass er der Beherrscher eines kriegerischen Volkes ist, die erste Stelle ein unter den Häuptlingen, durch deren Gebiet die Route der Karavane von Bibé geht; folglich erhält er eine viel grössere Abgabe. Ich schickte ihm namentlich folgende Waaren als Kibanda: 150 Ellen verschiedene Zeuge, 1 Fass Branntwein, 2 Fass Pulver, 2 Schiessgewehre, 400 Feuersteine, 300 Bogen Papier, und endlich eine Wolldecke. Diese Kibanda überbrachte ihm eine aus den vornehmern Mitgliedern der Karavane und namentlich auch aus meinem Kissongo bestehende Botschaft, welche sich in seine Residenzstadt, nemlich nach Kombála an Hambo, begab.

Ich war den ganzen Tag beschäftigt und konnte nicht einmal ausruhen; denn die Rasttage waren im Allgemeinen für mich lästiger, als die Tage, an welchen wir marschirten.

Das Thermometer zeigte um Mittag 26° R, fiel aber während des bald darauf sich einstellenden Regengusses bis auf 20°.

Am folgenden Nachmittag kam unsere Botschaft zurück. Der Fürst war mit der Abgabe sehr zufrieden und dankte dafür nicht nur mit Worten, sondern schickte auch für die Karavane einen Ochsen und für mich

ein Schwein und zwei Körbe Maismehl zum Geschenk, und gelobte uns auch fernerhin eine unverbrüchliche Freundschaft.

Indem nun der zum Geschenk erhaltene Ochs geschlachtet und vertheilt wurde, entstanden heftige Streitigkeiten, denn es war wol keine geringe Aufgabe, den Ochsen unter die beinahe 3000 Mitglieder der Karavane so zu vertheilen, dass jeder davon seinen Antheil bekomme. Der Streit wurde unter den vom Kimbombo erhitzten Leuten bald ein allgemeiner; die hölzernen Streitkolben begannen ihr Spiel, und schon hatten Mehrere blutige Köpfe. Damit die Sache nicht noch ärger werde, stürzte ich mich in Begleitung von einigen nüchternen Leuten mit gezücktem Schwerte unter die Streitenden; aber es gelang mir nicht so leicht, wie ich gedacht hatte, die Ruhe herzustellen; ja einige drohten, mir ebenfalls den Kopf mit ihren Kolben einzuschlagen, wenn ich mich nicht forttrolle; andere jedoch, die meine gute Absicht einsahen, kamen mir zu Hülfe, und ich schonte keinen, sondern fuchtelte ihren Rücken der Reihe nach mit der Degenfläche; namentlich bekamen auch meine Lastträger, die ebenfalls zankten, ihren Antheil, und so gelang es mir endlich dem Streite ein Ende zu machen, hevor er Einem oder dem Andern das Leben gekostet hätte. [1]) Das Ochsengeschenk des Fürsten hatte also fast eine solche Wirkung, wie der Eris-Apfel, nur dass die schlimmen Folgen des letztern sich erst nach Verlauf einer beträchtlichen Zeit empfindlich machten, während jenes wie Schiesspulver wirkte.

7. Februar. Frühzeitig brachen wir auf. Bald hatten wir den unser Kilombo einschliessenden Wald durchschnitten und kamen wieder auf ebene, sumpfige

und überschwemmte Grasflächen. Oft mussten wir weite Strecken in knietiefem Schlamm und Wasser waten; zum Glück schien die Sonne sehr hell und erheiterte unser Gemüth während des beschwerlichen Marsches. Jetzt erblickten wir zu unserer Rechten etwa 3 Meilen entfernt einen kegelförmigen Berg, auf dessen Gipfel zahlreiche Incenderabäume die Hauptstadt Hambo's bezeichneten.

Nach vierstündigem Waten gelangten wir, zu meiner grossen Zufriedenheit, aus der überschwemmten Ebene auf einen höher gelegenen Landstrich, wo zahlreiche Ortschaften die Gegend belebten, die, je mehr wir uns den Dörfern näherten, desto anmuthiger wurde. Heute sollten wir noch den Keve Fluss passiren; deshalb bogen wir von unserer bisher befolgten Richtung ab, um die zu unserer Rechten befindliche Brücke zu erreichen. Wir schlugen also eine südlichere Richtung ein und schritten ohne Weg und Pfad vorwärts, bis wir in der Nähe der Residenz des Fürsten von Hambo wieder einen betretenen Weg fanden, auf welchem wir dann in einer Stunde die Ufer des schnellen Keve erreichten. Hier fanden wir die Brücke von den Fluten des angeschwollenen Flusses vollständig bedeckt, so dass nur das an der einen Seite hervorstehende Geländer sichtbar war. Der Fluss und die Brücke desselben sind an dieser Stelle mehr als 120 Schritte breit. Wir mussten in knietiefem Wasser über die Brücke gehen, und das war keine leichte und gefahrlose Sache. Aber das auf der Herreise errichtete Kilombo befand sich auf dem jenseitigen Ufer, und so passirte ein Theil der Karavane noch diesen Abend den Fluss, während die Uebrigen

von der eintretenden Nacht gezwungen wurden, am diesseitigen Ufer zu bleiben.

8. Februar. Am folgenden Morgen begann der Uebergang, so bald es hell wurde; aber es war so schwierig und ging so langsam von Statten, dass die letzten Abtheilungen erst nach Mittag um 3 und 4 Uhr hinübersetzen konnten. Da war ich nur schon allein nebst einigen meiner bewaffneten Begleiter am diesseitigen Ufer. Ich konnte nicht genug bewundern die Unerschrockenheit und Leichtigkeit, womit die schwer Belasteten Leute ohne Schwanken die Brücke passirten, während ich dieselbe nur der Nothwendigkeit nachgebend und mit der grossten Furcht betrat; und wenn mir der Kissongo nicht beigestanden hätte, so hätte ich gewiss das Gleichgewicht verloren und wäre mit schwindelndem Kopfe in den reissenden Strom gestürzt. Oft habe ich einen Seesturm erlebt und ich konnte den heftig wankenden Mastbaum hinanklettern und von oben aus auf die mit Gischt bedeckten Wellen der schrecklich erregten See kalthlütig und ohne Furcht herabsehen; hier aber zitterte ich am ganzen Leibe, als ich die vom Fluss ueberschwemmte Brücke passirte. So ist es die Gewohnheit, die den Menschen lehrt, jede Gefahr leichter zu bestehen.

Der Keve Fluss bildet die östliche Grenze Hambo's und trennt es von Samhos.

Hambo ist ein berühmtes Land, mehr wegen des kriegerischen Sinnes seiner Bewohner, als wegen seiner Ausdehnung und Grösse. Es liegt zwischen dem 12—13° S. B. und 16—17° Oe. L. Von Norden nach Osten zu grenzt es an Bailundo, im Süden an Caconda und Kingolo, im Westen an Kiakka. Die Anzahl der Ein-

wohner schätze ich auf 120,000, die ebenfalls zur Kimbundafamilie gehören und mit ihr gleiche Sprache und Sitten haben, nur dass sie sich durch die abscheuliche Anthropophagie auszeichnen, die, wie ich mich durch eigene Erfahrung überzeugen konnte, allgemein unter ihnen verbreitet ist.[5]) Die Macht des Fürsten ist durch den Einfluss einer vornehmen Volksklasse beschränkt; das Erbfolgerecht gebührt nicht den Kindern des Herrschers, sondern den Söhnen seiner Schwester, und zwar nach dem Erstgeburtsrecht. Die Bewohner Hambo's haben im Allgemeinen einen hohen und schönen Wuchs; ihre Lebensweise ist der der Bewohner Kiakka's ähnlich. Diese von unaufhörlichen Kriegen und Plündern lebenden Räuber machen in die südlich gelegenen, mehr als 100 Meilen entfernten Gambos, Humbe, Kamba und andere viehzüchtende Länder gewöhnlich jedes Jahr einen Raubzug, indem sie sich mit den Nachbarn verbünden, und sind dort unter dem Namen Munano bekannt und gefürchtet. Ja sie dehnen ihre Streifzüge auch bis zum 20° S. B. aus, und nur die in jener Gegend gelegenen Mucimba Einöden hemmen ihr weiteres Vordringen. Mit Beute beladen kehren sie dann in ihre Heimat zurück. Die Vielweiberei herrscht auch in Hambo, nicht aber die Beschneidung.[7])

Der südliche Theil des Landes ist sehr gebirgig, aber im nördlichen Theile befinden sich ausgedehnte feuchte Ebenen. Von den das Land bewässernden Flüssen verdient nur der Keva den Namen eines Flusses. Dieser kömmt von den Hochebenen Galangue's, fliesst von Südosten nach Westen und trennt Hambo von Sambos; weiter unten nimmt er mehrere Nebenflüsse auf und durchschneidet Bailundo; dort vereinigt er sich noch

mit dem Gango und Lutâto, und strömt dann durch die Gebirge von Kibála und Ambuim, wo er mehrere Katarakten bildet; ferner überschwemmt er während der Regenzeit weit und breit die Ländereien der Musumbe und Mupinda Völker; nicht weit von seiner Mündung bildet er mehrere tiefe Seen, die mit Flusspferden und Krokodilen bevölkert sind, und fliesst dann ruhig in seinem tiefen Bette weiter, bis er endlich in der Bay von Benguela velha (Altbenguela) unter dem 11° S. B. mündet und sich in den Atlantischen Ocean ergiesst. Im Keve gibt es überall viele Flusspferde. In Benguela glaubt man fest, dass es in Hambo Gold gibt, weil vor einigen Jahren einige Abenteurer daselbst viel Goldstaub gefunden haben.

---

¹) Die Kissendi (Formica atrox) ist eine zolllange, rothe, giftige Ameise, die besonders in den höher gelegenen und aus röthlichem Thon bestehenden Gegenden sehr häufig ist. Während der Regenzeit wandern diese Ameisen in Schaaren von Milliarden von Ort zu Ort, so dass sie ein sich weithin ausdehnendes, geradliniges Band bilden; besonders pflegen sie in feuchten Nächten nach einem starken Regen ihre Wanderung anzutreten. Wehe denen, die in einem Hause schlafen, welches auf ihrem Wege liegt! Die giftige Schaar weicht dem Hause nicht aus, sondern überfällt es haufenweis, und die Menschen können sich nur durch die Flucht vor ihnen retten. Selbst der Elephant fürchtet sich vor den Kissondi, denn sie kriechen ihm in den Rüssel, und machen ihn toll vor Schmerzen, so dass er blindlings gegen die Baumstämme anrennt und sich den Rüssel daran zerschmettert, und dann elendiglich umkommen muss.

²) Unter den südafrikanischen Völkern herrscht die Sitte, wonach die Frau zuerst den fremden Mann besucht; bei dieser Gelegenheit pflegt sie ihm immer ein kleines Geschenk zu

senden und ihren Besuch im Voraus anzeigen zu lassen. Ein solcher Besuch findet gewöhnlich ohne viele Zeremonien statt, und wenn der Fremde der Frau gefällt, so tritt sie auch gleich in ein zarteres Verhältniss mit ihm und fordert ihn auf, ihren Besuch zu erwidern.

³) Diese Schwarzen sind so stolz, dass es auch der letzte Lastträger für die äusserste Schande hält, mit der Last, die er von Benguela aus für Sold schleppte, die Grenze seines Vaterlandes zu überschreiten. Er übergibt also an der Grenze die Last einem andern gedungenen Träger, und mit der unterwegs erhaltenen Hälfte der Besoldung kauft er sich Stoffe, womit er sich vom Kopfe bis zum Fuss neu kleidet, und trägt blos seine Waffen, wenn er sich seinem Dorfe nähert. Sobald er seine Wohnung erreicht, verkündet er mit wiederholten Flintenschüssen seine Ankunft den Angehörigen, die ihm entgegen eilen, ihn umringen und die mit vielen Lügen ausgeschmückte Erzählung seiner Reiseabenteuer anhören. Dass er die neuen Gewänder, welche an seinem Leibe flattern, sich für seinen Trägerlohn angeschafft habe, das verschweigt er; im Gegentheil, er behauptet, dass er mit den Weissen einen einträglichen Handel getrieben und sich die neuen Kleider auf diese Weise erworben habe.

⁴) Die Krankheitskeime, welche die Leute der Karavane an der Meeresküste eingesogen haben, verschwinden gewöhnlich, sobald die Karavane das Lingi-Lingi Gebirg im Rücken hat; auch die Kranken erholen sich augenscheinlich und werden in kurzer Zeit ohne jede ärztliche Hülfe vollständig gesund.

⁵) Ein bei Gelegenheit solcher Zänkereien sich im fremden Lande ereignender Todtschlag ist für die ganze Karavane mit vielen Unannehmlichkeiten und Fährlichkeiten verknüpft. Oft plündern die Bewohner der Umgegend die Karavane aus während ihre Leute unter einander im Streite liegen, jedenfalls aber verursacht das Blutvergiessen einen Aufenthalt von mehreren Tagen, weil es mit gewissen Zeremonien gesühnt werden muss, ferner muss auch dem Fürsten, in dessen Gebiet das Blut vergossen wurde, ein Lösegeld, wenigstens 10 Sklaven, gegeben werden, wenn nun der Mörder kein Vermögen hat,

so muss statt seiner die Karavane das Lösegeld erlegen und macht ihn dafür zu ihrem Sklaven, wenn er, was wol meistens zu geschehen pflegt, sich nicht bei Zeiten aus dem Staube macht

6) Diese Leute sind ohne Zweifel schreckliche Menschenfresser; in mehreren Distrikten (Munda, Kála Kipeju) wird das Menschenfleisch öffentlich feilgeboten, aber nur den Einheimischen, vor Fremden leugnen sie standhaft ihr abscheuliches Verbrechen. Sie pflegen besonders Kranke, Räuber, Kinder, Greise und Sklaven zu schlachten, wie ich dies selbst zu wiederholten Malen gesehen habe Vom Manne pflegen sie den Kopf, vom Weibe den Oberschenkel wegzuwerfen und nicht zu essen, ich weiss nicht warum

7) Fürst kann aber nur ein Beschnittener werden, wenn also die Operation nicht in seiner Jugend an ihm vorgenommen wurde, so muss er sich derselben unterziehen, wenn er die Regierung antritt, sonst würde er nicht für einen gesetzlichen Soba anerkannt werden

V. Hauptstück.

Ankunft in Bihé.

Das Djámbagebirg. Die Goldgruben. Dimba. Ein Kriegslager. Kutatu an Mungoya. Dondo. Kimbolenge. Bulum Bulu. Tumba. Bihé.

9. Februar. Wir brachen zeitig auf und richteten unsere Schritte auf das vor uns im Osten sich in Kegelgestalt aufthürmende Djámba-Gebirg, welches die umliegenden Anhoben überragend seinen kahlen Granitgipfel, wie einen mächtigen Thurm, erhob. Zu beiden Seiten unseres Pfades erstreckten sich mit einander parallele Gebirgsarme, welche sich gleichsam ehrerbietig zu den Füssen des Djámba legten. Die Karavane kletterte den von hohen Bäumen beschatteten, felsigen Abhang lustig hinan, da sie sich immer mehr der Heimat näherte, und jeder sang die Lieder, die er auf seinen Reisen bei den verschiedenen Völkern in deren Sprache erlernt hatte.[1] Der Schall der Lieder hallte wieder von den Felsen des Gebirges und belebte die unbewohnte Gegend.

Wir klommen immer höher und höher, und passirten mehrere Gebirgsbäche, deren krystallreines Wasser die durstigen Reisenden auf angenehme Weise erquickte. Hie und da kamen wir aus dem Walde hinaus und ge-

langten auf offene Plateaux, von welchen wir eine überraschende Aussicht genossen. Im Osten bildeten die kahlen grauen Felsspitzen des näher und näher sich zeigenden greisen Djámba einen merkwürdigen Kontrast mit der unter denselben sich ausbreitenden üppigen Vegetation; im Westen zeigten sich die auf den Anhöhen Hambo's zerstreut liegenden, von hohen Incenderabäumen eingefassten Ortschaften und in der zu den Füssen der Berge sich ausbreitenden Ebene zog sich das silberne Band des Keve Flusses dahin.

So legten wir eine gute Strecke zurück. Gegen Mittag wurde die Hitze wegen der Windstille sehr drückend und bald hörte man in weiter Ferne ein dumpfes Kollern, welches das Herannahen eines Ungewitters verkündete. Mit verdoppelter Eile trachteten wir je eher das auf den Höhen des Djámba errichtete Kilombo zu erreichen.

Das Djámba Gebirg ist mit Bäumen bedeckt, die meisteus ein gutes Bauholz liefern. Solche Bäume sind: der riesige U s s á m b a, mit dunkelgrünen ovalen Blättern, der B o m b o l o- (Celastrus ilhcifolia) mit weisslieben schimmernden Blättern; der K e r i t e n d a, der O n g a j e, der P a k o oder M a k o, alles schlanke, riesige Bäume, die ein eisenhartes Holz haben; die K a b a b a oder Ceder, die einer Fichte ähnelt, aber ein eisenhartes Holz hat, und deren Gipfel mit einem Laubkranz gekrönt ist; der L o s c h a, u. s. w. Den unter den hohen Aesten befindlichen Raum nehmen verschiedene niedrigere Bäume und Gesträuche ein, die zum Theil ein gutes Waldobst tragen, wie das L u b e n g o [2], das V a k u l a n k u l a - O b s t [3], u. s. w.

Die im Osten immer dichter aufsteigenden Wolken vereinigten sich bald, unter starkem Blitzen und Donnern, mit dem über dem Horizont zerstreut schwebenden Wolkenstreifen und bedeckten das ganze Himmelsgewölbe; ausserdem erhob sich ein immer heftiger wehender Ostwind, so dass eine angenehme Kühle entstand, die uns, die wir den felsigen Abhang hinanklommen, sehr erwünscht war. Aber bald öffneten sich die Schleusen des Himmels, und der Regen strömte so dicht herab, dass wir kaum die Gegenstände in unserer nächsten Nähe unterscheiden konnten. Dennoch setzten wir unsern Weg fort, bis wir endlich nach Mittag, zwischen 3 und 4 Uhr, vom Kopf bis zum Fusse durchnässt, das Kilombo erreichten.

10. Februar. Der Regenguss dauerte auch die ganze Nacht hindurch; deshalb blieb die Karavane hier und hielt einen Rasttag. Die Ruhe war für mich sehr nothwendig, denn gestern hatte ich mich während des Bergkletterns sehr erhitzt und wurde dann bis auf die Knochen durchnässt; in Folge dessen bekam ich das Fieber und musste im Bette bleiben. Ich fürchtete schon, dass mir ein grösseres Uebel zustossen würde, aber ich kam im Bette unter der wohlgedeckten Schinge und neben dem starken Feuer in einen tüchtigen Schweiss, worauf dann die Krankheitssymptome sofort verschwanden. Nur fühlte ich mich sehr matt.

Unser Kilombo war hinter der hoch emporragenden Spitze des Djámba auf dem Gebirgsrücken errichtet. Von hier aus konnte ich schon, dass die ungeheure Felsspitze nicht unbewohnt sei, wie ich bei dem ersten Anblick gedacht hatte; der Berggipfel ist mittelst eines weitgestreckten und nach und nach sich abdachenden

Grates mit den umliegenden Anhöhen verknüpft; und auf diesem Grate kann man leicht bis auf den Gipfel gelangen. Unterhalb des Gipfels breitet sich gen Osten ein geräumiges Plateau aus, welches von Westen nicht sichtbar ist, und auf diesem Plateau liegt die Ortschaft Djámba, die gegen 200 Häuser zählt. Die Bewohner dieser Ortschaft haben einen kühnen und räuberischen Sinn, und obgleich sie an den Grenzen von Bailundo, Hambo und Sambos wohnen, so huldigen sie doch keinem von den Fürsten dieser Länder, sondern haben einen eigenen, selbstgewählten Häuptling, und schliessen sich im Kriege, so wie die italienischen Condottieri des Mittelalters, demjenigen an, der sie am besten besoldet.

Die Karavanen unterlassen es nicht, die Freundschaft des Häuptlings eines solchen zum Raube immer aufgelegten Völkchens mit Geschenken zu erlangen und zu bewahren. Auch ich schickte also dem Häuptling von Djámba ein Geschenk von 50 Ellen Zeugen, 10 Pfund Pulver, 10 Flaschen Branntwein, 100 Feuersteinen, 300 Bogen Papier und einer Flinte.

Gegen Mittag, da sich der Himmel etwas aufheiterte, kamen mehrere Leute von Djámba in unser Lager, indem sie zum Theil Lebensmittel brachten. Sie hatten einen auffallend hohen und schönen Körperwuchs und weite Kleider von bunten Zeugen. Sie waren mit langen Flinten, Assagaien und Streitkolben bewaffnet, was ihnen ein kriegerisches Aussehen verlieh. Ich fand immer, dass in Süd-Afrika die Berghewohner einen sehr schönen Wuchs haben. Das Betragen der Djámbaer war viel kühner, ich könnte sagen, ausgelassener, als das jener Leute, denen ich bisher auf unserer Reise begegnet war; ohne alle Förmlichkeiten und ohne um Erlaubniss zu

bitten, schritten sie gerade durch das Kilombo auf meine Schinge zu, und kamen herein, so viel ihrer nur Platz darin fanden, was mir, der ich im Bette lag, genug lästig war. Ich konnte mich nur mit einigen Geschenken von ihnen befreien.

Unter andern kam ein nach Art der Djámbaei gekleidetes Individuum an die Thür meiner Schinge, blieb dort stehen und bat in portugiesischer Sprache um Erlaubniss, eintreten zu dürfen. Nach der üblichen Begrüssung erzählte er mir, dass er jetzt ein im Dienste des djámbaer Häuptlings, Kaindangongo, stehender Waffenmann (Mnkuendye), vor mehreren Jahren aber der Sklave eines Weissen gewesen sei, der sich lange Zeit in dieser Gegend aufgehalten, und den er Talama-houssi, (d. h. wüthender Lowe) nannte.

Noch in Benguela wurde mir erzählt, dass vor etwa 16 Jahren ein gewisser João Cota, ein aus Brasilien nach Benguela verbannter Mineiro, nach einem längern Aufenthalt daselbst, mit verschiedenen europäischen Waaren sich in das Gebirgsland von Hambo begeben habe. Hier verweilte er lange Zeit; dann erschien er wieder in der Stadt, aber scheinbar ohne Waaren und nur von zahlreichen Sklaven begleitet. Dennoch führte er in der Stadt ein sehr grosses Leben, verlor sehr viel im Kartenspiel und zahlte seine Schulden mit Goldstaub. Endlich wurde er der Schwelgereien und Ausschweifungen überdrüssig, kaufte mit seinem Goldstaube Waaren zusammen und begab sich wieder in's Innere. Hier aber trieb er, wie nun mein djámbaer Besuch erzählte, keinen Handel, sondern beschäftigte sich mit Goldwaschen. Er übte furchtbare Grausamkeiten an den Eingebornen aus, aber dann gab er reichliche Geldbussen von den mitge-

brachten Waaren, womit er auch die ihm anhängenden Leute aushielt. Damit ihm die Eingebornen bei dem Goldwaschen kein Hinderniss in den Weg legen können, kaufte er vom Landesfürst die Gemarkung, in welcher er das Gold gefunden hatte, und welche an einem Gebirgsbache lag. Dieses Gebiet liess er dann mit einer Umzäunung befestigen, und erbaute in der Mitte desselben ein Libata, welches er mit seinen vielen Sklaven bewohnte.

Im Goldwaschen hatte er nur zwei Gehülfen, nemlich meinen Besuch, und noch einen andern Sklaven. Diesen letztern schlug er einmal in seiner Trunkenheit todt. Hierauf wurde er von den Eingebornen, die wegen der vielen von ihm ausgeübten Grausamkeiten schon längst gegen ihn auf Rache sannen, und die es wussten, dass er schon lange irgend ein geheimes Werk betreibe, dessen Zweck sie mit ihrem Verstande nicht fassen konnten, der Zauberei beschuldigt. Obgleich er nun viele Vertheidiger hatte, die er sich durch seine reichlichen Geschenke erworben, so vermochte er doch nicht das verdammende Urtheil in der Meinung der Mehrzahl zu verwischen; endlich verliessen ihn auch seine vom Landvolke verleiteten Sklaven, und er musste sich mit der schleunigsten Flucht nebst einigen wenigen Begleitern nach Benguela retten. Hier hielt er sich mehr als ein Jahr lang auf, und gab auch während seines dortigen Aufenthaltes manche Beweise seiner verrückten Frechheit. Unter anderm liess er eines Tages gerade zu der Zeit, da vor seinem Hause eine kirchliche Prozession vorheigehen sollte, auf der Gasse nasse Kleider ausbreiten, stellte sich mit geladener Flinte vor das Thor und drohte, als sich die Prozession näherte, jeden

todt zu schiessen, der es wagen würde, die zum Trocknen ausgebreiteten Kleider aus dem Wege zu räumen oder darauf zu treten. Die Prozession musste wirklich umkehren und sich zurückziehen. — Die Leser staunen vielleicht darüber und fragen mich, wie es möglich sei, in einer civilisirten Stadt ein solches Aergerniss ungestraft zu gehen? Aber man muss nur bedenken, dass Benguela damals nicht eine von aufgeklärten und gebildeten Menschen bewohnte Stadt, sondern ein abscheulicher Sklavenmarkt gewesen, und dass die Hauptgottheit der Sklavenhändler das Gold war, womit die ledernen Säcke des Herrn Cota sehr reichlich gefüllt waren. Endlich kehrte der Abenteurer zurück nach Brasilien, ohne jemandem mitzutheilen, wo der Fundort des Goldes gelegen sei.

Mein djámbaer Besuch erbot sich, mich nach dem von ihm wohlgekannten Orte hinzuführen, aber unter den damaligen Verhältnissen konnte ich von seiner Bereitwilligkeit keinen Gebrauch machen, obgleich ich den Ort sehr gerne besucht hätte. Ich durfte die Karavane nicht mehrere Tage lang auf mich warten lassen, allein hätte ich aber meine Reise nicht fortsetzen können. Ich gab also dem Mann ein Geschenk, um mich seines Dienstes bei einer andern Gelegenheit zu versichern.

Was ich in Benguela über die in dieser Gegend irgendwo existirende Goldseife, und über den Mann, der sie entdeckt hat, gehört hatte, das stimmte vollkommen damit überein, was mir der Djámbaer erzählte. Deshalb zweifle ich nicht daran, dass hier wirklich Gold zu finden sei; auch die geognostischen Verhältnisse der tiefen Erdrisse, die wir auf unserer Route passirten, tragen die Anzeichen an sich, dass man in dieser Gegend Gold

finden könnte. Es verlohnte sich also, dass ein verständiger Bergmann die Gebirge Hambo's untersuche; seine Mühe würde, wie ich glaube, nicht ohne Erfolg bleiben.

Die Botschaft, welche dem Häuptling Kaindangongo die ihm gebührende Kibanda überbrachte, kam gegen Abend zurück. Sie war freundlich empfangen worden, und der Häuptling schickte auch seiner Seits eine Botschaft in unser Kilombo mit einer Ziege und einem Korb Maismehl als Geschenk für mich. Zugleich liess er mir melden, ich möchte seine Boten anhören; sie hätten mir eine für die Fortsetzung unserer Reise wichtige Nachricht mitzutheilen. [1])

Sobald sich das Gerucht von dieser Botschaft im Lager verbreitete, wurde gleich von allen Seiten gerufen: „Olo Jango!" (zur Versammlung). Die Leute der Karavane waren bald versammelt, und auch ich begab mich in die Versammlung und setzte mich auf meinen Stuhl. Die Gesandten richteten nun, nach dem drei Mal wiederholten „Bokueta" folgende Rede an mich: „Unser Herr, Kaindangongo, ist ein aufrichtiger Freund der sein Gebiet durchreisenden Karavane von Bihé, deshalb gab er uns den Auftrag, euch die Anzeige zu machen, dass auf der Ebene am Kutatu ein Kriegslager der Krieger von Bailundo sich befinde, die, wie bekannt, in das südlich gelegene Humbe Land einzubrechen beabsichtigen. Es ist nun sehr wahrscheinlich, dass sie, nachdem sie die Kunde von der Annäherung der mit Waaren reichlich beladenen Karavane vernommen, sich nicht von der Stelle bewegen werden; ja vielleicht haben sie sich gerade deshalb in der Nähe des Weges, welchen die Karavane einzuschlagen pflegt, gelagert, um im Vertrauen auf ihre Anzahl die Karavane anzugreifen.

Auf diese Umstände lässt euch unser Herr aufmerksam machen, indem er dies, als euer guter Freund, für seine Schuldigkeit hält. „Kámuri yo tu bándscha!“ (Ich habe nichts mehr zu sagen!) — damit schlossen sie ihre Rede.

Ich dankte ihnen für ihre Mittheilungen und entliess sie mit Geschenken. Dann wurde von der Versammlung der Beschluss gefasst: es sollen morgen früh, vor Anbruch des Tages, zehn leicht bewaffnete Männer aufbrechen und mit möglichster Eile sich an den, etwa 10 Meilen entfernten, Kutatu begeben, und wenn sie alles gehörig rekognoszirt und erforscht haben werden, sollen sie zurückeilen in das Kilombo von Dimba, welches die Karavane morgen zu erreichen gedenkt. Endlich wurden die Nachtwachen durch dreimaligen lauten Aufruf zur pünktlichen Erfüllung ihrer Pflicht ermahnt.

Es war ein trüber, regnerischer Tag; das Thermometer zeigte zu Mittag 21°; gegen Abend, da sich ein Ostwind erhob, fiel es auf 18°.

11. Februar. Die Karavanen pflegen von hieraus ihre Route durch die zwischen Sambos und Bailundo gelegenen und unbewohnten Waldungen zu nehmen, um die den Fürsten zu leistenden Abgaben zu ersparen; Sambos bleibt dann zur Rechten, Bailundo aber zur Linken liegen. Deshalb schlugen wir bei unserm frühzeitigen Aufbruch eine etwas nach Nordosten gewendete Richtung ein. Zuerst marschirten wir auf einem felsigen Boden; dann aber kamen wir auf eine Formation, die aus schwarzer Erde und Sand bestand. Wir schritten rasch vorwärts und hatten um 10 Uhr schon das Stufenland des Djámbagebirges erreicht, welches unter dieser Breite von den westlichen Küsten landeinwärts die dritte und höchste Terrasse in Südafrika bildet

Von hieraus ist die Hebung und Senkung des Bodens in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen, bis nahe an die Lupata Kette, nur sehr unbedeutend und kaum bemerkbar; blos in der Nähe der Flüsse pflegt sich der Boden auf kurze Strecken zu heben; dann aber führt die Ebene ohne Veränderung und, man kann sagen, ganz regelmässig mit sanfter Abdachung weiter bis zu einem andern Fluss oder Bach, in grösserer oder geringerer Entfernung.*)

Es überraschte mich, hier die Dendeepalme mit ihrem langen, im Halbkreis herabhängenden Zweigkranz zu finden; sie kam in einzelnen Gruppen, aber sehr häufig vor. Ausser dieser Palme bestanden die hiesigen Wälder, die mit Grasflächen abwechselten, meistens aus den Omia, Vingolo und Loscha Bäumen. Diese Wälder waren in beinahe ganz regelmässigen Abständen von baumleeren sumpfigen Grasflächen durchschnitten, welche sich in südnördlicher Richtung erstreckten und in der Mitte von klaren Wasseradern durchrieselt wurden, an welchen die Spuren von Antilopen, Gazellen, Pakassa, Zebra und besonders von vielen Bisamschweinen zu sehen waren, als Beweis dessen, dass diese von Menschen unbewohnte Gegend desto mehr wilde Thiere beherberge. Wir durften sie aber nicht jagen, denn die Nähe des vermutheten Feindes erheischte es, dass wir unsere Reise ohne Geräusch und ruhig fortsetzten.

Die abwechselnden Landschaftsbilder der Gebirgsgegend verschwanden hier gänzlich; auf der gleichförmigen Hochebene sah man nichts als ausgedehnte Wal-

*) Vgl. Livingstone, an mehreren Stellen, ferner: Behm Süd Afrika im J. 1858 in Petermanns Geogr. Mitth. V Heft von 1858

dungen von einer und mehreren Meilen und dazwischen liegende, mit hohem Gras bedeckte, trockene oder sumpfige Wiesen. Diese waren gewöhnlich von einem Bache bewässert, und überall gab es eine üppige Vegetation; aber die Einförmigkeit langweilte mich.

Wir marschirten ununterbrochen fort; so erreichten wir schon zwischen 2 und 3 Uhr nach Mittag unser Lager, welches die Karavane auf ihrer vorherigen Reise am Saume des Waldes, der die grosse Grasebene von Dimba einschliesst, errichtet hatte. Wir lagerten uns in der grössten Stille und erwarteten sehnsüchtig die Ankunft der vorausgesendeten Spüher.

12. Februar. Unsere Auskundschafter kamen erst spät in der Nacht an und brachten die Nachricht, dass sie wirklich an der bezeichneten Stelle, links von unserer Route eine Stunde entfernt, mehrere von einander getrennte Kriegslager (Kilombo an vita) vorgefunden haben. Sie umschlichen dieselben und späheten alles gehörig aus; daraus, was sie dort gesehen, müssen sie schliessen, dass das Lager, nicht sobald aufbrechen und weiter ziehen werde; und weil es gerade in der Nähe unserer Route im Walde gleichsam verborgen liegt, so muss man vermuthen, dass sie unsere Bewegungen beobachten und sich rüsten, uns anzugreifen.

Diese Nachricht rief unter den Leuten des Kilombo eine grosse Bewegung hervor. Die Meinungen und Vorschläge, wie die Gefahr abzuwenden wäre, waren von einander sehr abweichend. Einige beriefen sich keck auf das viele Pulver, welches wir mitführten, und beantragten, dass wir unsern Marsch ohne Verzug fortsetzen und im Falle eines Angriffs uns mannlich vertheidigen sollen. Aber so redeten hauptsächlich blos diejenigen,

die wenig oder gar keine Waaren besassen, die also nichts auf's Spiel zu setzen hatten; denn ihr nacktes Leben konnten sie wohl durch schleunige Flucht retten, wenn das Gefecht für uns ungünstig ausfallen sollte. Andere dagegen machten den Vorschlag, wir sollen im Lager bleiben und es so gut als möglich befestigen. Aber dieser Vorschlag war ebenfalls unangemessen, denn wenn wir uns im Kilombo einschliessen und der Feind es belagert, so wird uns die sofort eintretende Hungersnoth entweder zur unbedingten Ergebung, oder zum verzweifelten Kampfe zwingen. In beiden dieser Fälle aber haben wir den Verlust unserer Waaren, oder doch des grössten Theils derselben zu befürchten. Noch andere also stellten den Antrag: wir sollen von der üblichen Route abbiegen und durch das südlich gelegene Sambos nach Bihé zu gelangen trachten. Dagegen machten diejenigen, die eine grössere Erfahrung hatten, folgende Einwendung: Die Bewohner Sambos' sind tributpflichtige Unterthanen der Bailundo; folglich ist's nicht wahrscheinlich, dass sie es wagen würden, uns gegen die letztern in Schutz zu nehmen; ferner wenn es der Fürst von Bailundo erfährt, dass wir sein Gebiet umgangen und ihm dadurch die übliche Kibanda vorenthalten haben[1], so wird er jedenfalls gegen uns noch mehr erbittert und feindlicher gesinnt werden.

Es war unbedingt notbwendig, ohne Verzug einen bestimmten Entschluss zu fassen, gleichviel ob wir uns zum Kampfe oder zur Flucht anschicken mochten. Nach langen Berathungen stimmte endlich die Mehrheit folgendem Beschlusse bei: es soll eine aus unserer Mitte gewählte Botschaft sich zu dem Feldherrn (Sóm-an-vita) begeben und von ihm mittelst des Angebotes einer frei-

willigen Abgabe einen friedlichen Durchmarsch erwirken; sollte dies aber nicht gelingen, und der Feldherr übermässige Anforderungen stellen, so werden wir uns zum Kampfe rüsten, vorwärts marschiren und über das unsern Weg versperrende Lager herfallen, ohne den Angriff von dessen Seite abzuwarten.

Dieser Beschluss gefiel auch mir am besten, denn als Eigner einer bedeutenden Quantität von Waaren hatte ich, wenn es zu Feindseligkeiten kam, viel zu riskiren. Es wurde also eine Botschaft aus zehn Mitgliedern ernannt, worunter sich der weit und breit bekannte Murssa, ferner auch mein Kissongo und Kalei befanden. Die Abgeordneten machten sich sogleich mit dem „Ovitukika" Geschenk [4]) auf den Weg nach dem Lager.

Das Thermometer zeigte zu Mittag im Schatten 23°R.

12. Februar. Nach Mittag kehrten unsere Boten aus dem Kriegslager zurück. Sie wurden sogleich von den Leuten der Karavane umringt, die begierig waren, den Bericht zu vernehmen. Dieser lautete folgendermassen: „Kanduko-Lombéagánda, der bailundoische Feldherr, entbietet euch ein dreimaliges Bokuetu (stürmischer Beifall); ferner lässt er euch melden, dass er seine Kriegsvölker nicht gegen die Karavanen, welche von der Meeresküste mit Zeugen beladen nach dem Innern reisen [5]), sondern in's Land der Muhumbe führe, um sich dort Rindvieh zu verschaffen. Er wird also auch der Karavane von Bihe kein Leid zufügen, sondern nimmt unser freundliches Anerbieten an und wünscht namentlich folgende Gaben, da er an einigen Vorräthen einen Mangel habe: 6 Fass Branntwein (300 Halbe), 6 Fass Pulver (120 Pfund), 6 Flinten, 500 Feuersteine, 500 Bogen Papier, 600 Ellen Zeuge. Zugleich lässt er

dem Chef der Karavane eine aufrichtige Freundschaft enthieten mit der Bitte, er wolle die angeführten Artikel persönlich in sein Lager überbringen. Er selbst würde ihm gerne einen Besuch abstatten, wenn es ihm seine Krieger erlauben, allein zu kommen.*) Damit aber der Chef an der Aufrichtigkeit seiner Freundschaft und seines Versprechens keinen Zweifel hege, so wird er zwei seiner Frauen als Geisseln in das am Kutátu gelegene Kilomho absenden, welches die Karavane ohne Furcht beziehen könne."

Der Werth der vom Feldherrn mit süssen Worten geforderten Geschenke war zwar in Anbetracht der weiten Entfernung von der Meeresküste kein geringer, doch war die Forderung unter den obwaltenden Verhältnissen nicht sehr drückend, denn die mehr als 150 Eigner der verschiedenen, grössern und kleinern Waarenlieferungen konnten sie ohne grosse Opfer mittelst einer verhältnissmässigen Umlage herbeischaffen, und so konnten wir uns um einen mässigen Preis einen ungestörten Durchmarsch erkaufen, ohne uns in ein Gefecht einlassen zu müssen, dessen Ausgang immer zweifelhaft ist. Die geforderte Abgabe war demnach bald beisammen. Aber die Aufforderung, dass ich die Geschenke persönlich überbringen soll, war mir nicht sehr genehm; denn so viel wusste ich bereits, dass der Eigennutz der Schwarzen viel grösser ist, als die Heiligkeit ihres Versprechens. Mursa jedoch bot sich mir als Gefährte an und sprach mir Muth ein; mein Kissongo aber schwur auf die von seinem Halse herabhängenden Gazellenhörner, dass der Häuptling Kanduko sein Wort heilig halten werde. Ich entschloss mich also, theils der Nothwendigkeit, theils den Ermunterungen meiner Freunde

nachgebend, der Aufforderung Folge zu leisten. Und um keine weitere Zeit zu verlieren, beschlossen wir, in der ersten Morgendämmernng aufzubrechen, um so schnell als möglich, das Kilombo am Kutátu zu erreichen. Von dort sollte ich dann noch am selbigen Tage mich in's Kriegslager begeben.

13. Februar. Wir brachen mit der ersten Morgendämmernng auf und marschirten auf der mit lichten Waldungen bedeckten Ebene rasch vorwärts. So erreichten wir schon zwischen 1 und 2 Uhr nach Mittag die am Kutátu errichteten Schingen.

Das Thermometer stand um diese Zeit auf 22°.

Nachdem ich einen kleinen Imbiss zu mir genommen hatte, machte ich mich, ohne dem Feldherrn meine Ankunft im Voraus anzuzeigen und ohne das Eintreffen der von ihm versprochenen Geisseln abzuwarten, mit den bereits erwähnten Gefährten und von zahlreichen bewaffneten Freiwilligen begleitet auf den Weg in's Lager. Indem wir an dem hier nördlich fliessenden Flusse entlang eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatten und in der Richtung, in welcher aus dem zu unserer Linken befindlichen nahen Walde ein starkes Getöse kam, weiter gingen, erblickten wir bald die von einander getrennten vier Kilombo, aus welchen dichte Rauchsäulen aufstiegen. In der Mitte eines dieser Lager bemerkten wir eine hohe Stange, auf welcher eine rothe Fahne flatterte; diese Fahne zeigte uns das Quartier des Feldherrn an. Wir schritten also auf dieses Lager zu und setzten uns dann in den Schatten einiger Bäume und warteten, bis uns jemand bemerke und anrede. Es zeigten sich zwar viele Männer von wildem Aussehen, aber diese winkten sich nur einander und lachten dabei laut

auf, ohne uns eines Wortes zu würdigen. So hatten wir bereits eine gute halbe Stunde lang gewartet, ohne dass jemand eine Frage an uns gerichtet hatte, und ich begann schon zu besorgen, dass uns etwas Schlimmes bevorstehe, als endlich ein Beamter des Feldherrn sich uns näherte, uns im Namen seines Herrn begrüsste und auf den Jango (Versammlungsplatz) führte, wo wir uns in einen Winkel niedersetzten. Dieser Platz erstreckte sich innerhalb des Lagers vor der Schinge des Häuptlings; er war schon so dicht besetzt von den Kriegern, dass nirgends ein leerer Raum zu sehen war. Die Haut der schwarzen Krieger glänzte vom Fett, womit sie sich gesalbt hatten; mit stieren Blicken sassen sie da, in den rohen Zügen ihrer Gesichter spiegelte sich die grösste Neugier. Es waren lauter junge und gut gewachsene Männer, mit Glasperlen besetzt, das Haupt mit schönen Federn mannigfaltig geschmückt, mit Speeren und Kolben bewaffnet.

Der Häuptling sass neben der Fahne, welche vor den auf hölzernen Unterlagen aufgeschichteten Kimbango aufgepflanzt war, auf einem vierfüssigen, niedrigen und mit einem Leopardenfell bedeckten Stuhl; neben ihm sassen einerseits seine Kebsweiber[a]), andrerseits vier Vissandschi-Spieler[b]). Die Musiker begleiteten mit leisem Spiel die Worte, welche der Häuptling mit starker Stimme an seine Leute richtete, ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen. In einiger Entfernung vom Häuptling waren seine Würdenträger, nemlich der Kissongo, der Kalei, der Manischápi (Beschliesser), der Manikiállö (Stuhlträger) und der Manisambo (Schatzmeister).

Der Feldherr Kanduko-Lombéganda ist ein Eidam des Fürsten von Bailundo, beiläufig 30 Jahr alt, fast

eine Klafter gross, und von verhältnissmässig muskulöser Statur; das längliche, etwas blatternarbige Gesicht hat, sofern dies bei einem Schwarzen möglich ist, regelmässige Züge; die hohe Stirn, die etwas aufgeworfenen Lippen, und das unruhig blitzende Auge beurkunden einen guten Verstand, Energie und einen etwas verschmitzten Sinn. Das Haupt schmückte das bereits erwähnte, einem Dragonerhelm ähnelnde Haargeflecht (Epunta), welches oben mit glänzenden Muscheln reichlich besetzt war, während die an den Schläfen herabhängenden dünnen Haarflechten mit weissen und rothen Glasperlen durchwoben waren. Das weite, wallende Kleid mit breiten, weissen und rothen Streifen, war mit einem weissen Baumwollgürtel um seinen Leib festgebunden; von den Schultern hing, wie ein Umhängepelz, ein Stück blauen Zeuges. Die Arme endlich waren bis zum Ellenbogen mit kupfernen Ringen bedeckt.

Nach einer Weile forderte er mich auf, in seiner Nähe Platz zu nehmen. Ich folgte sogleich mit einigen meiner Begleiter der Aufforderung und setzte mich auf meinen Stuhl, den ich mitgebracht hatte[1]). Jetzt hörten die Visandschispieler auf zu spielen, und in der ganzen zahlreichen Versammlung trat eine tiefe Stille ein. Da wendete sich der Feldherr zu mir, klatschte zwei Mal in die Hände und wiederholte drei Mal das Bokuetu; ich klatschte ebenfalls zwei Mal und erwiederte seinen Gruss mit dem dreimaligen „Mui" (auch mit dir). Hierauf klatschte die ganze Versammlung mit grossem Geräusche. Nun erst konnte ich mich vollständig überzeugen, dass der Feldherr eine freundschaftliche Gesinnung gegen uns hegt.

Der Feldherr richtete dann mehrere Fragen an mich über mein Geburtsland und über den Zweck meiner Reise, worauf ich den Umständen gemäss antwortete. Ferner erzählte er, dass er bereits vor mehreren Tagen die Kunde von dem Herannahen der mit Waaren reichlich beladenen Karavane vernommen, und dass die 25 Hoka [15]) seines Lagers wirklich den Antrag gestellt hätten, die Karavane auszuplündern; da er aber einen andern Auftrag habe, so wollte er nicht den Leuten, die aus weiter Ferne mit vielen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten dahergezogen waren, Schaden zufügen; ausserdem ist er auch seit mehreren Jahren der „Kissoko"-Freund [16]) eines mir ähnlichen Weissen (Kindele tya potu), und schon deshalb durfte er nicht die von einem seinem Busenfreunde ähnlichen Weissen angeführte Karavane mit Gewalt angreifen. [17])

Nachdem er seine Rede beendigt hatte, breiteten meine Leute vor ihm die Geschenke aus, die wir für ihn gebracht hatten; er besichtigte sie nur flüchtig und liess sie gleich in seine Vorrathskammer tragen, da er vermuthlich befürchtete, dass seine Leute, deren Raubgier seine eigene noch überbot, sie ihm entwenden möchten. Indem er für die Geschenke seinen Dank abstattete, verhiess er mir auch für die Zukunft seine Freundschaft.

Hierauf liess er uns eine Anzahl von Krügen mit Mingundi (Meth) vorsetzen, und nun machte sich gleich die ganze Versammlung an's Trinken. Das Getränk erhitzte die Krieger, und bald überliessen sie sich, bei der rauschenden Musik der Marimba, dem Tanze, ganz so, wie bei Gelegenheit meines, dem Häuptling von Kissandschi abgestatteten, Besuches. Auch der Feldherr mach-

te sich mit seinen, von bunten Glasperlen strotzenden, Kebsweibern unter die tanzenden Gruppen. Blos ich fehlte noch, und die des Pinsels eines Hogarth würdige Scene wäre vollständig gewesen. Aber ich wollte meine Füsse, die ich auf dem langen Marsche hinlänglich geübt hatte, schonen und wies die Einladung mit schönem Danke ab.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange; ich fragte also den Häuptling, der sich völlig der Lustbarkeit hingab, ob er mir noch etwas zu sagen habe? Er forderte mich wiederholt auf, die Nacht im Lager zu verbringen; ich dankte aber für seine Freundlichkeit und rüstete mich zur Rückkehr in unser Lager. Er befahl also für mich und meine Begleiter eine tüchtige Quantität frisches Wildbret und Honig herbeizubringen und entliess uns. Wir erreichten bald unser Lager, wo wir von dem, über den guten Ausgang unserer Botschaft erfreuten, Volke mit herzlichem Händeklatschen empfangen wurden. Unsere Leute wussten es recht gut aus eigener Erfahrung, dass es für eine mit Waaren beladene Karavane sehr gefährlich sei, in der Nähe eines, selbst aus Landsleuten bestehenden, Kriegslagers Rast zu halten; denn die des Raubes wegen ihre Häuser verlassenden Krieger suchen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ihre Raubgier zu befriedigen, ohne sich im mindesten an das Verbot ihres Anführers zu kehren. Sie pflegen also die Karavane unvermuthet zu umzingeln und auszuplündern, ohne sich darum zu kümmern, ob sie den Freund oder den Feind beschädigen, verlassen dann ihre Fahnen und eilen mit dem Raube ihrer Heimat zu. Wir fassten also den Beschluss, nach Mitternacht ohne Geräusch aufzubrechen und weiter zu

marschiren, um so die Absichten der Kriegschaaren, die gewöhnlich in den ersten Morgenstunden ihre Angriffe ausführen, zu vereiteln, wenn sie trotz des gegebenen Wortes dennoch einen feindlichen Angriff im Schilde führen sollten.

14. Februar. Wir brachen also um Mitternacht in ganzer Stille auf und übersetzten den Fluss auf der Brücke, die wir gestern ausgebessert hatten. Der Kutátu ist ein mittelmässiger Fluss und entspringt auf den Plateaux von Sambós. In seinem Laufe von Süden nach Norden vereinigt er sich mit mehreren Nebenflüssen, durchschneidet Bailundo und das Land der Mungoys oder Malemba und ergiesst sich endlich in den Koanza, der dort eine ostwestliche Richtung hat. Eigentlich heisst er Kutátu, weil es aber mehrere Flüsse dieses Namens gieht, so wird er zum Unterschied Kutátu an Mungoya genannt.

Unser Weg führte uns durch einen nicht hohen und lichten Wald, aus welchem wir bei Anbruch des Morgens auf eine mit hohem Gras bedeckte Fläche kamen. Am Rande dieser Grasfläche legten die Träger ihre Lasten ab, machten Feuer an und liessen sich nieder, um abzuruhen, zu frühstücken und sich zu wärmen. Das Thermometer stand zwar eher über als unter 20° R., dennoch hielten sie schon diese Temperatur für kalt. Uebrigens können die Schwarzen das Feuer auch in der grössten Hitze selten entbehren, und zünden gleich die Holzstösse an, wenn sie sich auch nur auf sehr kurze Zeit lagern.

Wir setzten unsern Marsch fort, sobald die Sonne ihre wohlthuenden Strahlen über den Horizont ausgeschüttet hatte. Die Grasfläche war in der Ferne von

Waldungen eingesäumt, die sie mit ihren unregelmässig verlaufenden Krümmungen begrenzten; von Süden nach Norden war sie von zahlreichen Wasseradern durchschnitten, die den grössern Theil derselben in einen wankenden Moorsumpf verwandelten. Hie und da erhoben sich aus der Ebene einzelne Anhöhen, auf welchen hohe Incendera-Gruppen dunkelten, in deren Schatten einige kleine Ortschaften sichtbar waren. Diese Weiler führen den gemeinschaftlichen Namen Donde; die Bewohner derselben sind dem König von Bailundo tributpflichtig. In ziemlicher Entfernung von Donde befand sich am Saume eines Gehölzes unser Kilombo, welches wir zwischen 11 und 12 Uhr erreichten. Das Thermometer zeigte um diese Zeit 26° R.

Bald kamen aus den Ortschaften zahlreiche Weiber und Mädchen in unser Lager und brachten Lebensmittel zum Verkauf. Sie erzählten uns, dass die Männer sich ebenfalls den Kriegerschaaren Kanduko's angeschlossen hatten. In der Nähe unseres Kilombo fanden wir viele geniessbare Schwämme, die den ausgehungerten Reisenden ein treffliches Gericht lieferten, und uns um so mehr mundeten, weil es die ersten waren, die wir auf der ganzen Reise von Benguela bis hieher gefunden hatten.

Obgleich der Vorsteher von Donde mit seinem Volke sich im Kriegslager Kanduko's befand, so schickte ich dennoch seiner daheim gebliebenen Ntembo (erste Gemahlin [1]) die ihm gebührende Kibanda, nemlich 32 Ellen Zenge, 5 Flaschen Branntwein, 5 Pfund Pulver. Sie erwiederte dieses Geschenk mit einem Schweine, zwei Körben Maismehl (Sema) und zwei Krügen Kimbombo.

Wir hatten zwar bisher nichts wahrgenommen, was uns beunruhigen konnte, dennoch hielten wir wegen der Nähe des Kriegslagers die ganze Nacht hindurch die strengste Wache; ich selbst besuchte mehrmals die ausgestellten Wachen und ermunterte sie zur genauen Erfüllung ihrer Schuldigkeit.

15. Februar. Wir brachen frühzeitig in der gewöhnlichen Ordnung auf, durchschnitten den aus verkrüppelten Oufatebäumen bestehenden schmalen Waldsaum, welcher das Kilombo einschloss, und gelangten auf sumpfige und mit vielen kleinen Teichen bedeckte Wiesen, wo die aufgeschreckten Kibitze mit lautem Kurr-Geschrei über unsern Häuptern dahinflogen; ausserdem wurde die einförmige Gegend, die mich mehr langweilte, als die den Marsch mehr erschwerende, aber mannigfaltigere Gebirgsgegend, von wilden Enten belebt, die schaarenweise von Teich zu Teich zogen.

Gegen Mittag kamen wir von den sumpfigen Wiesen auf eine sanft ansteigende Erhebung, die von verschiedenen hohen Bäumen bedeckt war, und die statt der schwarzen sandigen Erde, die wir auf der ganzen Strecke während der drei letzten Tage vorgefunden hatten, aus einem röthlichen lockeru Thon bestand. Der üppige Waldwuchs bekundete die Fruchtbarkeit des Bodens; unter anderm fanden wir hier den Strauch, welcher das Olom-bumbu[*)] genannte Obst trägt, das eben jetzt reif war und uns wohl behagte. Einige von uns drangen bei dieser Gelegenheit tiefer in den Wald hinein und brachten die Nachricht, dass etwas abseits vom Wege eine Heerde wilder Schweine sich befinde und sich ebenfalls die Olombumbu Frucht schmecken lasse. Alsogleich begab sich eine Anzahl mit Flinten

Bewaffneter auf die Jagd, und auch ich gesellte mich zu ihnen, um die Scharte, welche ich mir neulich auf der Pakassajagd zugezogen hatte, einigermaassen auszuwetzen. Wir bildeten einen grossen Kreis und zogen behutsam vorwärts, um die Schweine zu umzingeln. Nachdem wir die angezeigte Stelle umgangen hatten, brachen wir in ein lautes Schreien aus und drangen von allen Seiten vor; die aufgeschreckten Thiere liefen nun mit grossem Getümmel hin und her und suchten den Kreis zu durchbrechen, wurden aber überall mit Flintenschüssen empfangen. Obgleich wir genug enge an einander geschlossen waren, so gelang es dennoch den wüthend anstürmenden Schweinen grösstentheils den Kreis zu durchbrechen, weil die Jäger auf die Seite sprangen und ihnen auswichen. So kam es, dass unsere Jagd nicht so glänzend ausfiel, als wir es erwartet hatten, denn im Ganzen wurden nur 18 Stück erlegt. Zwei davon habe ich erschossen, wie ich mit Bestimmtheit behaupten konnte. Das erlegte Wild wurde von den Sekuln der Karavane der üblichen Sitte gemäss vertheilt, damit darüber nicht wieder ein Streit entstehe.

Nach zweistündigem Marsche hatten wir den Wald hinter uns und kamen auf eine starkgewellte Grasfläche, wo sich im Schatten hoher Incendera Bäume die Ortschaften Kimbolenge ausbreiteten. Wir marschirten zwischen diesen Weilern hindurch und bezogen das abseits gelegene Kilombo, wohin uns viele Leute aus den Dörfern mit Lebensmitteln begleiteten.

16. Februar. Zur ungewohnlich frühen Stunde trat heute mein Kissongo in die Hütte und machte mir die Anzeige, dass meine Lastträger mich zu sprechen wünschen und meiner schon draussen warten. Ich stutzte

über dieses ungewöhnliche Begehren und als ich vor die Hütte trat, setzte mich der völlig veränderte Zustand der Lastträger in Erstaunen. Statt der abgetragenen Fellbekleidung, welche bisher ihren Leib bedeckt hatte, hatten sie ganz neue Zeuge angelegt und ihr Haupt mit bunten Glasperlen geschmückt. So standen sie da, um Abschied von mir zu nehmen. „Sintemalen" — so lauteten ihre Abschiedsworte, — „du uns zu unserer Zufriedenheit behandelt hast, nehmen wir jetzt mit Dank von dir Abschied; unsere Heimat befindet sich auf der nahen Bulum-Bulu Steppe, und nun wird jeder von uns auf dem kürzesten Wege in verschiedenen Richtungen seinem Wohnorte zueilen, um in den Kreis der seit lange verlassenen Familie je eher zu gelangen. Deine Ballen können wir nicht ferner tragen, aber wir haben schon Leute aus der Umgegend gefunden, die bald erscheinen werden, um deine Waaren fortzuschaffen. Den Sold, den du diesen neuen Trägern zu zahlen hast, magst du von unserm Lohne abziehen."

Und wirklich zogen sie von dannen. Von den mehr als 80 Trägern blieb kaum der vierte Theil zurück; diese gehörten zur Familie meines Kissongo und verliessen mich vorzüglich nur deshalb nicht, weil sie wussten, dass ich mich in Bihé im Hause des Kissongo niederlassen werde, und es ihnen folglich zur Schande gereicht hätte, wenn sie unterwegs ihren Gast verlassen hätten.

Bald darauf kamen auch Murssa und andere Reise-Gefährten, um Abschied zu nehmen. Ich wurde darüber wirklich gerührt, und eine tiefe Trauer erfasste meine Seele, als ob ich sie nie wieder sehen sollte. Ich hatte mich auf meiner wechselvollen Reise an die Gesellschaft

dieser, wenngleich rohen, doch offenherzigen Menschen so sehr gewöhnt, — sie hatten nach Umständen meine Beschwerden treu mit mir getheilt und dieselben so viel als möglich zu erleichtern gesucht, — dass es mich jetzt bedunkte, den Mangel, den mir ihre Trennung verursachte, werde mir nichts ersetzen können. Murssa blieb, wie er behauptete, blos deshalb nicht auch ferner in meiner Gesellschaft, weil der kürzere Weg in seine Heimat sich bald von demjenigen trennte, den ich einschlagen sollte, und weil er mit seinen Lastträgern zusammen, die alle aus seinem Orte waren, und von welchen kein einziger seine Last abgelegt hatte, nach Hause gehen musste, um das Ovári olo feka[17]) zu hegehen, wozu man daheim schon die Vorbereitungen getroffen hatte. Doch versprach er, mich sobald als möglich zu besuchen.

Nach und nach stellten sich die neuen Träger ein; der Kissongo übergab ihnen die Ballen, und gegen 9 Uhr machten wir uns wieder auf den Weg. Nicht weit vom Kilombo gelangten wir auf angebaute Felder mitten in einem ausgerodeten Walde, wo der Mais, Maniok, Kartoffeln und Tabak sehr üppig standen. Weiterhin war die fortwährend hügelige Gegend mit einem hohen Wald bedeckt, dessen uralte Eichen wieder mit Lianen, Tillandsien und Bromelien, die wir schon lange nicht gesehen hatten, umrankt waren. Nachdem wir mehrere Wasseradern übersetzt hatten, kamen wir nach mehr als zweistündigem Marsch aus dem Walde heraus, und nun breitete sich vor meinen Augen eine unerwartete Scene aus. Nicht anders, als wie die Gewässer des Oceans, wogte, vom Ostwind gewiegt, das Gras mit langem, weissem Barte, welches die in weiter Ferne mit dem Horizont verschmelzende Bulum-Bulu Ebene bedeckte, und auf der ganzen

Ebene war kein einziger anfrechtstehender Baum oder sonst ein hervorragender Gegenstand zu sehen.

Diese ausgedehnte Steppe liegt mehr als 6000 Fuss über dem Meeresspiegel und ist eine der höchsten Hochebenen in Süd-Afrika. Auf ihr entspringen viele grössere und kleinere Flüsse. Sie erstreckt sich von Nordwesten nach Südosten und bildet ein heiläufig 40 Meilen langes und mehrere Meilen breites längliches Viereck. Im Westen scheidet sie die Länder Samhos und Bailnndo, im Süden Kakingi von dem östlich und nördlich gelegenen Bihé. Ihre Oberfläche ist gewellt, und die Senkungen zwischen den Wellenlinien durchschlängeln zahlreiche Wasseradern.

Meine Begleiter, die je eher nach Hause kommen wollten, schritten rasch vorwärts auf dem, die Steppe in weisslichen Krümmungen durchziehenden, Pfade, um so mehr, da die im Osten aufsteigenden Wolken und das aus weiter Ferne hörbare dumpfe Dröhnen des Heranziehen eines Ungewitters verkündeten. In düstere Gedanken versunken folgte ich ihnen. Während meine Begleiter, angespornt von der Freude des Wiedersehens, ihre Schritte beschleunigten und mit jedem Schritte näher und näher kamen ihren Familien, die ihrer daheim ruhig warteten, entfernte ich mich auf meinen Wanderungen immer mehr von meinem geliebten Vaterlande, und unter dem fremden Himmelsstrich konnte ich nur fremde Völker und fremde Sitten zu treffen hoffen! Aus meinem Nachsinnen erweckte mich das Krachen des Donners; mit trauriger Wehmuth sah ich, dass wir noch eine beschwerliche Reise mitten auf der Steppe vor uns hatten, denn die vom heulenden Ostwind getriebenen schweren Wolken hatten bereits den ganzen Horizont

bedeckt, und bald begannen dichte, haselnussgrosse Schlossen zu fallen, die der Wind uns in's Gesicht trieb, und die in einigen Minuten die ganze Steppe mit einer weissen Decke bedeckten. Dieser lästige Hagel dauerte zwar nicht lange, aber der darauf folgende Regenguss war um kein Haar angenehmer. Die Temperatur fiel so tief, dass ich unter den durchnässten Kleidern vor Kälte zitterte und mich auch durch fortwährende Bewegung nicht erwärmen konnte. Bald war von dem, wie Giessbäche herabströmenden, Regen die ganze Ebene überschwemmt, und wir mussten fortwährend im Wasser waten; meine Schuhe waren bald zerrissen, und ich musste haarfuss marschiren, indem ich oft über die knorrigen Wurzeln der Ongote stolperte. Jetzt hätte ich mich gerne in die Tipoia gesetzt, aber auch die Tipoiaträger hatten mich verlassen.

Ich hatte diese unangenehme Fussreise von ganzer Seele satt, und oft fiel mir das portugiesische Sprichwort ein: O rabo ha, o mais custozo a esfolar, d. h. es ist am mühsamsten, vom Schwanz die Haut abzuziehen. Wir hatten nemlich die Hoffnung, noch heute die Grenze von Bihé zu überschreiten und waren demnach am Ende der Reise. Der Regen strömte fortwährend herab; endlich um 3 Uhr nach Mittag erblickte ich auf einer Anhöhe eine hohe Incenderagruppe. Unter dieser Baumgruppe liegt der einsame Ort T u m b a. Der vom Durst geplagte Wanderer kann beim Anblick der mitten in der glühenden Wüste grünenden Oase keine grössere Freude empfinden, als ich empfand beim Anblick der mitten im Grasocean isolirt dastehenden Ortschaft; denn dort durfte ich endlich hoffen, von meinen nassen und kalten Kleidern befreit zu werden. Aber die Ortschaft, die in

der unendlichen Ebene so nahe zu sein schien, rückte wie bezaubert immer weiter, so wie wir vorwärts gingen, und blieb immer in gleicher Entfernung von uns. Es dunkelte bereits, als wir sie endlich erreichten. Ich begab mich sammt meinem Gepäcke in's Dorf, nachdem ich mir die Erlaubniss hiezu ausgewirkt hatte, und zog in Begleitung der herbeigeströmten Einwohner zu dem Sekulu, der mich sehr freundlich aufnahm und mir mehrere Hütten anwies. Ich wechselte sogleich die Kleider und am Feuer, welches in der Mitte der Hütte lustig loderte, vergass ich bald die Beschwerden, die ich auf dem heutigen Marsche ausgestanden hatte.

Die draussen gebliebenen Reisegefährten liessen mir melden, sie hätten die Absicht, noch in der Nacht die Reise fortzusetzen, sobald sich der Himmel ausgeheitert haben würde; aber ich hatte genug an dem heutigen Spaziergange von 8 Meilen, die wir grösstentheils im Regen zurücklegen mussten, und gab ihnen den Bescheid: wenn es ihnen beliebt, so mögen sie nur weiter gehen, ich jedoch bleibe hier und werde mich vor Sonnenaufgang nicht von der Stelle bewegen. Darauf antworteten sie blos mit einem gellen „Tyá!" und blieben ebenfalls.

Tumba liegt auf einem mitten in der Bulum-Bulu Steppe sich erhebenden Hügel, von Incenderabäumen eingeschlossen; es zählt gegen 800 Hütten; die Einwohnerschaft besteht aus Flüchtlingen, die sich aus den benannten angrenzenden Ländern hieher geflüchtet und hier angesiedelt haben, und die in Folge einer alten Sitte oder irgendeines Aberglaubens von den benachbarten Völkerschaften nicht beunruhigt werden, so wie einst die Bewohner der von den Römern heilig gehalte-

nen Asyle. Sie stehen unter einem selbstgewählten Oberhaupte, doch anerkennen sie die Oberherrlichkeit des Fürsten von Bihé. Sie leben vom Landbau, Handel und von der Jagd; gegen Fremde sind sie freundlich und gastfrei.

17. Februar. Ich beschenkte meinen Wirth und brach frühzeitig auf, gedrängt von meinen Begleitern. Es war ein schöner, reiner Morgen. Nach einem Marsche von drei Stunden erblickte ich den Saum des Waldes, den wir aber erst gegen Mittag erreichten. Dann ging unser Weg abwechselnd durch Waldungen und grössere und kleinere Grasflächen; endlich stiegen wir einen mit Catinga Gehölz bedeckten steilen Abhang hinab und kamen so an den schönen Kokéma Fluss. Dieser Fluss entspringt auf dem nördlichen Theil der Bulum-Bulu, fliesst dann von Nordwesten nach Osten, vereinigt sich mit mehreren Bächen und theilt Bihé in zwei ungleiche Theile; auf seinem Laufe durch Bihé vereinigt er sich mit den Flüssen Kutátu an Bihé, Kuitu, Kuschi, Kánjo, Knende, Kascharolango und Kaluando, und wächst dadurch zu einem bedeutenden Fluss an; dann wendet er sich im östlichen Theile von Bihé nach Norden und mündet bei der Ortschaft Pekholo in den von Südosten kommenden Koanza Strom. In seinen Gewässern halten sich viele Flusspferde und Krokodile auf.

Wir übersetzten den Fluss auf einer gut gebauten Brucke mit Geländern, und als wir aus dem am jenseitigen Ufer desselben sich erstreckenden Waldstreifen herauskamen, erblickten wir sogleich mehrere, auf Anhöhen erbaute und von Incenderabäumen umgebene, Ortschaften. Die Bewohner derselben strömten in grossen Haufen herbei, und begrüssten uns mit dem üblichen

„Bokuetu Ambákká“ (Friede mit dir, Karavane). Hier mussten wir dem Sekulu der Gegend ein Fährgeld entrichten; deshalb lenkten wir unsere Schritte nach der grössern Ortschaft und lagerten uns vor derselben. Ausser dem üblichen Fährgeld gab ich dem Sekulu auch ein kleines Geschenk, welches er mit mehreren Krügen Kimbombo erwiderte.

Kaum hatten meine Begleiter dieses Lieblingsgetränk gekostet, als ihr ganzer Sinn blos darauf gerichtet war, wie sie sich noch mehr davon verschaffen könnten. Und als sie erfuhren, dass in den benachbarten Dörfern gerade an jenem Tage viel Kimbombo [18]) bereitet worden sei, legten sie sogleich ihre Lasten ab und zogen haufenweise in die Dörfer. Noch am Morgen hatten sie mich unaufhörlich mit dringenden Bitten bestürmt, je frühzeitiger aufzubrechen und je schneller vorwärts zu eilen, und klagten laut wegen meines Zauderns; jetzt aber, da sie unvermuthet eine Gelegenheit zum Trinken fanden, vergassen sie ihrer daheim wartenden Familien und dessen, dass sie bereits sehr nahe zu ihrer Heimat waren. So mächtig ist der Einfluss des materiellen Genusses und der Unmässigkeit auf diese Leute. Ich hatte keinen Grund zu eilen und liess mich leicht bereden, den Tag hier zuzubringen; für mich war es ja ganz gleichgültig, ob ich um einige Stunden früher oder später dahin komme, wo ich nur fremde Menschen und fremde Dinge antreffen werde.

Ich liess also mein Gepäck nach dem vom Sekulu mir angewiesenen Orte tragen und blieb draussen, wo ich mich im Grase auf der Matte ausstreckte und an dem Gezwitscher der Vögel ergötzte, welche die dichten Zweige der Incenderabäume umschwärmten. Bald

aber zwang der Regen die kleinen Sänger zum Schweigen und mich, in der Hütte Zuflucht zu nehmen.

Dumba-a-Kapango, der Sekuln dieser Gegend, liess mich des Abends mit einem Spanferkel bewirthen. Meine Leute begannen sich erst einzustellen, als ich mit dem Abendmahl fertig war; die meisten waren voll des süssen Rausches und konnten kaum auf ihren Beinen stehen. Sie entschuldigten sich damit, dass es ihnen prophezeit worden war [19], es werde heute nach Mittag jedenfalls regnen, und blos deshalb hätten sie den Tag hier zugebracht, weil sie den Regen vermeiden wollten. Freilich war der Regen schuld, dass sie hier Rast hielten, nemlich der Kimbombo-Regen, womit sie ihre Kehlen überschwemmten.

18. Februar. Der Kissongo hatte mir gesagt, dass wir bis zu seinem Wohnort blos noch 6 Meilen zurückzulegen haben; ich bedeutete ihm also, dass ich mir bis dahin jede Regenprophezeiung verbitte, denn ich war entschlossen, noch an diesem Tage das Ziel meiner Reise zu erreichen, und hierin schienen auch meine Begleiter mit mir einverstanden zu sein. Nachdem wir die Kapango genannten Dörfer verlassen hatten, marschirten wir fortwährend in einer hügeligen, gewellten Ebene. In den meistens schmalen Thälern zwischen den Hügelreihen rieselten klare Wasseradern, deren Ufer mit grüner Vegetation bekleidet waren; auf den in allen Richtungen sich erhebenden Hügeln aber bezeichneten dichte Inoenderagruppen die Stelle der Ortschaften. Hie und da trafen wir auf Felder, die meistens mit Mais bestellt waren; an andern Orten sahen wir grosse Schaf-, Ziegen- und Schweinheerden; Rindvieh aber gab es weniger. Alles bezeugte, dass dieses Land viel bevölkerter sei als diejenigen, die ich bisher auf meiner Reise

gesehen hatte, und das Ganze machte auf mich einen angenehmen Eindruck und schmeichelte mir mit schönen Hoffnungen in Hinsicht dessen, dass ich die Absicht hatte, mich hier anzusiedeln.

Nachdem wir einigemal an einem und dem andern Bach eine kleine Rast gehalten hatten, kamen wir gegen 4 Uhr nach Mittag in einen hohen Ongaje-Wald, wo unser Weg sich plötzlich nach links wendete und uns in ein tiefes Thal führte, welches der Kuitu durchströmt. An beiden Seiten des Thales zeigten sich am Saume des Waldes zahlreiche Dörfer und Weiler. So wie wir uns den Dörfern näherten, feuerten meine Begleiter ihre Flinten ab, so dass wir unter fortwährendem Flintengeknatter vorwärts marschirten. Die Einwohner eilten uns haufenweise entgegen und alle riefen laut: „Ulu! ulu! ulu! Anhákká ye ya! (ah! ah! die Karavane ist da); „Pakasséro ye ya! (Pakassero — so hiess mein Kissongo — ist da), „Mann ye ya!" (die Leute sind da), „Kindele ye ya!" (der Weisse ist da), u. s. w. Nun krachten die Flinten bereits auch in den Dörfern, und die von allen Seiten herbeiströmenden Haufen erfüllten die ganze Gegend mit ihrem Freudengeschrei.

Maschischi-Kuitu heisst das Dorf, in welches wir unsern feierlichen Einzug hielten; es ist der Wohnort meines Kissongo, und gegenwärtig die Wiege mehrerer von meinen Kindern. Das ist der Ort, wohin mich der Allmächtige geleitet hat, damit ich hieher einen magyarischen Sprössling verpflanze, der, wie ich hoffe, noch in ferner Zukunft grünen wird in den Mitgliedern meiner zahlreichen Familie.

Der herzliche Empfang, dessen die Angekommenen von ihren Angehörigen theilhaftig wurden, bot ein rüh-

rendes Schauspiel. Beide Geschlechter umringten und geleiteten sie unter vielen Begrüssungen, zum Theil weinend vor Freude, nach dem Jango[30]) innerhalb der Umzäunung des Dorfes. Hier liessen sich dann alle nieder und begrüssten sich nun einzeln; jeder kauerte sich auf die Erde gegenüber seinem liebsten Wesen und begrüsste es mit dem herzlichen Bokuetu. Aber während der Mann diese Begrussungsformel wiederholte, lag seine Frau auf den Knieen vor ihm und erwiederte den Gruss blos mit dem unterthänigen „kà! kà! kà!", und wagte nicht das Boknetu auf ihre Lippen zu nehmen[31]); die Frau blieb fortwährend in dieser unterthänigen Stellung, so lange der Mann redete.

Ich sass allein im Schatten einer Incendera, betrachtete aus einiger Entfernung das interessante Schauspiel und stiess von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus. Wie viel gute und schlimme Gefühle und Eigenschaften vermag doch die gütige Natur im menschlichen Herzen zu erzeugen! Diese Schwarzen vergiessen jetzt, bei dem Wiedersehn ihrer Angehörigen, ungeheuchelte Thränen der Rührung und dieselben Schwarzen scheuen sich bei einer andern Gelegenheit nicht, aus Habsucht ihre eigenen Väter, Kinder und Frauen jedem Fremden für schnödes Geld zu verkaufen.

Nach Beendigung der wechselseitigen Begrüssungen wurden viele Krüge mit Kimbombo gebracht, und der Reihe nach geleert. Aber trotzdem dass sie so mit einander beschäftigt waren, vergassen sie doch auch meiner nicht, und die hübsche junge Tochter des Kisongo reichte mir knieend in einer nett gemalten Kalabasse den erfrischenden Trank. Eine Weile unterhielt sich die Versammlung mit Plaudern und Trinken, dann

klatschte man in die Hände und alles wurde still; da näherte sich ein Mitglied der Karavane (einer meiner Lastträger) dem anwesenden Familienhaupt (dem Vater meines Kissongo) und begrüsste ihn drei Mal auf die übliche Weise, was der Alte mit einem kurzen „Tanga!" erwiderte. Nun erzählte er der Versammlung den Verlauf der ganzen Reise, mit einer sich bis auf die geringsten Nebenumstände und Abenteuer erstreckenden Ausführlichkeit; benannte der Reihe nach alle Leute, mit denen er selbst und die Karavane auf der ganzen Reise in Berührung gekommen, und zählte alle Orte auf, wo sie Tag für Tag sich aufgehalten und genächtet haben. Und doch hatte ihre Reise im Ganzen 116 Tage gedauert. Ich staunte über die Erinnerungskraft des Mannes und über die Richtigkeit, mit welcher er aus den auf der Reise beobachteten Vorkommnissen gewisse Folgerungen machte. Dies ist wahrlich ein Beweis dafür, dass diese wilden Völker mit guten Geistesfähigkeiten begabt sind.

Nachdem so die Neugierde der Daheimgebliebenen befriedigt war, verliess die Gesellschaft ohne weiters den Jango und zerstreute sich. Der Kissongo und seine Verwandten führten mich nun in die vier Hütten, die sie zu meiner Aufnahme bereits eingerichtet hatten. Diese Hütten waren aus in die Erde getriebenen Pfählen errichtet, mit Lehm beworfen, mit Kalk getüncht und mit Rohr gedeckt; im Durchmesser massen sie etwa 6 Schritte, bildeten ein regelmässiges Viereck und hatten eine Thüre von Bohlen. Um die Hütten herum standen dicht belaubte Incenderabäume.

Am folgenden Tag schickte mir das Familienhaupt einen Ochsen zum Geschenk; dies nennen sie „Gombe

a viteréka", d. h. Gastnahrung. Andere brachten mir Schweine und Hühner, und alle bewarben sich wetteifernd um meine Freundschaft. Sogar die Kinder brachten mir kleine Körbe mit Maismehl und Gefässe mit Kimbombo. Um meine Bequemlichkeit zu vermehren, umzäunten sie den Platz vor meiner Wohnung mit Baumästen und verboten jedermann, mich ohne Erlaubniss zu besuchen.

Ich bestrebte mich, die zarte Aufmerksamkeit und Liebe, die sie mir erwiesen, und die ich von so wilden Menschen durchaus nicht erwarten konnte, nach Kräften zu vergelten und theilte ihnen auf eine gute Art verschiedene kleine Geschenke aus. Ich fasste den Entschluss, mir sobald als möglich eine eigene Wohnung zu errichten, und zwar hier in dieser Gegend. Als ich diesen Entschluss meinem Kissongo eröffnete, war er damit sehr zufrieden, machte mich aber darauf aufmerksam, dass ich zuvor dem Landesfürsten die ihm gebührende Kibanda senden und ihn um Erlaubniss zur Errichtung einer Wohnstätte bitten müsse. „Nur dann, fügte er hinzu, wirst du dich als vollständigen Herrn deines Libata betrachten können, und niemand wird dich im Besitze desselben stören. Was aber deine persönliche Sicherheit anbelangt, so kannst du überzeugt sein, dass sie unter uns unverletzbar sein wird, denn wohl wissen wir, dass ihr Weissen zu Herren geboren seid, wir Schwarzen aber zu Sklaven bestimmt sind; ihr seid die Herren der Zeuge, die wir uns nur dadurch verschaffen können, dass wir euch gehorchen und dienen."

In diesen zum Theil figürlichen Worten des Kissongo liegt viel Wahres, ich konnte ihren Sinn wohl erfassen und schaute mit desto mehr Vertrauen meiner Zukunft entgegen.

Bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, will ich hier die einzelnen Tagemärsche von Benguela bis Bihe zusammenstellen mit der Angabe der Distanz, die ich vermittelst meiner Uhr und mit Berücksichtigung der Schnelligkeit des Marsches der Karavane mit ziemlicher Bestimmtheit feststellen konnte.

Benennung der Stationen	Bemerkungen über die Gestaltung der Gegend	Distanz in Meilen
1 Station. Katumbela	Sandiges Flachland	5
2. „ Upa . .	Rauhes, bergiges, felsiges Land	10
3. „ Kissandschi	Ebenfalls	10
4 „ Binga-yambambi . .	Ebenfalls	6
5. „ Kálmánda .	Flaches Waldland und abwechselnd Grasflächen	7
6. „ Dámba-olomone . .	Ebenfalls	7
7. „ Kábále . .	Gebirgig, Wald u. abw. Grasfläch	6
8. „ Dyindumbu	Gewelltes, waldiges Land . . .	5
9. „ Gyimbondo (Kimbondo)	Ebenfalls ...	4
10. „ Kiabéra . .	Gebirgig, steil ansteigend. Lingi Lingi	5
11. „ Kándála . .	Gebirgig, waldig	4
12. „ Schakambéra	Eben, hie und da hügelig . . .	6
13. „ Kolongo . .	Ebenfalls . .	6
14. „ Hámbo oder Keve . .	Moorgrund, und Sümpfe. . . .	6
15. „ Djámba . .	Gebirgig und felsig	5
16 „ Dimba . . .	Eben und bewaldet	5
17. „ Kutátu . .	Ebenfalls	6
18. „ Donde . . .	Wald und Wiesen.	6
19. „ Kimbolenge	Ebenfalls	4
20. „ Tumba. . .	Flache Steppe	8
21 „ Kokéma . .	Ebenfalls	3
	Zusammen	124 Meilen *).

*) Es sind darunter portugiesische Meilen oder Legoa gemeint, von welchen 18 auf einen Grad gehen, folglich machen 124 Legoa $106\frac{2}{3}$ deutsche geogr. Meilen aus. *Anmerk. des Uebers.*

[1]) Diese viel umherreisenden Menschen pflegen nicht nur die Sitten, Lieder, Tänze, Begrüssungsformeln u. s. w. der verschiedenen fremden Völker, mit denen sie auf ihren Wanderungen in Berührung kommen, zu erlernen, sondern hegienen sich derselben oft auch unter sich; wenn sich z. B zwei Kimbunda grüssen, so thut es jeder auf eine andere Art, die er von irgend einem fremden Volke sich angeeignet hat, und so zeigen sie einander ihre ausgebreiteten Erfahrungen

[2]) Die Luhengofrucht ist eine der edelsten Obstgattungen, die in Südafrika in den Wäldern wild wachsen; der Farbe und Grösse nach ähnelt sie ganz der Zwetschke, nur ist sie etwas runder; das Fleisch derselben haftet stark am Steinkern, sie hat ein vortreffliches Aroma, einen süss säuerlichen Geschmack, und gilt als kräftiges Heilmittel gegen den Scharbock Sie wird in den Monaten October und November reif Der Baum selbst hat einige Aehnlichkeit mit dem Pfirsichbaum

[3]) Die Vakulankula-Frucht hat die Grösse einer Haselnuss; sie ist zart, gelblich, aromatisch und schmeckt süss Unter dem Fleisch befindet sich ein runder Kern in einer doppelten Schale, deren eine weiss, die andere blau ist. Diese Frucht wird ebenfalls im October und November reif.

[4]) Die argwöhnischen Schwarzen beobachten alle Bewegungen ihrer Nachbarn mit Argusaugen, und die Nachricht jedes bemerkenswerthen Vorfalles verbreitet sich sehr schnell unter ihnen Denjenigen, der sich durch Geschenke ihre Freundschaft erwirbt, warnen sie getreulich vor der ihm drohenden Gefahr, und ihre Warnungen haben, wie ich mich oft zu überzeugen Gelegenheit hatte, immer einen triftigen Grund

[5]) In Südafrika müssen die regelmässigen Karavanen auf demselben Wege zurückkehren auf welchem sie gekommen, sonst setzen sie sich den heftigsten Verfolgungen aus Wenn sie nemlich von den Meeresküsten landeinwärts reisen, führen sie Zeuge und andere europäische Erzeugnisse mit sich, von welchen sie den Häuptlingen, durch deren Gebiet ihre Reise geht, die Kibanda entrichten, hingegen von den eingetauschten einheimi-

schen Produkten, mit welchen sie an die Küsten ziehen, leisten sie den Häuptlingen keine Abgaben. Wenn also die Karavane ihre Route aus welchem Grund immer verändert, die Länder, welche sie vorher passirt hatte, umgeht und folglich den Häuptlingen derselben keine Kibanda in Zeugen abstattet, so wird sie von den Einwohnern beschuldigt, dass sie die Zeuge auf andern Wegen vertheilt, während sie zu ihnen blos Mangel und Entbehrung gebracht. Hat dann die Karavane keine hinlängliche Waffenmacht zu ihrer Bedeckung, so wird sie sicher angegriffen und ausgeplündert werden.

⁶) Den südafrikanischen Häuptlingen darf man sich nur mit Geschenken nähern; diese Geschenke sind der Macht des betreffenden Häuptlings angemessen und im Allgemeinen ziemlich drückend. Will man sich aber an einen Häuptling mit einer wichtigen und dringenden Bitte wenden, so muss man, bevor man den Mund aufthut, ein grösseres Geschenk als sonst zu seinen Füssen legen, und dieses Geschenk heisst **O v i t u k i k a.**

⁷) Die Kimbunda halten es für ein viel grösseres Vergehen eine mit Zeugen landeinwärts reisende Karavane zu berauben, als irgend ein Land zu plündern, denn, so sagen sie, sie können sich nur durch die Vermittelung der Karavanen Kleider verschaffen, sonst müssten sie sich nach Art ihrer Vorältern in Baumrinden (Kinyanga) oder Thierfelle kleiden.

⁸) Ihre Sitten bringen es mit sich, dass der Anführer einer Kriegsschaar das Lager, auch auf kurze Zeit, nur in Begleitung der ganzen Truppe verlassen darf, die Truppen aber plündern und rauben alles, was sie vorfinden, sowohl in Feindes als in Freundes Land. Deshalb pflegt der Anführer, der das Gebiet des Freundes verschonen will, mitten im Walde das Lager aufzuschlagen, und bewegt sich, so fern es möglich ist, fortwährend im Walde, bis er das feindliche Land erreicht.

⁹) Bei diesen Völkern sind die Kebsweiber ein unerlässliches Attribut der Macht und Würde, deshalb pflegen die Häuptlinge bei Gelegenheit jeder Feierlichkeit, ausgenommen einige wenige Fälle, ihre nach Kräften aufgeputzten, jungen Kebsweiber in grösserer oder kleinerer Anzahl mitzunehmen, von welchen

Google

sie immer umgeben sind Den König der Muropua, den Muati Yanvoa (Muata-Yanvo, oder Muata-ya-Nvo) fand ich von mehr als 300 Kebsweibern umgeben, die gleichsam seine Leibgarde bilden.

[10]) Das Vissandschi benannte Instrument ist auf folgende Weise konstruirt: auf einem, eine Spanne breiten und etwas längern, dünnen Brette sind nebeneinander gegen 30 eiserne Federn aufgespannt, und zwar über einem auf dem Brette querüber stehenden, zollhohen, eisernen Steig, wie bei unseren Geigen die Saiten; hinter diesem Steig sind die Federn an einem Ende befestigt, während sie mit dem freistehenden andern Ende einen spitzigen Halbkreis bilden, indem die äussersten Federn an beiden Seiten des Brettes kaum eine Länge von einem halben Zoll haben, sich aber gegen die Mitte zu stufenweis verlängern. Dadurch entsteht die Abwechslung der hohen und tiefen Töne Die vorragenden Enden der Federn sind geplättet und etwa ein Viertel Zoll breit, und auf diesen Enden wird mit den zwei Daumenfingern gespielt Gewöhnlich ist unter dem Brette, gleichsam als Resonanzboden, ein halber Flaschenkürbiss angebracht, den sie mit beiden Händen fassen, während sie mit den Daumen spielen. Eine geschickte Hand kann ziemlich wohlklingende Töne aus diesem Instrumente hervorlocken, und ich gebe ihm vor allen südafrikanischen Instrumenten den Vorzug

[11]) Bei solchen Gelegenheiten dürfen nur diejenigen, die eine hohe Würde bekleiden, sitzen Jeden Europäer halten sie für einen Edelmann (Erombe) und räumen ihm das Recht ein, sich auf einen Stuhl zu setzen; damit er nun in Ermangelung eines Stuhles nicht gezwungen sei, sich auf die Erde zu setzen, lässt er sich den Stuhl durch einen Sklaven überall nachtragen.

[12]) Hoka heissen die in's Lager ziehenden einzelnen Heerhaufen, gleichsam Bataillone, die ihre eigene Fahne und ihren selbstgewählten Kommandanten haben, sonst aber dem Oberbefehlshaber (Som-an-vita) gehorchen Die Hoka besteht gewöhnlich aus 3— bis 500 Bewaffneten.

[13]) Die Kissoko-Freundschaft ist das engste Freundschaftsband, das unter den Schwarzen vorkömmt, und wird immer mit gewissen Feierlichkeiten geschlossen. Diejenigen, wel-

ehe mit einander aus alter Bekanntschaft oder wechselseitiger Sympathie eine bis zum Tod dauernde Freundschaft schliesssen wollen, laden sich zum Kissoko-Trank ein. Am festgesetzten Tage versammelt sich Jung und Alt aus der ganzen Umgegend im Hause derjenigen, die eine solche Freundschaft eingehen wollen. Hier sättigt man sich zuerst am Kimbombo, dann erklären die zwei Freunde, dass sie gesonnen seien, einer des andern Schicksal zu theilen und deshalb den Kissoko-Trank zu trinken. Hierauf macht der Kimbanda an ihrem linken Arm mit dem Messer einen kleinen Einschnitt, und fängt das aus der Wunde hervorquellende Blut in einer Kalabasse auf. Dieses Blut mischt er dann mit Kimbombo, und das ist der Kissoko-Trank, den die zwei Freunde, indem sie sich umarmen, austrinken. Unter den Kissoko-Freunden besteht eine vollständige Gemeinschaft der Habe, sogar auch der Weiber; in Gefahren verlässt niemals einer den andern, und ihre Treue währt bis zum Tode.

¹⁴) Das sind Lügen Sein Herr, der König von Bailundo, hatte bereits vor mehreren Jahren mit der Regierung von Benguela einen Vertrag abgeschlossen, worin er sich besonders dazu verpflichtete, dass er die landeinwärts mit Waaren reisenden Karavanen, und vorzüglich die Europäer schützen und unterstützen wolle. Unser Held hat wahrscheinlich nur aus dieser Ursache nicht gewagt, seine Krallen auf die Habe der Karavane auszustrecken. Dann hatte er gewiss auch viel weniger Krieger, als er behauptete, denn die Schwarzen pflegen alles zu übertreiben; vielleicht mangelte es ihm auch an Schiessbedarf.

¹⁵) Ngána tembo, oder Ntembo, oder Tembo-a-feka (Herrin oder Königin der Erde) heisst die erste Frau des Häuptlings. Diese theilt so zu sagen immer mit ihrem Herrn die höchste Gewalt und wird vom Volke hoch verehrt. Ja der Ngána tembo wird auch dann noch gehuldigt, wenn ihr fürstlicher Gemahl in Folge irgend eines Ereignisses entsetzt, oder, was noch gewöhnlicher ist, des Lebens beraubt wurde.

¹⁶) Die Olombumbu-Frucht wächst auf einer strauchartigen Pflanze, die kaum drei Spannen hoch ist und mit dem Brombeerstrauch Aehnlichkeit hat, nur dass ihre Stengel nicht stache-

lig sind Die Frucht ist rundlich, so gross wie eine Haselnuss, dunkelblau; das Fleisch derselben ist sehr gewürzig, eher trocken als saftig; der Kern ist mit einer weissen Haut bedekt Diese Frucht kommt im Innern Afrika's überall in dem auf fettem Grund wuchernden Urwald vor

[17]) Einige von denen, die keine Last haben, eilen gewöhnlich, wenn sich die Karavane der Heimat nähert, voraus, um die Annäherung derselben anzuzeigen Auf diese Nachricht beginnen die zu Hause wartenden Familien sogleich das Kimbombo Getränk zu bereiten, damit es bis zur Ankunft der Karavane ausgähren könne. Die Männer, welche sie von ihren Familien auf längere Zeit getrennt hatten, müssen bei ihrer Ankunft, bevor sie sich in das Schlafgemach begeben, die genitalia mit einer gewissen Flüssigkeit waschen, und nach vollbrachter Reinigung macht der Kimbanda mit Kreide das sogenannte Impemba-Zeichen auf ihre Stirn Man ist nemlich der Ansicht, der längere Zeit abwesende Mann könne unmöglich den Umgang mit fremden Frauen vermeiden; damit nun der Zauber, welchen die fremde Frau an dem Manne auf irgend eine Weise ausgeübt haben mag, sich nicht auf die daheim gebliebenen Weiber desselben erstrecke, so ist die erwähnte Ovári olo féka, d h. Korperreinigung nothwendig, die als Gegenmittel das Böse abwendet.

[18]) Die Gährung des Kimbombo geht gewöhnlich binnen drei Tagen vor sich, so dass das Getränk vollständig geniessbar wird; man muss es aber während der nächsten 24 Stunden konsumiren, denn am vierten Tage geht es schon in die Essiggährung über, und bekommt einen sehr schneidenden und unangenehmen Geschmack Die eigentlichen Trinker jedoch haben es gerade in dieser Essiggährung am liebsten

[19]) Jeder Kimbunda trägt an einer um den Hals geschlungenen Schnur mehere kleine Gazellenhörner als Talisman zur Abwehr von allerlei Uebel Zwei von diesen Hörnern dienen gewöhnlich zur Abwehr des Regens. Es geschieht nun häufig, dass der Regen trotz ibres Blasens mit diesen Hörnern nicht anfhört zu giessen, dann glauben sie, dass irgend einer ihrer Feinde mit mächtigern Hörnern bläst, die eine grossere Wirkung auf den Regen haben, als die ihrigen

[30]) Die Libáta (Weiler, Ortschaften) haben in der Mitte einen, gewöhnlich von Häusern umgebenen, viereckigen Platz, welcher J a n g o, d. h. Versammlungsplatz heisst. Auf diesem Platz sind hölzerne Sitze angebracht, in der Mitte desselben ist eine Feuerstelle, an welcher die Gäste empfangen und die Familienangelegenheiten berathen werden.

[31]) Mit dem „Bokuetu" grüsst blos der Mann, die Frau darf dies Wort als Gruss nicht aussprechen, sonst würde sie sich eines grossen Vergehens schuldig machen.

VI. Hauptstück.

Ansiedelung in Bihé.

Mulambo Errichtung meiner Wohnung. Die Dienerschaft. Besuch beim Landesfürsten. Meine Heirat. Geographische und statistische Notizen über Bihé.

Meine Aufgabe, die Bereisung Süd-Afrika's, durfte ich nur dann hoffen, mit Erfolg zu lösen, wenn ich mich zuerst mit der Sprache und den Sitten der Eingebornen vollständig vertraut gemacht habe. Hiezu aber konnte ich nirgends eine bessere Gelegenheit finden, als unter den von einem aufgeweckten und kaufmännischen Sinn beseelten Bihéern. Darum betrachtete ich es als meine Pflicht, die Gunst des Volkes im Allgemeinen durch ein populäres Betragen zu erwerben, besonders aber mir auch die Freundschaft des Fürsten zu sichern, indem ich nach meinen Vermögensverhältnissen seinen Eigennutz und seine Habsucht befriedige.

Nach einer Rast von acht Tagen sendete ich den Kissongo und einige seiner Verwandten zum Fürsten, um ihm das ihm gebührende Mulambo [1] zu überreichen und ihn zugleich zu bitten, er möge mir die Erlaubniss ertheilen, mich in seinem Lande anzusiedeln, wogegen ich ihm versprach, den Gesetzen und Gebräuchen des

Landes gemäss zu leben, dieselben in Ehren zu halten und ein friedliches und ruhiges Leben zu führen. Zur Unterstützung meiner Bitte schickte ich ihm folgende europäische Artikel von guter Qualität als Mulambo: 250 Ellen verschiedene Zeuge; 2 Fässchen Branntwein (100 Halbe), 2 Fässchen Pulver (40 Pfund), 300 Flintensteine, ¼ Ries Papier, 2 Flinten, einen krummen Säbel und zwei feine rothe Wolldecken.

Meine Leute kehrten schon am fünften Tage zurück, begleitet von mehreren Boten des Fürsten, die der Sitte gemäss am Jango warteten, bis ich zu ihnen kam. Nach den üblichen Begrüssungen theilte mir einer von ihnen folgenden Bescheid des Fürsten mit: „Kayáya-Kayángula, Fürst des tapfern Volkes von Bihé, entbietet dir, weisser Mann, seinen Gruss und lässt dir durch uns kund geben, dass er das deinerseits ihm gesendete Mulambo mit besonderer Zufriedenheit empfangen habe; doch mit noch grösserer Zufriedenheit vernahm er die Kunde, dass du die Absicht habest, dich im Schoosse seines Volkes anzusiedeln; hiezu ertheilt er dir nicht nur eine vollkommene Erlaubniss, sondern gelobt dir auch, indem er das in ihn gesetzte Zutrauen gehörig zu würdigen wünschet, dich und alle deine Hausgenossen vor jeder Unbill schützen zu wollen und verbürgt dir jetzt und für die Zukunft seine unbedingte Unterstützung und Freundschaft. Du magst dir also nach Belieben eine Gegend aussuchen, wo du dein Libata ohne Hinderniss erbauen könnest, und alles Land, welches im Umkreise deiner Wohnung noch nicht in Besitz genommen ist, und welches du in Besitz nehmen wirst, wird dein und deiner Nachkommen Eigenthum bleiben. Nur wenn dein Haus errichtet und auch deine sonstigen dringenden

Geschäfte besorgt sein werden, wird es deine Pflicht sein, den Fürsten in seiner Residenz aufzusuchen und ihm deinen Huldigungsbesuch (Paschoúla) abzustatten. „Kamari yo tu bándscha“ (wir haben nichts mehr zu sagen), mit diesen Worten schloss er seinen Vortrag.

Ich bewirthete die fürstlichen Boten mit Speise und Trank, gab jedem ein Geschenk und entliess sie dann.

Am folgenden Tage machte ich in Begleitung meines Kissongo und einiger mit Flinten bewaffneter Männer einen Ausflug in die Umgegend, um mir eine passende Wohnstätte zu suchen.

Das Thal, in welchem das Dorf meines Kissongo liegt, wird, wie ich bereits erwähnt habe, vom Kuitu durchströmt, der hier von Westen nach Osten fliesst; auf beiden Seiten des Thales, die sanft ansteigen, liegen mehrere Ortschaften, und hinter denselben sind die Hügelreihen mit Wäldern bedeckt. Ich machte meinen Ausflug an der südlichen Seite des Flusses, am Saume des damit parallel laufenden Waldes. Die den schön geschlängelten Kuitu einfassenden, gewellten Wiesen erschienen in reizender Gestalt und dehnten sich bogenförmig bis zum Rande des in grösserer Entfernung dunkelnden Waldes aus. Das mit gelben, rothen und weissen Blumen gestickte Laubwerk der verschiedenen Waldbäume bildete einen herrlichen Kontrast mit dem lebhaften Grün der Grasflächen. Im Walde traf ich auf ausgerodete Stellen und angebaute Felder, deren Fruchtbarkeit der üppige Stand des Mais, Maniok und Tabaks und der Bohnen sattsam bewies. Die Natur hat diesen Boden, der aus einem Gemisch von Sand und theils röthlicher, theils schwarzer Thonerde besteht, überall mit einer reichen Vegetation geschmückt; wohin sich

auch mein Auge wendete, überall erblickte es an beiden Ufern des Kuitu herrliche Grasfluren und hinter denselben auf den Hügelreihen hochstämmige Wälder, deren von Moos und Flechten bedeckte Boden durch die verwesenden Ueberbleibsel einer tausendjährigen Vegetation gedüngt war. Kein Wunder, dass ich mich lange nicht entschliessen konnte, welcher Gegend ich den Vorzug geben sollte, bis ich endlich etwas weiter westlich an den in einem muldenförmigen, kaum hundert Schritte breiten, waldlosen Thale von Süden nach Norden fliessenden Vatarara Bach kam, der mit raschem Laufe sich in den Kuitu ergiesst.

„Hier wirst du bleiben!“ — dachte ich bei mir — „es ist unmöglich in dieser Gegend eine anmuthigere Stelle zu finden.“ Nördlich, beiläufig 500 Schritt entfernt, zeigte sich in dem von hieraus sich gleichmässig senkenden Thale der Kuitu; östlich und westlich breitete sich die vom Flusse und vom Wald eingeschlossene offene Grasflur aus; auf der in mannigfaltigen Krümmungen sich hinziehenden Hügelreihe sah man mehrere. von hohen Incenderabäumen eingeschlossene, Ortschaften; südlich wurde der Horizont von einem dichten Urwald begrenzt, der sich am Vatarara Bache entlang dahinzog.

Ich fasste also den Entschluss, an dieser Stelle mein Libata zu errichten. Als ich aber diesen meinen Vorsatz dem Kissongo mittheilte, bemerkte er, dass ich dies nicht thun könne, weil vor einigen Jahren gerade an dieser Stelle ein Hexenmeister hingerichtet wurde, und deshalb die bösen Geister (Kilulu) mich in meiner Ruhe stören, ja sogar mich und meine Familie auch mit Todesgefahr bedrohen würden. Diese Worte erinnerten

mich wieder an den Satz, dass in der Natur überall das Gute und Bose Hand in Hand gehe, und dass die Bewohner dieses schönen und fruchtbaren Landes durchaus keine Aehnlichkeit haben mit den von den Dichtern besungenen unschuldigen und sittsamen Naturmenschen; dass sie im Gegentheil unter der Herrschaft des thörichten Aberglaubens und der blinden Leidenschaften zu blutdürstigen Kannibalen werden, die nach Tigerart einander verzehren. Zugleich erinnerte ich mich an die blutige Scene von Kimhondo. deren Zeuge ich war, und dies verscheuchte sogleich alle meine poetischen Träumereien und erfüllte meinen Busen mit traurigen Vorgefühlen.

Aergerlich fragte ich meine Begleiter: ob die Kimbanda keine Mittel besassen, womit sie die Kilulu bannen und unschädlich machen konnten? Dies bejaheten sie und fügten hinzu, dass, wenn ich mich den von den Kimbanda vorzuschreibenden Opferzeremonien unterwerfen wolle, die bösen Geister für immer von dieser Stelle vertrieben werden, und dass ich, wenn ich von Zeit zu Zeit das Opfer wiederhole, zu jeder Zeit und an jedem Orte vor ihren Verfolgungen geschützt sein würde.[2]

Damit ich mich also in dieser herrlichen Gegend ansiedeln könne, ohne von den abergläubischen Leuten für gottlos verschrieen zu werden, musste ich mir die lächerlichen Zeremonien des Kimbanda, den ich zur Vertreibung der Kilulu holen liess, gefallen lassen. Zum Glück war die Sache bald abgethan. Der Kimbanda schlachtete eine Ziege, bestrich mir mit dem Blute derselben die Stirn und die Brust, und machte mir auf die Arme mit der Kreide die Impemba-Zeichen. Während

dieser Funktionen stiess er mehrere laute Töne aus mit einem Antilopenhorn und schwenkte endlich dasselbe Horn zwei Mal nach jeder der vier Himmelsgegenden. Dann erklärte er, dass nun die bösen Geister, nachdem sie durch ihn gefesselt wurden, nicht mehr dem Libata nahen können, das ich an dieser Stelle errichten werde. Diese wichtige und erfolgreiche Handlung bezahlte ich dem Kimbanda mit einem Schwein und einigen Ellen Zeug.

Die Gegend, die ich mir auf diese Weise auserkoren habe, und die ebenfalls Maschischi Kuitu heisst, liegt eine gute Stunde westlich vom Dorfe meines Kissongo, und fast eben so weit von jedem andern Nachbar entfernt, so dass ich einen etwa eine Quadratmeile umfassenden Grund besetzen konnte, der längs dem Kuitu Fluss aus Wiesen, grösstentheils jedoch aus Urwald bestand.

Ueber die Bauweise dieser Völker habe ich schon an einer andern Stelle gesprochen. Zuerst wird der Grund, gleichviel ob er eine grössere oder kleinere Ausdehnung habe, mit einem Pfahlwerk eingeschlossen, innerhalb dieser Umzäunung wird dann eine grössere oder kleinere Anzahl einzelner, in geringer Entfernung von einander stehender Hütten errichtet. Auch die Wände dieser Hütten bestehen aus Pfählen, die in den Boden getrieben und mit Lehm beworfen werden, während das Dach aus Rohr besteht. Hinter diesen, längs der äussern Umzäunung errichteten, Hütten wird ein grösserer oder kleinerer Zwischenraum gelassen, und jenseits desselben wieder eine Umzäunung errichtet. Innerhalb dieser letztern Umzäunung werden die Wohnungen des Familienhauptes, seiner Weiber und die verschiedenen Wirth-

schaftsgebäude erbaut. Gewöhnlich befindet sich vor der zweiten Ringmauer, im äussern Hofraum, der viereckige Jango mit seinen hölzernen Sitzen.

Auf dieselbe Weise habe auch ich mein Libata errichtet, nur mit dem Unterschiede, dass ich die Umzäunungen nicht, wie gewöhnlich, im Kreise, sondern im Viereck errichten liess. Im äussern Hofraum liess ich für mein Gesinde eine hinlängliche Anzahl viereckiger Hütten bauen; innerhalb der zweiten Ringmauer aber baute ich meine eigene Wohnung, und zwar nach europäischer Art, mit fünf verschiedenen Gemächern; ausserdem liess ich dort auch andere Gebäude, eine Küche, Speisekammer, u. s. w. errichten. Besondere Sorgfalt wendete ich auf die Umzäunungen. Ich liess manndicke, hohe Pfähle von Eisenholz (Ongaye) tief in die Erde graben, und zwar so eng als möglich an einander, und liess sie von der innern Seite mit fest zusammengebundenen Faschinen ausfüllen. Mein Lager glich also einer festen Holzburg; von aussen konnte man durch die Pfahlwand nicht in den Hofraum sehen; die im Hofe befindlichen Bewohner waren also geschützt vor der Gefahr eines im Geheimen abgeschnellten Pfeiles oder einer Flintenkugel; von innen hingegen konnten die Faschinen, welche die Spalten zwischen den Pfählen bedeckten, weggeschoben werden, und die Inwohner konnten so aus einem sichern Orte auf den das Libata bestürmenden Feind zielen und schiessen.

Alle diese Arbeiten gingen rasch von statten; aus der ganzen Umgegend kam eine grosse Menge Volkes herbei und trat für geringen Lohn in meinen Dienst. Einige fällten im benachbarten Walde das zu den Bauten erforderliche Holz, andere behauten und zimmerten

es; die Weiber und Kinder schnitten auf den Wiesen das hohe Gras, banden es in Garben und trugen es herbei. Ueberall herrschte ein reges Leben, eine Thätigkeit und Lustbarkeit; wo ehedem ein odes Schweigen über der Gegend ausgebreitet lag, da erfönten jetzt lärmende Gesänge. Sie wetteiferten mit einander, um die Wohnstätte des Fremdlings je eher fertig zu machen, damit er nicht die Geduld verliere und sein Vorhaben, sich unter ihnen anzusiedeln, aufgebe, was besonders die Frauen sehr bedauert hätten, denn sie würden dadurch die gute Gelegenheit, für ihre Erzeugnisse allerlei schöne Schmucksachen einzutauschen, verloren haben. Auch die Inhaber der benachbarten Libata erwähnten es mit Stolz, dass in ihrer Mitte sich ein Weisser aus Europa (Kindele tya Potu) ansiedelt.

Die Leute, die ich in Dienst genommen habe, arbeiteten so emsig, dass mein Libata mit seinen zwei starken Ringmauern, drei grössern und 50 kleinern Wohnungen noch vor Ablauf eines Monates fertig war. Ich bezog es sogleich sammt meinem Gepäcke, und auch der Kissongo und Kalei sammt Angehörigen schlugen ihren Wohnsitz in meinem Libata auf.

Jetzt musste ich mir das nöthige Hausgesinde verschaffen. Obgleich meine drei Sklaven, der Kissongo und Kalei für meine persönliche Bedienung hinreichend waren, so brauchte ich doch mehr Gesinde. Denn bei diesen Volkern hängen Würde und Ansehen von der Anzahl des Gesindes ab; ohne eine zahlreiche Dienerschaar darf niemand auf allgemeine Hochachtung rechnen. Nun aber musste ich mit einer gewissen Würde auftreten, und brauchte daher mehrere Diener und Dienerinen. Uebrigens kostet auch hier die Aufnahme und der Un-

Google

terhalt des Gesindes sehr wenig Mühe und noch weniger Ausgaben.

Hier kann man sich das Hausgesinde auf dreifache Art verschaffen: durch Dingen, Pfändung und Kauf. Die Leute, die sich freiwillig verdingen, treten auf unbestimmte Zeit und ohne voraus bedungenen Lohn in Dienst; das sind die **Mukuendye**, die als freie Leute in höherem Ansehen stehen [3]) und sich nur zu gewissen Dienstleistungen verpflichten [4]); deshalb stehen sie auch blos unter der patriarchalischen Regierung des Familienhauptes. — Die durch Pfändung erlangten Diener heissen **Hafuka**, sie sind viel nützlicher, als die ersteren. Die Pfändung geschieht auf folgende Weise: Die ärmern Familienhäupter wenden sich, wenn sie ihre Schulden [5]) den Gläubigern aus eigenen Mitteln nicht bezahlen können und keine Lust haben, zur Tilgung derselben ein oder mehrere Mitglieder ihrer Familie gänzlich als Sklaven zu verkaufen, an denjenigen, der europäische Zeuge besitzt, und bitten von ihm die benöthigte Quantität Zeuge als Darlehn, und verpfänden ihm ein oder mehrere Mitglieder ihrer Familie, beiderlei Geschlechts. Oft ereignet es sich, dass der Familienvater sich selbst und alle seine Angehörigen auf diese Weise verpfändet. Solche verpfändete Leute müssen dann wie Sklaven demjenigen, der sie erworben, das heisst, der ihnen die benöthigten Waaren als Darlehn vorgestreckt hat, ohne Lohn dienen; ihr Loos jedoch ist einiger günstiger Umstände wegen sehr verschieden von demjenigen der durch Kauf erworbenen Sklaven. So dürfen sie z. B. nicht, wie die gekauften Sklaven, mit dem Brenneisen gezeichnet werden, der Eigenthümer darf sie nicht verkaufen, sondern muss sie,

sobald sie sich auslösen können, frei lassen. Freilich, müssen sie im Falle des Auslösens die geliehenen Waaren doppelt zurückerstatten.[*]) Endlich sind sie auch den beschämenden körperlichen Züchtigungen nur in einigen seltenen Fällen unterworfen.

Die gekauften Sklaven, die sogenannten **Dongo** oder **Pika** werden wie das Vieh betrachtet, stehen unter keinem gesetzlichen Schutz und hängen blos von der Willkühr ihres Herrn ab.[*]) Sie können ohne weiters verkauft werden, sind den körperlichen Züchtigungen unterworfen, und nur im Falle des Todtschlages muss der Eigenthümer ein geringes Blutgeld dem Landesfürsten entrichten.[*])

Noch war meine Wohnung nicht aufgebaut, und schon drängten sich viele Familienhäupter zu mir und boten mir ihre Angehörigen als Pfand für meine Zeuge an. Ich habe wirklich auf diese Weise eine Anzahl **Hausgesinde** erworben. Aber die Pfandgeber mehrten sich von Tag zu Tag, und endlich war ich gezwungen, sie mit Gewalt fortzujagen: so gross war ihre Anzahl und so lästig ihr Klagen und Jammern; für 30–35 Ellen Zeug waren sie bereit, schön gebaute Burschen und Jungfrauen zu verpfänden.

Ich nahm insgesammt 30 Individuen beiderlei Geschlechts in meinen Dienst; dazu kamen die Familienmitglieder des Kissongo und Kolei, zusammen über 20 Individuen. So bevölkerte ich mein Libata auf die landesübliche Weise.

Aber wie war ich im Stande, eine so grosse Anzahl Gesinde zu unterhalten? so frägt vielleicht der Leser. Dies kann ich ihm leicht begreiflich machen. Zuerst muss ich bemerken, dass die Schwarzen im Allgemeinen

sehr einfach leben und sich mit sehr wenig Nahrung begnügen. Freilich ist diese Mässigkeit nicht die Folge eines bewussten Entschlusses, einer Tugend, sondern vielmehr ein Ausfluss ihrer Trägheit und Nachlässigkeit. Lieber essen sie zwei Tage nichts, als dass sie zwei Stunden lang auf dem Felde mit dem Spaten arbeiten sollten.[9]) Die Männer beschäftigen sich blos mit der Jagd, dem Fischfang, Honigsammeln, Aufbau ihrer Hütten, mit Krieg und Reisen; die segensreiche Feldarbeit ist in ihren Augen eine schändliche Beschäftigung und wird nur von den Frauen verrichtet, die so zu sagen ihre trägen Männer ganz aushalten.

Deshalb betrachtet es jeder erwachsene Mann für seine Hauptpflicht, sich nach seinen Vermögensverhältnissen ein oder mehrere Weiber zu verschaffen, die nach der landesüblichen Sitte das Feld bestellen und so für den Unterhalt des Mannes sorgen. Die Frau verlässt den Mann auch dann nicht, wenn er aus dieser oder jener Ursache in Sklaverei geräth; sondern folgt ihm nebst den von ihm erzeugten Kindern als freie Person an den Ort seiner Bestimmung und erweist ihm fortwährend die ihr obliegenden Dienstesleistungen. Daher heiraten gewöhnlich auch die gekauften Sklaven nur freie Frauenzimmer,[10]) und werden auf diese Weise von ihren Weibern ernährt. Die verheirateten Sklaven kosten also dem Eigenthümer fast gar nichts, mit Ausnahme einiger Ellen Zeuges, die er ihnen zur Bekleidung gibt, — der Slave erhält nemlich jedes Jahr zwei Mal neue Kleider. Ja die Sklaven müssen ihrem Herrn bei jedem Eintritt des Vollmondes eine bestimmte Quantität Nahrungsmittel abliefern: Mais, Bohnen, Wildpret, Honig, und diese Nahrungsmittel reichen gewöhnlich hin zum

Unterhalt der übrigen unverheiratteten Sklaven. Hiezu kommt noch die Fechsung der von den eigenen Sklaven bestellten Felder, welche alle Bedürfnisse des Herrn deckt.

Nachdem ich also meine häuslichen Angelegenheiten geordnet hatte, machte ich dem Landesfürsten meinen Huldigungsbesuch (Puschonla). Am 4. April brach ich in Begleitung mehrerer meiner Leute und mit verschiedenen Geschenken auf nach der Residenz.

Nachdem wir den Wald hinter den Ortschaften von Masehisehi passirt hatten, schritten wir eine gute Strecke zwischen Feldern vorwärts, bis wir den Tschayongo Bach übersetzten und das am jenseitigen Ufer nicht weit von demselben gelegene Dorf Kámboroknta erreichten. Viele von den Einwohnern kamen uns entgegen und brachten uns in netten Kalabassen (Gandya) das erfrischende Kimbombo. Oft nannten sie meinen Namen und bezeugten unaufhörlich ihre Freude darüber, dass ich mich in ihrer Nachbarschaft angesiedelt habe, und versprachen mich, als gute Nachbarn, nach Kräften zu unterstützen. Ich erwiederte ihre Freundschaft mit Dank und einigen Perlenschnüren und setzte meinen Weg fort.

Mehrere Stunden lang marschirten wir in einer gewellten Gegend, wo schöne, hohe Waldungen mit Grasflächen abwechselten; dann stiessen wir wieder auf angebaute Felder und jenseits derselben lag Oiya. Die Einwohner dieser Ortschaft waren sammt ihrem Sekulu auf die Jagd gegangen, deshalb marschirten wir weiter, passirten einen Urwald und kamen gegen Abend nach Pomenge. Hier wurden wir vom Sekulu sehr freundlich empfangen und mit Wildpret und Kimbombo reich-

lich bewirthet. Ich schlief im besten Hause des Ortes. Am andern Morgen brachen wir frühzeitig auf, und kamen auf eine ausgedehnte und sumpfige Grasfläche, die von niedrigem und kärglichem Waldwuchs begrenzt wurde. Diese Gegend war durchaus nicht so anmuthig, wie die, welche wir gestern durchzogen hatten. Mit grosser Verwunderung sah ich, dass die Umgegend der Hauptstadt des Landes, je mehr wir uns derselben näherten, desto unbewohnter und unkultivirter erschien; während des fünfstündigen Marsches trafen wir nur sehr selten einen Menschen auf dem Wege, und in der ganzen öden Gegend erblickten wir nur einige Incenderagruppen, welche die Stelle einer Ortschaft anzeigten. Nachher konnte ich mir die Sache wohl erklären, warum die Umgegend der Hauptstadt so öde und verlassen erscheint. Je entfernter die Bewohner des Landes vom Sitze des barbarischen und willkührlichen Fürsten wohnen, desto gesicherter ist ihr Gut und Blut. Denn die Fürsten dieser Völker, anstatt mit ihrer Macht die Unterthanen zu schützen, pflegen dieselben vielmehr niederzutreten, und vor ihrer unverschämten und unersättlichen Habgier ist kein Gut gesichert, das sie mit ihren Händen erreichen können. Das Landvolk kann sich also nur in einer gewissen Entfernung vom Fürsten einiger Sicherheit und einiges Schutzes vor seiner drückenden Tyrannei erfreuen.

Die Incenderagruppen, die wir schon von weitem gesehen hatten, konnten wir erst nach Mittag gegen 3 Uhr erreichen, in ihrem Schatten breiten sich die rohrgedeckten Hütten von Petala-Mongolo aus. Hier hielten wir Nachtquartier, obgleich Kombála-an-Bihé, die Residenzstadt des Landes, nur etwa 3 Stunden

entfernt war. Auch in Petala-Mongolo wurden wir gastfreundlich empfangen, und der Orts-Sekulu, der, wie man mir berichtete, der Mani-Schave (Schatzmeister) des Fürsten war, erklärte es für seine Pflicht, mich am folgenden Tage in die Hauptstadt zu begleiten, da er es für ein besonderes Glück betrachte, einen Europäer seinem Fürsten persönlich vorzustellen. [1]) Am andern Morgen setzten wir also unsern Weg in Begleitung des Mani-schave fort, und nachdem wir den nahen Petala Bach auf einer halb verrotteten Brücke übersetzt hatten, marschirten wir in einem niedrigen Onfate-Wald weiter. Der schmale Weg führte uns über steile und felsige Anhöhen, und hatte durchaus nicht das Aussehen einer Landstrasse, die in eine Hauptstadt führt. Er war von den Aesten der niedrigen Bäume so überwuchert, dass es den Anschein hatte, als ob er nie von einem Menschen betreten würde. Wir konnten uns nur mit Mühe hindurchwinden und mussten fortwährend auf die überragenden Aeste und Zweige achten, damit sie uns nicht ein Aug ausschlagen. Manchmal kamen wir auf eine Waldblösse, von welcher aus wir die mit ungeheuren Incenderabaumen bekränzte Anhöhe erblicken konnten, auf welcher die fürstliche Residenzstadt erbaut ist. Aber rings umher erschien die Gegend ganz wüste und unbebaut. Doch begegneten wir jetzt schon mehreren Menschen, die daher kamen, oder in die Stadt gingen. Nach 9 Uhr endlich erreichten wir den Graben (kompäkkä), welcher um die Stadt läuft. Hier musste ich vor dem als Eingang dienenden Thore warten, während der Kissongo und Mani-schave hineinzogen, um meine Ankunft dem Fürsten anzuzeigen. Kaum hatte ich mich vor dem Thore gelagert, als eine Menge Einwohner beiderlei

Geschlechtes herbeiströmten und mich umringten, ohne mich mit dem üblichen Bokuetu zu begrüssen, worüber ich sehr erstaunte

Nachdem ich etwa eine Stunde lang gewartet hatte, kehrte der Kissongo von zwei fürstlichen Beamten begleitet zurück. Die Beamten begrüssten mich im Namen des Fürsten und forderten mich auf, in die Stadt zu gehen. Innerhalb des Thores fand ich einen etwa 500 Fuss breiten, und von Incenderabäumen beschatteten Rasenplatz, und jenseits desselben kam ich in schmutzige, enge und krumme Gassen, zu deren Seiten die kleinen, strohgedeckten Häuser enge aneinander, aber ohne Ordnung erbaut waren. Einige Hütten waren mit elenden Umzäunungen eingefasst, andere hatten gar keine Einfriedigung. Die ungeheuren Incenderabäume aber breiteten überall ihre Zweige aus.

Es drängte sich immer mehr neugieriges Volk herbei und füllte die Gassen, so dass wir nur langsam vorwärts dringen konnten. Endlich kamen wir an das sumpfige Ufer eines Baches, welcher die Stadt von Osten nach Westen durchschneidet. Es gab da keine Brücke und man musste knietief im Koth waten. Um mich nicht zu beschmutzen, hockte ich mich auf den Rücken des Kissongo und liess mich hinübertragen. Die umstehende Volksmenge brach darüber in ein heftiges Gelächter aus, und ich rief ihnen etwas ärgerlich zu: warum sie keine Brücke machen? — Hierauf gaben sie mir die gelassene Antwort: „Der Bach trocknet in der trockenen Jahreszeit gänzlich aus, folglich braucht man keine Brücke. Das Bischen Koth aber, welches jetzt vorhanden ist, kann nur mir, der ich Schuhe trage, ungelegen sein.“

Da wir weiter gingen, gelangten wir auf einen vieleckigen, von Incenderabäumen beschatteten, geräumigen Platz, dessen hölzerne Bänke zeigten, dass es der Jango der Hauptstadt sei. Hier forderten mich die Boten des Fürsten auf, mich zu setzen. Bald darauf kam ein anderer Bote und brachte mir die Nachricht, dass seine Majestät heute sehr beschäftigt sei und mich deshalb erst morgen in seiner Wohnung empfangen könne. Unterdessen habe er den Auftrag erhalten, mich sammt meinem Gefolge in seiner Wohnung aufzunehmen, wo ich von den Mühseligkeiten der Reise ausruhen könne. Hierauf führte er mich in ein Haus, nicht weit vom Jango, wo er mir ein ganz neues und ziemlich reinliches Gemach anwies.

Es versammelten sich sogleich viele Menschen in meinem Quartiere und liessen mir wenig Ruhe. Sie schienen sich über meine Anwesenheit sehr zu freuen; manche von ihnen brachten für mich und meine Begleiter Hühner, Maismehl und Kimbombo zum Geschenk, nahmen aber gerne die Kleinigkeiten an, womit ich ihre Geschenke erwiderte.

Am folgenden Tage wurde ich mit meinem ganzen Gefolge in die Wohnung des Fürsten geleitet. Wir durchschritten den Jango und kamen dann in eine breitere Gasse, als die, welche ich bisjetzt gesehen hatte. Am andern Ende dieser Gasse kamen wir wieder auf einen mit hölzernen Bänken versehenen, kleinern Platz, und dann an eine starke Palissadenwand. In der Mitte dieser Wand war ein geräumiges Thor, vor welchem mehrere gut gekleidete bewaffnete Männer theils auf der Erde kauerten, theils auf und ab gingen. Als ich mich dem Eingang näherte, bemerkte ich mit Schaudern eine

Anzahl Menschenköpfe, die mit wahrhaft teuflischer Schönheit und Symmetrie vor dem Thore aufgepflanzt waren, und die theils schon vertrocknet und gebleicht, theils erst vor Kurzem abgeschnitten, ein abscheuliches und schreckliches Schauspiel darboten; und wie die vor der Höhle des Löwen zerstreut liegenden Knochen den Wanderer warnen, dass er forteile, so erweckte auch dieser Anblick den Wunsch in mir, je eher diese entsetzliche Fürstenwohnung verlassen zu können

Durch dieses Thor gelangten wir in eine sehr enge und gewundene Gasse, die theils von Häusern, theils von Holzzäunen gebildet wurde. Ausser einem dumpfen Geräusche konnten wir nichts bemerken. Hie und da zeigten sich um die Hütten einige Menschen, die mich scheinbar ohne Theilnahme und mit vollständiger Gleichgiltigkeit betrachteten. Die schmale Gasse, in welcher wir vorwarts gingen, wurde von andern ähnlichen Strassen oder Gassen gekrenzt, deren Ende wir wegen der Krümmungen derselben nicht absehen konnten. Wir waren bereits einige hundert Schritte in dem Labyrinthe vorwärts gekommen, aus welchem ich allein ohne Ariadne's Faden wol schwerlich einen Ausgang gefunden hätte, als wir an eine Thür gelangten, die sich auf ein von meinen Begleitern gegebenes Zeichen öffnete und auf einen viereckigen, mit hohen Ringmauern eingeschlossenen, kleinen Hofraum führte An einer Ecke dieses Hofes erblickte ich ein hübsch gebautes, viereckiges Gebäude, welches, wie man mir berichtete, die fürstliche Kapelle ist; in der Mitte des Hofes befand sich unter einem dichtbelaubten Guajavenbaum ein Armstuhl, der mit einem Löwenfell bedeckt war; gegenüber der Thüre, durch welche wir eingetreten waren,

sah man eine andere Thür. Uebrigens war ausser meiner Begleitung und dem Thürhüter kein anderes menschliches Wesen zu sehen. Ich setzte mich vor den Guajavenbäumen auf den Stuhl, den ich mitgenommen hatte, meine Begleiter aber kauerten sich auf die Erde.

Nachdem wir eine gute halbe Stunde gewartet hatten, verkündete das Klingen der Schellen die Ankunft des Fürsten. Bald darauf erschien durch die zuletztgenannte Thür ein Mann, der einen Gelengeschweif als Fahne trug; ihm folgte der Fürst mit etwa 20 Begleitern. Der Fürst nahm sogleich seinen Platz auf dem Armstuhl ein, seine Begleiter aber setzten sich auf die Erde. Unterdessen herrschte die tiefste Stille. Der Fürst wendete sich jetzt zu mir und begrüsste mich drei Mal mit dem Bokuetu, welchen Gruss ich ebenfalls drei Mal mit folgenden Worten erwiderte: „Mui Tâta-kullu,“ d. h. auch mit dir, fürstlicher Vater. Hierauf rief die Versammlung mit lautem Händeklatschen: „Néha kuku! néha kuku! taláma housschi! housschi a dyinháma!“, d. h. Sei gegrüsst Herr! mächtiger Lowe! wüthender Löwe! — Nach den am äussern Thor befindlichen Zeichen zu urtheilen, verdient er auch diesen Titel, und ich weiss nicht, ob er oder der vierfüssige Löwe mehr Unheil stiftet. — Dann forderte der Fürst meinen Kissongo, der zwischen ihm und mir auf den Knieen lag, mit dem an ihn gerichteten Worte: Tanga! (erzähle) auf, seine Anrede zu beginnen. Der Kissongo begann nun mit der diesen Völkern eigenen Weitschweifigkeit zu erzählen, wie die Karavane nach Benguela gezogen und von da wieder in die Heimat zurückgekehrt war, und was sie alles auf der Reise erfahren hatte. Seine Rede

zog sich sehr in die Länge und ich hatte genug Musse, das Aeussere seiner Majestät in Augenschein zu nehmen.

Kayáya-Kayángula hat eine hohe und hagere Statur und ein Alter von beiläufig 50 Jahren; seine regelmässigen und offenen Gesichtszüge machen einen angenehmen Eindruck, aber die kleinen, ewig lächelnden, oder vielmehr blitzenden Augen verrathen einen unruhigen, arglistigen Geist. Das Haupt bedeckte ein wie ein Turban aufgebundenes, farbiges Tuch; den Leib umhüllte eine dunkelblaue, weite, herabwallende Tunika, um welche ein weisser, gefranzter Gürtel geschlungen war; von den Schultern hing ein weisser, mit rothen und gelben Streifen versehener Shawl. Als Schmuck hing an einer um den Hals geschlungenen, schwarzen Schnur eine in Gold eingefasste Lowenkralle. In der Hand hielt er einen schön gearbeiteten kurzen Dolch, womit er fortwährend spielte. — Seine Begleitung bestand, mit Ausnahme der zu seinen Füssen sitzenden jungen Sklaven, aus lauter kräftigen und hochgewachsenen jungen Kriegern, die prächtiger geschmückt waren als er selbst; besonders zeichneten sie sich durch die bereits erwähnte Epunta aus, die mit Perlen von verschiedenen Farben reichlich besetzt war. Ihre Waffen bestanden aus langen Schiessgewehren, Assagaien und kurzen hölzernen Streitkolben.

Endlich wurde der Kissongo mit seiner Rede fertig und beschloss sie mit dem üblichen Schlusse: „Kamuri yo tu baudscha.“ (Ich habe nichts mehr zu sagen). Die Rede wurde zuerst vom Dolmetsch des Fürsten [1]) von Wort zu Wort dem zu den Füssen des Fürsten sitzenden Sklaven mitgetheilt, und dieser wiederholte sie dann dem letztern mit leiser Stimme. Das Wesentliche der Rede

bezog sich auf meine Ansiedelung und auf meine Absicht, von Bihe aus die fernern Länder des Innern zu bereisen. Der Fürst hörte die ganze Rede mit grosser Geduld an und drückte dann über alles seine höchste Zufriedenheit aus, indem er hinzufügte: „Du hast mich sehr geehrt, weisser Mann, mit deinem mir geschenkten Zutrauen, indem du der Gemächlichkeit, die du zuhause unter deinen Landsleuten genossen hast [15], entsagtest und zu uns kamst und dich unter uns niederliessest. Darum „vapindukal" (sei willkommen!) Ich nehme dich in meinen Schutz, und wehe dem, der dich an deiner Person oder an deiner Habe zu verletzen wagt; ich ertheile dir hiemit das von unsern Voreltern ererbte Mukombe-Recht (Gastrecht) [16], und meine Völker müssen es anerkennen und achten." — Hierauf klatschte die Versammlung wieder und rief neuerdings: „Néha kuku! taláma boussehi! houssehi a dyinháma!" und damit zeigten sie mir, dass sie den Befehl ihres fürchterlichen Herrn wohl verstanden haben und auch befolgen werden.

Dann stellte der Fürst einige Fragen an mich, über meine Heimat und über die Nation, zu welcher ich gehöre, [17] die ich den Umständen gemäss beantwortete. Ferner drückte er seine Bewunderung aus über die europäischen Fabrikate und über den Umstand, dass die europäischen Völker im Allgemeinen so arbeitsam sind. Besonders konnte er es nicht begreifen, wie die Europäer im Stande seien, ihre Erzeugnisse auf gebrechlichen Schiffen [18] nach allen Welttheilen zu verführen. Zugleich drückte er sein Bedauern aus über die geringen Geistesgaben der Schwarzen, wonach sie nur einige geringfügige Gewerbe zu erlernen fähig sind, und alles Nützliche und Schöne entbehren müssen. In dieser Beziehung

wollte ich seine Meinung berichtigen und stellte die Behauptung auf, dass die erwähnten Mängel seiner Völker nicht so sehr aus ihrer geistigen Unfähigkeit entspringen, sondern vielmehr das Resultat ihrer arbeitscheuen Trägheit seien. Möchten sie nur ihr Loos durch Arbeit verbessern wollen, so könnten sie sich leicht verschiedene nützliche Gewerbe in Loanda oder Benguela unter den Weissen aneignen, mit welchen sie schon seit vielen Jahren in ununterbrochenem Verkehr stehen. Diejenigen, die diese Gewerbe von den Weissen erlernt haben würden, könnten dann zuhause die Ausbildung ihrer Landsleute befördern. So könnten sie zum Beispiel ihre fruchtbaren Felder viel besser kultiviren, und ausser den nothwendigen Nahrungsmitteln genug Baumwolle erzeugen, um daraus Gewebe zu machen, die sie dann mit ebenfalls in ihrem Lande wachsenden Färbepflanzen auch nach Belieben färben könnten.

Er stiess einen Seufzer aus und erklärte, dass er von der Wahrheit meiner Worte überzeugt sei, dass aber die angeführten Dinge wegen der unter seinen Völkern herrschenden Sitten nicht ausführbar wären; „denn — fuhr er fort, auf seine Umgebung zeigend — diese Spitzbuben würden den Fürsten, der so etwas beabsichtigen möchte, für einen Hexenmeister verschreien und seinem Leben mit Eisen oder Gift ein Ende machen. Glaube mir, mein Freund, „Suka vuambira u kindeli va vinyuu kipakn, jetu tui hekokui!" (Gott hat die Weissen zu Herren des Reichthums und der Zeuge, die Schwarzen aber zu armen Teufeln gemacht).

So unterhielten wir uns eine geraume Zeit; endlich gab er mir zu verstehen, dass ich mich in mein Quartier begeben könne; was er mir noch zu sagen habe, das

werde er mir nachher melden lassen Mein Wirth führte mich also auf demselben Wege, auf welchem wir gekommen waren, nach Hause. Hier erschienen bald einige Marimbaspieler, und auf die verlockenden Töne der Musik füllte sich binnen Kurzem der ganze Hof mit Tanzlustigen beiderlei Geschlechtes. Ich liess ihnen einige Krüge Kimbomho vorsetzen, und angefeuert vom Tranke begannen sie ihrer Sitte gemäss zu tanzen.

Gleichwie in Europa die Bewohner der Hauptstädte sich vor den Bewohnern des Landes durch grössere Eleganz, durch glatteres Benehmen und durch zierlichere Kleidung auszeichnen, so finden wir es auch bei diesen rohen Völkern. Auch in Bihé zeichnen sich die Bewohner der Hauptstadt nicht nur durch zierlichere Kleidung, sondern auch durch ein feineres Benehmen und durch angenehmere Konversation vor den übrigen Bewohnern des Landes aus. Namentlich näherten sich mir die Frauen mit grosser Zutraulichkeit, nicht aus Neugierde, wie ich es bisher auf dem Lande erfahren hatte, sondern vielmehr aus Gefallsucht, und fragten muthwillig, nicht nach meinem Namen, denn diesen kannten sie schon, sondern nach meinem Geburtslande und besonders darnach, ob ich verheiratet bin und wie viel Kinder ich habe? Und als sie vernahmen, dass ich noch unverheiratet bin und keine Kinder habe, da wunderten sie sich sehr darüber und wollten es nicht recht glauben und machten die Bemerkung: „Wenn es wahr ist, dass du noch weiblos bist, so musst du dich je eher verheiraten, denn bei uns gilt es für eine Schande, wenn ein Mann von deinem Alter kein Kind hat.“ — Unter solchen Plaudereien forderten mich mehrere mit einiger Zudringlichkeit zum Tanze auf, und ich konnte mich ihrer nur mit Mühe erwehren,

indem ich vorgab, dass ich von der Reise noch sehr müde sei. So liessen sie denn von ihren Bitten ab und gestatteten mir, als ruhiger Zuschauer auf dem Stuhle sitzen zu bleiben. Der Lärm nahm immer mehr zu und wurde mir endlich lästig; ich schlich mich also davon und ging auf den Jango, wo ich mich im Schatten niedersetzte. Die engen und krummen und schmutzigen Gassen der elenden Stadt zu durchwandern hielt ich nicht der Mühe werth; das hervorragendste Gebäude ist die fürstliche Wohnung, aber von aussen kann man auch von ihr höchstens nur die Strohdächer der Hütten sehen, da sie alle innerhalb der hohen Palissaden-Einzäunung sind.

Ich sass eine Weile auf der Bank und sann über die Zukunft meines Unternehmens nach. Das, was ich bisher erfahren hatte, machte mir gute Hoffnungen. Aus meinem Nachsinnen wurde ich plötzlich durch eine von hinten meine Schulter zart berührende Hand erweckt. Ich schaute mich um, und meine Augen begegneten den blitzenden Augen des Fürsten. Lächelnd fragte er: „Enganna Komo lingindati?“ (Herr Komo, was machst du hier?) Vermuthlich hatte er sich mir auf den Zehenspitzen und ganz leise genähert, blos von einem jungen Sklaven begleitet, um mich zu überraschen. Vielleicht wollte er sogar auch meine geheimsten Gedanken erforschen.

Er setzte sich an meine Seite und sagte, dass er auf die Nachricht, dass ich hier allein sitze, zu mir gekommen sei, um sich mit mir über eine sehr wichtige Angelegenheit zu besprechen. Ich dankte ihm für seine Herablassung und erklärte mich bereit zu jeglichem Dienste, den ich ihm in einer billigen Angelegenheit erweisen könne; nur fürchte ich, dass ich ihn nicht gut

verstehen werde, weil ich in seiner Sprache noch nicht hinlänglich bewandert bin. — Dafür habe ich schon gesorgt, deshalb habe ich diesen Sklaven mitgenommen, der unter den Weissen aufgewachsen ist und ihre Sprache gut versteht.[17]) Hierauf gab er dem Sklaven einen Wink und sagte ihm vor, was er mir mittheilen wollte. Aber ich verstand ihn schon recht gut, auch ohne Vermittelung des Dolmetschers. Das, was er mir zu sagen hatte, bestand darin, er lebte in Feindschaft mit den jenseits des Koanza wohnenden Ganguella[18]), und hatte die Absicht, in einigen Monaten sie mit Krieg zu überziehen, deshalb forderte er mich auf, ihm als Freund im Kriege behülflich zu sein, und versprach, den mir gebührenden Antheil an der Beute richtig abstatten zu wollen.

Ich war betroffen über diese unerwartete Aufforderung. Die Neugierde mochte es mir wol als interessant erscheinen lassen, ein Augenzeuge des Krieges zu sein, aber andere Rücksichten machten es mir durchaus nicht rathsam, der Aufforderung Folge zu leisten. Eines Theils sind diese Völker im Kriege sehr blutdürstig und pflegen auch die Unschuldigen und Wehrlosen zu tödten oder als Sklaven wegzuschleppen; anderer Seits hatte ich die Absicht, die Ganguella als friedlicher Reisende zu besuchen; folglich durfte ich nicht mit den Waffen in der Hand gegen sie kämpfen, es sei denn dass ich mein eigenes Leben vertheidigte. Aus allen diesen Rücksichten war ich also gleich entschlossen, das Begehren des Fürsten abzuschlagen. Wie ich es aber anfangen solle, um den Despoten nicht zu erzürnen, das wusste ich augenblicklich nicht. Ich dankte ihm also auf die höflichste Weise für das mir erwiesene grosse Zutrauen, wodurch ich mich so sehr geehrt fühle: doch

— bemerkte ich — die Gesetze meines Vaterlandes gestatten es mir nicht, seine mich ehrende Aufforderung zu erfüllen; übrigens könne ich es auch nicht für gut erachten, dass ich als Fremdling, der ich erst vor kurzer Zeit in's Land gekommen, die Waffen gegen Völker seinesgleichen führe.

„Elende Ausflucht!“ rief er mir schnell in's Wort fallend aus — „der König der Weissen hat hier nichts zu befehlen, folglich brauchst du dich nicht vor ihm zu fürchten. Die Ganguella sind kein Volk meinesgleichen, sondern wahre Hunde, die meine Befehle verachten und die nach dem Innern reisenden Karavanen von Bihé ausplündern [19]); deshalb bin ich entschlossen, sie mit Feuer und Schwert zu vertilgen, so wie ich es vor einigen Jahren mit den Völkerschaften Kanjungo's gethan habe [20]).“ — Dann fügte er hinzu: „Dyikale Komo! ove ku pitimhamba olo vita!“ (Sorge nicht Komo! den Krieg vermeidest du nicht).

Ich gab ihm also eine zustimmende Antwort, denn seine feurig rollenden Augen bekundeten ein zum Jähzorn geneigtes Gemüth, nahm mir jedoch vor, an dem beabsichtigten Kriegszug keinesfalls theilzunehmen, und hoffte von der Zeit einen Ausweg zu erhalten.

Der Fürst überhäufte nun die Weissen wegen ihrer anerkannten Tapferkeit mit Schmeichelworten und geleitete mich nach Hause. Bei unserer Ankunft verstummten plötzlich die Marimba, und die Tanzenden entfernten sich. Der Fürst vernahm es hier, dass ich aus Mangel an Tipoia-Trägern [21]) zu Fuss gekommen war, und bot mir sogleich seinen eigenen Maulesel an, um nach Hause reiten zu können. Ausserdem schickte er uns auch einen

hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln, Rindfleisch und Maismehl.

Am folgenden Tage erschien frühzeitig vor meinem Quartiere ein gut gesattelter, schöner Maulesel. Mit erleichtertem Herzen schwang ich mich in den Sattel und verliess die Löwenhöhle. Wir beschleunigten unsere Reise, und trotz des bald eintretenden Regens erreichten wir schon am folgenden Nachmittag um 4 Uhr die herrliche Gegend von Maschischi Knitu. Wie neugeboren zog ich in meine ruhige Wohnung ein und wurde von dem mir entgegeneilenden und über meine Ankunft erfreuten Hausgesinde mit herzlichen Begrüssungen empfangen.

Die Regenzeit nahete bereits ihrem Ende, so dass ich sie zur Bestellung der Saaten nicht mehr benützen konnte. Ich wartete also bis auf die nächste Regenzeit im Oktober und bemühte mich unterdessen, eine meinem Bedarfe genügende Strecke Landes urbar zu machen. Ich wählte mir in dem meine Wohnstätte umgebenden Urwalde die geeignetste Stelle aus und liess dann alle meine Leute, die zu dieser Arbeit tüchtig waren, Hand anlegen, um den Wald zu klären. Man fällt die Bäume und lässt sie ohne weiters an Ort und Stelle liegen, damit sie während der trockenen Jahreszeit (in den Monaten Mai, Juni, Juli, August und September) austrocknen. Dann zündet man sie an, und die reichliche Asche derselben düngt den ohnehin ausgeruhten Boden noch mehr. Die dicken und harten Baumstämme werden beim ersten Verbrennen nicht vollständig vom Feuer aufgezehrt, verlieren aber ihre Zweige und hindern somit die Saat nicht, sondern unterbrechen sie nur an einzelnen Stellen.

Meine Gesundheit, die das an der Meeresküste herrschende schlechte Klima einigermaassen untergra-

ben hatte, wurde hier, Dank dem gemässigten und gesunden Klima, vollständig wieder hergestellt, und ich erlangte wieder meine ganze europäische Energie. Und weil ich ein beschäftigtes, arbeitsames Leben führte, so bewahrte ich sie auch unversehrt. Einen Theil meiner Zeit brachte ich damit zu, dass ich mit meinen Leuten in die Wette an der Vorbereitung der Felder arbeitete. Aus ihren lauten Spässen konnte ich es entnehmen, dass sie sich nicht genug verwundern konnten, dass ein Weisser, der ihrer Meinung nach einen schwächlichen Körperbau hat[22]), längere Zeit hindurch besser und geschickter zu arbeiten im Stande ist als sie selbst; besonders konnten sie es nicht begreifen, dass ich, ihrer Meinung nach ein so mächtiger und reicher Mann[23]), mich mit einer Arbeit beschäftigen konnte, die doch blos einem Sklaven geziemt. Zu wiederholten Malen sagte ich es ihnen, dass die Weissen zur Arbeit geboren werden und sich schon von der frühesten Jugend an an die Arbeit gewöhnen, und dass, wenn sie, wie die Schwarzen glauben, wirklich reich sind, sie dies einzig und allein ihrer Thätigkeit zu verdanken haben; ohne Arbeit könnten sie nicht einmal ihr Leben fristen. Bei uns müsse jeder arbeiten; das Faullenzen gelte für ein Verbrechen, und ausser der Verachtung, welcher die Trägen unterworfen seien, werde es auch noch von den Gesetzen geahndet. — Hierauf antworteten einige: „Vakemba moine!“ (Das ist sicher eine Lüge), andere aber bemerkten: „Otyo moine Kindeli ia vatopa!“ (es kann wohl wahr sein, die Weissen sind ja Narren). Auch aus diesem ersieht man, dass die Schwarzen das höchste Glück in das ‚dolce far niente‘ setzen, und nur die Sklaven kann man zur Arbeit anhalten; ein freier Mann fühlt

sich schon durch die blosse Aufforderung zur Arbeit verletzt und weist die Zumuthung mit der stolzen Antwort zurück: „Ame ká pika yove!“ (Ich bin nicht dein Sklave).

Ich machte auch mehrere Ausflüge in der Umgegend und bestrebte mich, mir eine gründliche Kenntniss vom innern und äussern Leben der Schwarzen zu verschaffen. Damit ich durch meine zudringlichen Fragen nicht einen Argwohn bei ihnen errege, stellte ich die Behauptung auf, dass ich für ihre Gebräuche und Gesetze eine besondere Vorliebe hege. Und dies suchte ich auch durch meine Lebensweise, insofern es mit dem gesunden Verstand verträglich war, zu beweisen, indem ich mich ihren Sitten anbequemte. So gestattete ich, wenn einer meiner Sklaven erkrankte, dass man, um ihn zu heilen, einen Kimbanda hole, und dass dieser, wenn er, wie gewöhnlich, die Ursache der Krankheit in der Behexung durch böse Geister fand, seine lächerlichen Exorcismen und Quacksalbereien vollziehe. Ferner gestattete ich, dass die Kimbanda, wenn man ein wichtigeres Unternehmen beginnen sollte, zur Vertreibung der bösen Geister das übliche Blutopfer (bikasse) darbrachten, und ich selbst befolgte die bei solchen Gelegenheiten vom Kimbanda vorgeschriebenen Anordnungen, soferne dies ohne Nachtheil für meine Person und Habe geschehen konnte; denn im entgegengesetzten Falle machte ich dem unverschämten Kimbanda die runde Erklärung, dass die Mittel (vihemba) der Weissen mächtiger und wirksamer sind, als die seinigen.

Den Nachrichten zufolge, die ich erhalten hatte, sollte nun der vom Fürsten beabsichtigte Kriegszug in kurzer Zeit stattfinden [24]), und dem gegebenen Ver-

sprechen gemäss musste ich mich bald auch einstellen. Ich sann also auf Mittel nach, wie ich mich ohne schlimme Folgen aus der Schlinge herausziehen könnte. Endlich fasste ich den Entschluss, die Kunstgriffe ihrer aus Lug und Trug bestehenden Religion zur Erreichung meines Zweckes zu benutzen.

Oft klagte ich also meinem Kissongo, dass ich von heftigen Unterleibsschmerzen und fürchterlichen Träumen verfolgt werde, und bat um seinen Rath, wie ich mich von meinem Uebel befreien könnte. Der junge und abergläubische Kissongo erriethes sogleich, dass mein Uebel von irgend einem beleidigten Kilulu herstamme. Dies war ich natürlich sehr geneigt zu glauben, ja ich gestand ihm auch, dass der Kilulu vermuthlich mir deshalb zürnet, weil ich meiner natürlichen Neigung gemäss dem Fürsten, gegen die Gesetze meines Vaterlandes, das Versprechen gegeben habe, an dem Kriegszug gegen die Ganguella theilzunehmen. Der über dies mein Vergehen aufgebrachte Kilulu dürfte sogar meinen vollständigen Untergang bewirken, wenn es mir nicht gelänge, seinen schädlichen Einfluss auf irgend eine Art abzuwehren. — Gewiss ist's so, bemerkte der Kissongo, doch das Unheil kann noch abgewendet werden, wenn du einen Kimbanda rufen lässest und seine Anordnungen befolgst. Der Kimbanda wird dir sicher helfen. — Ich zweifle gar nicht daran, antwortete ich, und du magst die nöthigen Anstalten treffen, damit wir den gewünschten Zweck erreichen; ich bin entschlossen, die Vorschriften des Kimbanda zu beobachten.

Am folgenden Tage erschien der Wahrsager. Mit äskulapischer Ernsthaftigkeit fragte er mich über die Symptome der Krankheit aus. Dann begab er sich mit

seinem Namgombo (Kalabasse mit kleinen Götzenbildern) in Begleitung einiger meiner Sklaven in den Wald, um zu erforschen, was die Ursache meines Uebels sei und wie es abgewehrt werden könne. Nach einigen Stunden kehrte er zurück und benachrichtigte mich mit erheuchelter Besorgniss, dass die auf mich ergrimmten bösen Geister mir nach dem Leben strebten. Doch könne er mit den zu seiner Verfügung stehenden Mitteln ihrem schädlichen Einflusse vorbeugen; nur wäre es nothwendig, dass ich zum Bikasse-Opfer einen Ochsen hergebe. „Dann — fügte er hinzu — werde ich dich mit dem Blute des Opfers bestreichen, und dadurch wirst du aus den Klauen der bösen Geister befreit und ganz gewiss wieder gesund werden. Nur trachte noch durch irgend ein Lösegeld dich von deinem dem Fürsten gegebenes Versprechen los zu machen, denn an dem Kriegszug gegen die Ganguella sollst du keinen Theil nehmen.".

Auf das Ochsenopfer hatte ich schon im Voraus gerechnet, dass ich mich aber auch mit dem Blute desselben bestreichen lassen sollte, daran hatte ich nicht gedacht. Doch unterzog ich mich auch dieser Operation, da ich sah, dass ich auf diese Weise meinen Zweck erreiche. Der Kimbanda schlachtete also den Ochsen, vollzog das Opfer und malte mir mit dem Blute, wobei er allerlei unverständliche Formeln hermurmelte, die Stirn, die Schläfe und die Brust; dann machte er mir auf die Arme mit weisser Kreide die Impemba-Zeichen. Endlich erklärte er, dass mein Uebel mit Stumpf und Stiel ausgerottet sei, und ich von nun an Ruhe haben werde von den Quälereien der Kilulu. Das Fleisch des armen geschlachteten Thieres und einige Ellen Zeug hatten dies Wunder bewirkt, und ich konnte an dem guten Erfolge

des angewandten Mittels gar nicht zweifeln. Einen kleinen Theil vom Ochsen erhielt der Kissongo, das Uebrige trugen der Kimbanda und seine Gehülfen davon.

Jetzt musste ich also noch die Freisprechung vom Fürsten erlangen. Auch dies durfte ich sicher hoffen, mit Hülfe des bisher gut fortgeführten Spieles zu erreichen. Der Kimbanda hatte ohnehin schon die Art und Weise angedeutet. Ich sendete demnach den Kissongo mit dem Opferzeichen, nemlich mit dem in's Blut getanchten Lappen, ferner mit einem Fläschchen Pulver und einigen Flaschen Branntwein zum Fürsten, damit er ihm die Geschenke überreiche, ihn von den Vorfällen, die sich in Beziehung auf meine Person ereignet haben, benachrichtige und zugleich in meinem Namen bitte, er möchte mich meines Versprechens, wegen dessen mich die Kilulu so sehr verfolgten, entbinden und auf diese Weise die grossen Gefahren von meinem Haupte abwenden.

Dies war genug als Instruktion für meinen Kissongo; gewiss hat er nichts verschwiegen. Nach einigen Tagen kehrte er mit der erwünschten Freisprechung zurück. Der Fürst hatte in Anbetracht des Zornes der höhern Macht mit ganzer Bereitwilligkeit mich von der Verbindlichkeit meines Versprechens losgesprochen, und das Geschenk, als Zeichen meines Wohlwollens mit Dank empfangen. „Aber — setzte der Kissongo fort — „ich bringe dir noch eine andere, sehr wichtige, und ganz besondere Botschaft; sie betrifft dein zukünftiges Glück. Wenn du so viel Geduld hast, will ich sie dir gleich mittheilen."

Ich gestehe, die Gnaden spendenden Worte dieser schwarzen Potentaten waren mir schon längst verdächtig, und bei diesen Worten des Kissongo begann ich ein

ernstliches Unwohlsein zu fühlen. Lange sass ich da in stummem Nachsinnen zwischen Furcht und Hoffnung, und konnte es nicht über mich gewinnen, den Kissongo aufzufordern, dass er seine Botschaft vortrage. Er sah meine Besorgniss und ermunterte mich mit folgenden Worten: „Du brauchst keine Furcht zu hegen, Komo! Meine Botschaft kann dir nur Freude und keinen Kummer verursachen, es hängt auch nur von dir ab, ob du es annehmen willst oder nicht.“ Hierauf rief ich ihm ein unwilliges „Tanga!“ zu.

„Der Soha Kayaya-Kayangula“ — begann er — ist, wie ich es aus seinem eigenen Munde vernommen habe, dein aufrichtiger Freund. Da er es hörte, dass du noch ledig bist, entschloss er sich, dir eine seiner Töchter[25]) als Frau zu geben. Die Mutter derselben ist unter den Weissen geboren und aufgewachsen[26]), und hat mit deren Leben und Sitten auch ihre Tochter bekannt gemacht; sie wird dir also eine gute und folgsame Frau sein. Dennoch will der Soha dich durchaus nicht zur Heirat zwingen, sondern macht die Sache ganz von deinem Belieben abhängig.“

Bei uns in Europa hält man es für ein grosses Glück, wenn einer durch Heirat mit einem Machthaber in ein verwandtschaftliches Verhältniss tritt, denn eine solche Verbindung zieht wenigstens materielle Vortheile nach sich, verleiht Reichthum und Würde. Anders ist es bei diesen afrikanischen Völkern. Je mächtiger die Anverwandten der Frau sind, desto mehr kostet der Erwerb derselben, denn der für die Braut zu entrichtende Preis wird nach dem Range ihrer Anverwandten bestimmt. Dann ereignet es sich sehr oft, dass eine so vornehme Frau, im Vertrauen auf die Macht ihrer Anverwandten,

die hier sonst übliche unterthänige Stellung eines Weibes ganz aus den Augen verliert, ihren Mann als wahre Xantippe quält und im Haus fortwährend Hader und Zwietracht stiftet, indem sie die übrigen Weiber des Mannes mit unbeschränkter Gewalt beherrscht.

Aber wie sehr begründet auch meine Bedenken gegen die vorgeschlagene Heirat sein mochten, jetzt konnte ich mich selbst durch Vermittelung aller Kimbanda von Bihé aus der mir gelegten Schlinge nicht mehr befreien, ohne den Zorn des Fürsten auf mein Haupt zu beschwören. Ich ergab mich also und erklärte dem Boten, dass ich, obwohl ich jetzt die erste Kunde von meiner zukünftigen Braut vernehme, folglich eben nicht wissen kann, welches Gefühl sie gegen mich hege, als gehorsamer Diener des Fürsten seinen Antrag ohne Zaudern annehme, und dass seine Tochter wann immer zu mir kommen und in meinem Hause die Stelle der Herrin einnehmen könne. Nur möge der Fürst mit ihm die üblichen Zeremonien und Heiratskosten bestimmen.

In Folge dieser Besprechung erschien also am 29. Mai 1849 meine Braut in Begleitung zahlreicher Sklaven beiderlei Geschlechtes. Nachdem der Kimbanda in ihrer Gegenwart seine vielen lächerlichen und, ich könnte sagen, unverschämten Formalitäten vollzogen hatte, wurde sie mir von ihren zwei Brüdern, bevor ich mit ihr auch nur ein Wort gewechselt hatte, übergeben. Ich nahm sie wie eine unbekannte Waare an. Hier kann ich nur ihr Aeusseres beschreiben.

Ina-Kullu-Osorö (Prinzessin Osoro) hat eine schlanke, hohe und schöne Statur, und ein Alter von etwa 14 Jahren; in ihrem schwarzen Gesicht glänzen zwei grosse, runde Augen, zwischen ihren dicken aufgeworfenen

Lippen zeigen sich schneeweisse, echten indischen Perlen ähnliche Zähne. Ihre Bekleidung besteht aus verschiedenen feinen Zeugen von hellen Farben; das weite wallende Kleid ist um ihre schlanke Taille von einem weissen gefranzten Gürtel umschlungen; ihr Haar ist in unauflösliche, dem gordischen Knoten ähnliche Flechten und Locken abgetheilt und mit vielfarbigen kleinen Perlen geschmückt. Aber von ihrem Halse hing an einer dünnen goldenen Kette ein ebenfalls von Gold gemachtes Kruzifix, und der Anblick desselben flösste Zutrauen und Hoffnung in mein Herz, dass unsere Vereinigung unter dem Schutz des von meiner Brant getragenen christlichen Symbols eine glückliche sein werde.

Das Land Bihé liegt zwischen den 11. und 13° S. Br. und zwischen den 16. und 18° Oe. L. Im Norden wird es von Andulo und Kissendi, im Osten vom Koanza, im Süden von Kiyengo und Kakingi, endlich im Westen von der Bulumbulu Steppe begrenzt, die es von Bailundo trennt. Der Umfang desselben beträgt etwa 800 port. Quadratmeilen, die Anzahl der Einwohner schätze ich mit den unterworfenen Völkerschaften zusammen auf 120,000 Seelen, die alle zum Kimbunda-Stamm gehören.

Folgende Flüsse bewässern das Land; der K o a n z a, der aber nur die Grenze berührt; der K o k é m a, der in der Bulumbulu Steppe entspringt, das Land mit vielen Krümmungen durchströmt und sich in den Koanza ergiesst; der K u t á t u a n B i h é, der in dem südwestlichen Theile des Landes aus den sogenannten Kalu-ampanda Sümpfen entspringt, in nordöstlicher Richtung fliesst und sich mit dem Kokéma vereinigt; der

Kuitu Maschischi, der von den Ebenen von Andulo kömmt, auf seinem südöstlichen Laufe sich mit vielen Bächen vereinigt und mit vielen Krümmungen dem Kokéma zueilt, in welchen er nicht weit von dessen Einfluss in den Koanza mündet; der Kondscho, der im Zentrum des Landes aus Teichen entspringt, von Westen nach Nordosten fliesst und sich in den Kuitu ergiesst. Ferner: der Kascharolanga, Kurindscha und Kaluando, die sich theils in den Kokéma, theils in den Kutätu ergiessen. Ausserdem gibt es noch viele Bäche; die das Land in allen Richtungen durchschneiden und befruchten.

Im östlichen Theile des Landes entstehen während der periodischen Ueberschwemmungen des Koanza mehrere grössere und kleinere Teiche, wie der Novayoulakatai; der Enganda und Kalutscha verdanken ihren Ursprung den Flüssen Kokéma und Kuitu. Aber alle diese Seen haben während der trockenen Jahreszeit wenig Wasser und einen geringen Umfang und verdienen kaum Seen genannt zu werden. Hingegen der in einem tiefen Thale befindliche Oviva See, welchen die waldigen Berge Demba und Kenye umschliessen, hat das ganze Jahr hindurch genug Wasser, und beherbergt viele Krokodile.

Was die allgemeine Bodengestaltung des Landes betrifft, so hat Bihé eine schön gewellte Oberfläche, wo Wälder und Wiesen miteinander abwechseln; der höchste Punkt der Bergzüge befindet sich auf den Anhöhen von Kenye und erhebt sich etwa 6000 Fuss über dem Spiegel des Meeres. *)

*) In der tabellarischen Uebersicht der Kimbunda Länder gibt unser Verfasser die mittlere Höhe des Landes zu 6,800 und die Höhe des Kenye Berges zu 7000 Fuss an, wir müssen also entweder hier oder dort einen Schreibfehler vermuthen. *Anmerk. des Uebers.*

Das Klima ist gesund, eher kühl als heiss, aber einem Europäer, der eine schwächliche Konstitution hat, kann es leicht gefährlich werden, weil sich die Temperatur ausserordentlich schnell verändert. Dieser Temperaturwechsel ist besonders in den Monaten Mai, Juni, Juli, August und September (also im Winter) so schnell, dass das Thermometer, während es um Mittag auf 20—22° R. steht, in der Nacht oft bis auf den Nullpunkt sinkt, so dass sich die Erde mit einem dichten Reif bedeckt. In den genannten Monaten erhebt sich gewöhnlich des Morgens um 9 Uhr der sogenannte „Ofera-yukuenye", das heisst ein starker Ostwind, der so schneidend und trocken ist, dass die Haut an den unbedeckten Körpertheilen Schrunden bekömmt und schmerzliche Wunden entstehen; deshalb pflegen sich die empfindsamern Individuen während dieser Jahreszeit mit grosser Sorgfalt zu kleiden. Eine viel angenehmere und gesundere Temperatur herrscht in den regnerischen oder Sommermonaten, nemlich im Oktober, November, December, Jänner, Feber, März und April. Denn während dieser Monate wird die von den senkrecht herabschiessenden Sonnenstrahlen verursachte Hitze durch die fast täglich, meistens nach Mittag, manchmal aber auch vor Mittag eintretenden Regengüsse gemildert, so dass das Thermometer selten über 25 und nie unter 18 Grad steht, was eine sehr zuträgliche Temperatur ist.

Die Regierungsform des Landes ist eine unbeschränkte Monarchie. Der Herrscher schaltet und waltet nach Belieben mit dem Leben und Eigenthum der Unterthanen; dennoch kann er die alten Grundgesetze des Landes ungeahndet nicht abschaffen und verändern, denn in diesem Falle würde er von den aufgebrachten

Kimbanda als Zauberer ausgegeben werden und müsste sein Vergehen mit einem gewaltsamen Tode büssen. Das Recht der Erbfolge gebührt nicht den Söhnen des Regenten, sondern den Söhnen seiner Schwester[27]) und zwar nach dem Erstgeburtsrecht.

Die Religion des Volkes ist ein krasser Fetischismus, dessen höchster Glaubensartikel ein gutes und ein böses Prinzip aufstellt. Die guten und bösen Wesen werden in der Gestalt verschiedener Gegenstände: Löwen, Panther, Hyänen, Schlangen, Krokodile, u. s. w. verehrt. Doch über diesen anerkennen sie auch ein höchstes Wesen, welches sie Sukn heissen, das jedoch ohnmächtig ist, da es weder belohnt noch bestraft. Jede Familie, oder besser gesagt, jedes Individuum hat einige auserwählte Lieblingsfetische, denen sie oft Thiere opfern, während sie den Götzen, die der Fürst verehrt, zu gewissen festgesetzten Zeiten Menschenopfer darbringen. — Weiter unten komme ich auf diesen Gegenstand noch zurück.

Die Wissenschaften sind bei diesen Völkern ganz unbekannt. Auch in den Handwerken haben sie es nicht weit gebracht. Am weitesten sind sie in der Schmiedekunst vorgeschritten, und sie wissen die Schiessgewehre, jedoch mit Ausnahme des Rohres, ganz gut zu verfertigen. Von der Zimmerkunst und Tischlerei verstehen sie nur eben so viel, dass sie im Stande sind, ihre Wohnungen und einfachen Möbeln (Bettstellen, Sitze, Fenster, Thüren) zu verfertigen. Mehr Geschicklichkeit besitzen sie in der Bereitung einiger groben Gewebe, des sogenannten Maballa und der bunten und netten Matten. Diese zwei Produkte ihres Kunstfleisses sind im Innern sehr gesuchte Artikel; Schade, dass sie sich aus Trägheit so wenig damit beschäftigen.

Eine grössere Thätigkeit entwickeln diese Völkerschaften im Handel, und darin übertreffen sie, man kann es unbedingt behaupten, alle andern Völker Süd-Afrika's. Mit fast unglaublichen Gefahren kämpfend dringen sie bis in die entferntesten Länder des Innern, bei deren wilden Bewohnern sie für die von den westlichen Gestaden mitgebrachten europäischen Erzeugnisse Elfenbein, Wachs und Sklaven eintauschen, die sie dann auf den Markt von Loanda oder Benguela bringen.

Das Land ist in mehrere sogenannte **Soveta** (Bezirke) eingetheilt, welche von eigenen Häuptlingen regiert werden, die jedoch in jeder Beziehung dem Soba (Fürsten) unterworfen sind. Diese Vasallenhäuptlinge der Soveta sind theils Sprösslinge der fürstlichen Familie, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, theils werden sie mit Stimmenmehrheit gewählt, wobei jedoch der Einfluss des Fürsten immer überwiegend ist. Die Erstern führen den Titel: **Sován-erombe**, und die Würde derselben vererbt sich auf ihre Nachkommen; die Letztern werden **Erombe** an **Sekulu** genannt und erhalten durch Wahl ihre Würde.

Im nordwestlichen Theile des Landes erstreckt sich der grosse und alle übrigen an Macht übertreffende Distrikt **Kanjungo** (Soveta Kanjungo); der aus fürstlichem Geblüte stammende Häuptling (Sovan-erombe) desselben hat schon wiederholt mit der gegen ihn aufgebotenen gesammten Kriegsmacht von Bihé siegreich gekämpft. Die Bevölkerung dieses Bezirkes zählt etwa 10,000 Seelen, die in 60 verschiedenen Ortschaften (Libata) wohnen. Der Häuptling residirt in **Kombála-an-Kanjungo**, welcher Ort etwa 2000 Seelen hat, er wird von dem in nordsüdlicher Richtung fliessenden

Songa Bach in zwei Theile getrennt, hat eine starke Palissaden-Einzäunung und einen mit Wasser gefüllten Ringgraben.

Gegen Osten zu liegen die Bezirke Dyindyoya, Dele und Kaluando, zusammen mit 8000 Einwohnern; die bemerkenswerthesten Ortschaften sind die mit Palissaden-Einzäunungen und Gräben befestigten, gleichbenannten Libata der Häuptlinge. Die übrigen grössern und kleinern Libata, deren Anzahl gegen 70 beträgt, sind nicht befestigt.

Südlich liegt der ebenfalls ausgedehnte und wohl bevölkerte Bezirk Kangombe-Kikába, dessen Häuptling ein Sovan-crombe ist. Dieser Bezirk ist das Stammland und Eigenthum der in Bihé jetzt herrschenden Kangombe Dynastie; er zählt 8000 Einwohner, die in 80 Libata zerstreut wohnen. Hauptort und Residenz des Häuptlings ist Kikába, mit 1200 Einwohnern, mit Palissaden und Graben befestigt. Dieser Bezirk ist im Allgemeinen gut kultivirt und fruchtbar. Die ungeheuren Waldungen reichen bis zum Koanza und sind angefüllt mit wilden Thieren. Hier werden die „Kondyo“ genannten fürstlichen Jagden gehalten. Zwei Mal des Jahres versammeln sich die Bewohner des ganzen Bezirkes und halten eine, mehrere Tage lang dauernde Jagd, wobei sie eine unglaubliche Menge Löwen, Leoparden, Unzen und anderes Wild erlegen, namentlich auch die sogenannte Malanka (Antilope elcotragus). Die Jagd dieser Antilopenart interessirt sie um so mehr, weil die Hörner der Malanka als mächtige Werkzeuge für gewisse Zaubereien gelten; doch muss sie trächtig, und ihr Junges ebenfalls ein Weibchen sein.

Südwestlich liegen die Bezirke Mani-Karie, Kâhoa, Kanana, Kitai, deren Häuptlinge Erombe Sekulu sind. Sie haben zusammen eine Bevölkerung von etwa 13,000 Seelen, die in 130 verschiedenen Libata wohnen, worunter die bemerkenswerthesten die gleichbenannten und befestigten Libata der Sekulu sind.

Westlich finden wir die Bezirke Tumba, Kambándi, Kapango, Dyitekomuna und Umbalhé oder Ombale, deren Häuptlinge ebenfalls Erombe an Sekulu sind. Die gesammte Bevölkerung derselben kann beiläufig auf 15,000 Seelen geschätzt werden, die in 150 Libata wohnen. Darunter sind die gleichbenannten Residenzorte der Häuptlinge die bemerkenswerthesten. Im Bezirke Umballe befinden sich die reichsten Eisenwerke des Landes, wo viele Spaten und Hacken verfertigt werden, die weit in's Innere ausgeführt werden, wo sie ein sehr gesuchter Artikel sind. Ja diese Hacken kursiren im Lande auch als Zahlungsmittel, und das Stück repräsentirt einen Werth von etwa 6 Kreuzern.

Gegen Norden erstrecken sich die Bezirke Dumba und Kiteke, deren Häuptlinge ebenfalls Erombe an Sekulu sind. Sie haben zusammen gegen 150 Libata mit 16,000 Einwohnern, die in Folge ihrer wohlbestellten Felder und zahlreichen Rindheerden, die auf den Wiesen weiden, im Allgemeinen wohlhabender sind, als die übrigen Bihéer. Unter den Ortschaften nimmt die erste Stelle ein Kombála-an-Kiteke, Residenzort des Häuptlings, nicht weit vom Teke Flüsschen, mit 2500 Einwohnern, die emsige Kimbálló (Kaufleute) sind. Im Allgemeinen bilden sich hier die am weitesten in's Innere vordringenden Karavanen, gewöhnlich unter der Anführung eines Chefs von Kiteke. Auch mein Reise-

gefährte Murssa, der oftgenannte Karavanen-Chef stammte aus Kombála-an-Kiteke.

Im Zentrum des Landes gibt es zwei Bezirke, die von Prinzessinen (Ina-kullu-soha) regiert werden, der eine ist Ina-kullu-Dele-Kákenye, mit 50 Libata und 6000 Einwohnern; Hauptort Kakenye, befestigt, mit 1000 Einwohnern; der andere ist Ina-kullu-Sake, mit 60 Libata und 8000 Einwohnern. Dieser letztere Bezirk ist grösser und reicher als der andere, der Hauptort heisst Nyenge, am Flüsschen gleichen Namens, mit 1200 Einwohnern. In diesem Bezirk liegt der Landstrich Maschischi Kuita, in welchem ich mein Lager aufgeschlagen habe; folglich bin ich ein Unterthan der Prinzessin Ina-kullu-Sake, der ich auch Tribut zahle.

Die in den aufgezählten Bezirken wohnhafte Bevölkerung ist den betreffenden Bezirkshäuptlingen unterworfen. Ausserdem gibt es noch die Muk-an-djámba (Elefantensöhne) genannte Volksklasse, die aus den Soldaten und Dienern des Fürsten besteht, in 500 Libata zerstreut wohnt und etwa 40,000 Seelen zählt, die nur dem Fürsten gehorchen. Der Hauptort dieser Volksklasse und zugleich die Hauptstadt des ganzen Landes ist das sogenannte Kombála-an-Bibé, die gewöhnliche Residenz des Fürsten, mit starker Palissaden-Einzäunung und Graben; sie wird vom Kivi Bach von Osten nach Westen durchschnitten. Uebrigens hat sie ausser den 4000 Einwohnern und der auf weitem Raume erbauten, eingezäunten und aus vielen strohgedeckten Hütten bestehenden Residenz des Fürsten und seiner mehr als 200 Weiber und Konkubinen nichts Bemerkens-

werthes aufzuweisen, wenn wir nicht etwa die schönen Iucendera Haine ausnehmen†).

Bihé hat einen grossen Reichthum an verschiedenen Thieren. Wir finden daselbst den Löwen (Houssehi), den Leoparden (Ongue), die Hyäne (Kimbungo), die Unze (Enjui, Felis tigrina), den Schakal (Ombulu), den Fuchs (Dyissue), den wilden Hund (Bindschi). Die wilden Hunde halten sich in grossen Rudeln im Walde auf; es sind grimmige und gefährliche Thiere; in Grösse und Statur ähneln sie dem Windspiel, haben eine bräunliche gelbe, bald lichtere, bald dunklere Farbe, hellen fast so wie der gemeine Hund, nur etwas schwächer und schneller. Sie greifen selbst den Löwen an, besiegen ihn durch ihre Zahl, und zerfleischen und fressen ihn bei lebendigem Leibe. Ausser den aufgezählten Thieren kommen vor: mehrere Iltisarten (Kaluschimbe, Kabumba und Kabita), das Ziesel (Jimbi), das Gürtelthier (Okáka, Dasypus tatupeba), der Ameisenfresser (Keke, Myrmecophaga).

Ferner finden wir mehrere Antilopenarten: die Malanka (Antilope eleotragus, Riedbock), sie hat die Grösse einer Kuh, lange gebogene spitzige und unten geringelte Hörner und lange herabhängende Ohren; ihre Farbe ist blassgelb, am Bauche weisslich; sie lebt heerdenweise in den Wäldern. Dann die Nunci (Antilope cervicapra grisea, Hirschziegen Antilope); sie ist noch grösser als die vorige, hat aber kleinere Hörner und eine blasse Farbe. Sie weidet heerdenweise auf sumpfigen Wiesen und eilt bei dem geringsten Geräusche mit Blitzesschnelle davon. Die Schongi (Cervicapra capreolus (?) ist kleiner und schlanker als die vorige; das Weibchen hat keine Hörner; die Farbe ist gelb, auf

dem Rückgrat zieht sich ein schwarzer Streifen bis zum Schweife. Sie lebt heerdenweise auf den am Ufer der Teiche und Flüsse sich erstreckenden sumpfigen Gründen, hat einen sehr scharfen Geruch und flüchtet sich bei dem geringsten Argwohn mit unglaublicher Leichtigkeit über Moorgründe und auch die grössten Ströme durchschwimmend in die Wälder.

Auch von den Gazellen finden wir mehrere Arten; die Eingebornen heissen sie ohne Unterschied „Bambi" oder „Kam-Bambi". Die Gazella enchore ist so gross wie eine Ziege, hat sehr gekrümmte Hörner, der obere Theil des Körpers ist ölfarbig, der Bauch weisslich; die Gazella pygarga (Blessbook) ist kleiner als die vorige, und hat an den zwei Seiten von vorn nach hinten laufende braune Streifen; die Gazella melampus ist grösser als die vorige, hat unten geringelte kleine Hörner, eine röthlichgelbe Farbe und schwarze Füsse. Die Gazellen leben heerdenweise auf den zwischen den Wäldern befindlichen trockenern Grasplätzen.

Das Gelenge (Equus quagga) ist fast so gross wie ein schönes arabisches Pferd, nur noch schlanker; die Farbe ist blass; am Rückgrat läuft vom Kopfe bis zum Schweife ein schwarzer Streifen; die Mähne und der Schweif sind glänzend schwarz; die Haare sind gröber als die des gemeinen Pferdes, an der Seite der kleinen Ohren ragen zwei spitzige dünne Hörner hervor; es lebt heerdenweise. Der Schweif des Gelenge ist bei mehreren Negervölkern das Symbol der Würde und wird als Fahne gebraucht.

Das Inyanyi oder Pakassa (Bos cafer) kömmt in grosser Anzahl vor, besonders auf den vom Kuanza und Kokéma begrenzten nassen Grasflächen.

Hasen (Kandimba) gibt es überall, an Farbe gleichen sie dem europäischen, sind aber kleiner und können nicht so schnell und so ausdauernd laufen.

Von den verschiedenen Affenarten nennen wir den Brüllaffen (Mycetes), ein grosses Thier, mit gelbem Fell, schwarzer Nase, bärtig; ferner den Bärenaffen (Cynocepbalus porcarius), der noch grösser als der vorige und sehr grimmig ist, aber keinen Bart hat. Die Eingebornen nennen die Affen „Sima", den letztern besonders „Sima dyinháma", d. h. wütbenden Affen.

Was die Vögel anbelangt, so finden wir in Bihé von den schon gefiederten nur wenige. Von den Papageiarten kommen nur der schön pfeifende, aschfarbige Psittacus pulverulentus mit seinem blutrothen Schwanze, und der anmuthige, kleine, grüne Perikit (Psittacus passerinus) vor. Von den Raubvögeln finden wir in grosser Anzahl den weiss und schwarz gefiederten, kahlköpfigen, grossen Urubu Geier (Vultur urubu), dann den Vultur aura, und den noch grössern, am Kopfe schwarzen, am Leibe aschfarbigen Vultur papa. Die Geierarten werden ohne Unterschied „Yulambo" genannt.

Die hier vorkommenden schwarzen und aschgrauen Krähen werden gemeinschaftlich „Dyila", die verschiedenen kleinern und grössern Adler aber „Gonga" genannt. Unter den letztern ist der schwarze und am Hals mit weissen Ringen versehene der grösste und misst von einem Flügelende zum andern fast eine Klafter. Der Thurmfalke wird „Kapamba" genannt.

Der Kukuk (Kakupá) ist kaffeebraun, die Flügel sind mit weissen Punkten versehen, Kopfbusch und Schwanz roth. Er weicht sowohl der Farbe als auch der Grösse nach bedeutend von unserm Kukuk ab. Die

Eingebornen betrachten ihn mit grosser Ehrfurcht, schwangere Weiber glauben, dass sie unfruchtbar werden, wenn der Schatten des dahinfliegenden Kukuk's ihren Leib berührt.

Die Wasservögel sind sehr zahlreich, so der rothschnabelige Löffelreiher (Utyuányimba), der geringelte Jabiru-Storch (Tuya, Mycteria), der ein prächtiges weisses Gefieder und am Halse rothe Ringe hat; der Karao (Numenius Carauna) mit weissem und schwarzem Gefieder, so gross wie eine Gans. Alle diese Vögel werden „Imi" genannt. Den hier vorkommenden Storch mit schwarzem Schnabel und langen schwarzen Füssen nennen sie „Panda"; sie glauben, dass seine Galle ein tödtliches Gift sei.

Dem schönen roth gefiederten Flamingo (Anáni) stellen sie wegen der schönen Federn sehr nach, besonders die zum Kampf sich rüstenden Krieger, denn sie machen ihren Kriegsbusch zum Theil aus den Federn dieses Vogels.

Von den Wildenten habe ich hier drei Arten gefunden: die grosse, rothschnabelige Bisamente, die schwarzköpfige Anas dominica und die auch bei uns vorkommende Anas viduta. Die Enten werden ohne Unterschied „Opátu" genannt.

Der äusserst vorsichtige Kamichi-Wehrvogel (Palamedea cornuta, Tálán) kömmt auf den sumpfigen Wiesen am Koanza vor; er wird gewöhnlich mittelst Schlingen gefangen; sein Fleisch ist sehr wohlschmeckend.

Von den Taubenarten finden wir hier die Columba speciosa, Columba minuta, Columba passarina; von den Turteltauben den Turdus olivous und Turdus viridis. Die Tauben werden ohne Unterschied „Rolla" genannt.

Von andern Vogelarten erwähne ich: den Trochilus mango, den schönen gelben Trochilus auritus, Trochilus viridissimus und den kleinen Trochilus ferrugineus; ferner finden wir hier viele Perlhühner (Olokanga), Fasane, Wachteln. Das Jakuhuhn (Yakutinga, Penelope leucoptera) erreicht beinahe die Grösse des Truthuhns; es hat ein rostfarbiges Gefieder, nur am Kopfe ist es schwarz. Des sehr wohlschmeckenden Fleisches halber wird es sehr oft gejagt.

Von den Singvögeln finden wir hier besonders: den angolesischen Kanarienvogel (Canario angolensis); die Emberisa paradisea, welche von den Eingebornen „Onati" genannt wird; den Cardeal (?), die Nachtigall; die Eingebornen nennen diese zwei letztern Arten „Otyipimini"; endlich mehrere Tanagraarten.

Noch sind zu erwähnen: der leicht zähmbare und sehr gelehrige Pfauneiher (Indua), der gemeine Pelikan (Pelecanus onocrotalus, Mupumhumbo) und endlich die vielen Schwalben und Sperlinge (Kandyila). Ein bewanderter Ornitholog würde noch mehrere Arten entdecken.

Von den Fledermausarten nenne ich blos den Vampyr.

Unter den Schmetterlingen zeichnet sich durch Grösse und Farbenpracht der herrliche Papilio Menelaus aus, ferner der veilchenblaue Nestor und die sehr grosse, bunte Phalaena agrippina.

Von den Reptilien erwähne ich das Krokodil (Gándu), die grosse Eidechse (Lacerta teguixin, Gándu-itito), deren Fleisch weiss und wohlschmeckend ist; die grosse Boa constrictor (Boma oder Moma), die ebenfalls grosse, roth gefleckte und mit tödtlichem Gift versehene Rinta *); die Klapperschlange (Andala); die Fararaka oder Vipera atrox (Ombuta); die Cuspideire (Kniba); die lange,

grüne, ganz unschuldige Serpens canaaea (Etulu-landyila); die giftige Cobra capello (Naja-Haje, Dyenge) und die grosse röthliche Wasserschlange (Ondyáva).

In den Flüssen finden wir ausser dem Krokodil auch das Nilpferd (Ongebe) und die Fischotter (Kebi oder Nundu). Von den Fischen finden wir: den Wels (Pondi), die Karausche (Epuri), den Scomber (Mnssota), den Karpfen (Onkandu), den Hecht (Mukongo), u. s. w.

Den grössern Theil des Landes bedecken ungeheure Wälder. Von den verschiedenen Waldbäumen, die meistens gutes Bauholz liefern, zähle ich nur die bekanntern Arten auf:

Der „Ongaye" oder Eisenbaum ist sehr hart, wird von keinen Würmern beschädigt und bleibt Jahrhunderte unversehrt.*)

Der „Páko" oder „Máko" (Viuhatico) ist dem vorigen ähnlich, aber nicht so hart.

Der „Loseha" (Lecythis ollaria) liefert ein gutes Obst; das Holz lässt sich schön bearbeiten und ist sehr dauerhaft

Der „Mussamba" (Cedrus) ist sehr hochstämmig und würde ein gutes Schiff-Bauholz liefern.

Der „Vingolo" (ebenfalls eine Cederart) ist dem vorigen ähnlich, aber erreicht nicht diese Höhe.

Der „Omone" (Ilex) ist mit seinen glänzenden Blättern eine Zierde des Waldes.

*) Im Originalmanuscript wird der Baum bald Ongeye, bald Engnye genannt, ich halte ihn für identisch mit dem Mopanebaum der bekanntlich eine Bauholzspecies ist und vom Kaplande bis fast zum Aequator, besonders in trockenen Landstrichen vorkömmt

Anmerk des Uebers

Der „Kababa“ (Cedrus excelsis) erreicht eine bedeutende Höhe, hat kleine Zweige, die eine rundliche Krone bilden; er würde ein sehr gutes Nutzholz liefern.

Der „Bombolo“ (Mimosa) hat ein dunkelrothes Holz, das sich so glatt wie Marmor poliren lässt, so dass die Tischler es sehr gut benutzen konnten.

Der „Ange“ (Bignonia) hat einen hohen Stamm, der von kleinen rundlichen Zweigen bekränzt wird; das Holz ist sehr hart und bleibt auch in sumpfigem Boden lange unversehrt.

Der „Sayi“ eignet sich sehr gut zu Schnitz- und Drechselarbeiten.

Der Teccabaum (Takula) hat ein marmorglattes Holz, das von rothen und gelben Adern durchzogen ist und von den Tischlern sehr gut benutzt werden konnte; manche Stämme sind ganz roth und liefern eine schöne, duftende, rothe Farbe.

Der „Enteate“- oder Eichenbaum kömmt sehr häufig vor.

Der „Oufatebaum“ (Populus guineensis) bildet auf schlechtern sandigen Landstrichen meilenweite Wälder.

Der „Eudschila Sondi“ oder Drachenbaum (Dracaena draco) kömmt in den Wäldern mit andern Baumen gemischt vor. Die Eingebornen machen einen Einschnitt am Stamme und gewinnen aus dem herausfliessenden Saft desselben eine schöne scharlachrothe Farbe.

Andere Gewächse sind: der Anil-Indigo, welcher hier meilenweite Flächen dicht bedeckt; aber die Eingebornen wissen davon keinen Gebrauch zu machen. Etwas mehr Sorgfalt verwenden sie auf die ebenfalls häufig vorkommenden und ohne irgend eine Pflege wachsenden Baumwollbäume, von welchen sie die Baum-

wolle gewinnen, die sie zur Bereitung einiger Gewebe verarbeiten.

Die niedrigern und im Allgemeinen feuchten Landstriche werden von verschiedenen Sumpfgräsern bedeckt; auf den höher gelegenen Ebenen und in den Wäldern ist das hohe, breitblätterige Sabale-Gras vorherrschend; es liefert ein gutes Futter für das Vieh. In den Wäldern kommen auch mehrere Euphorbienspecies vor, aus deren milchigem, weissem Safte einige südafrikanische Völker mit Hinzumischung von animalischem Gift das Ogio genannte Gift bereiten, in welches sie ihre Pfeile und Wurfspeere tauchen.

Ausser den Genannten kommen noch viele andere Pflanzen vor; ich nenne nur noch die folgenden: Vatsonia rosea, mit herrlichen, runden, rothen Blüthen; Antholsia ringens, mit blauen Blüthen; Vitsenia corimbosa, mit glänzenden, grossen, azurblauen Blüthen; Gnaphalium eximium, mit gelben Blüthen; Myrica cordifolia mit schönen herzförmigen Blättern und weissen Blüthen; Periploca mit dunkelgrünen kleinen Früchten, welche von den Affen sehr gerne gegessen werden; Prothea, Cornus, Bignonia gnidia, Echium, Cliffortia, Calla polygala, Aster, Orobanche, Stapelia, Calandula, Diosma, Selago, Ixia, Oxalis, Iris, u. s. w. Alle diese schönen Gewächse, die wir bei uns nur mit grosser Sorgfalt aufziehen können, blühen hier in ununterbrochener Reihenfolge, verleihen den düstergrünen Wäldern eine mannigfaltige heitere Gestalt und erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen.

Das gemässigte Klima von Bihé eignet sich zur Ziehung der Früchte, die der heissen und derjenigen, die der gemässigten Zone angehören. Aber die dummen

und tragen Bewohner des Landes pflanzen nicht einmal die allergewöhnlichsten an, z. B. die Apfelsinen und Zitronen, sondern begnügen sich damit, was ihnen die Natur freiwillig bietet. Solche Früchte sind: die Ananas, die Banane, die Loscha-, Luhengo-, Vakulankula-, Olomaya-[29]), Olombumbu-[30]), Uapolo-[31]), und Mahuka-Frucht.

Von nützlichen Mineralien habe ich nur das Eisen bemerkt, das sehr häufig und geschmeidig ist. Im nördlichen Theile des Landes gibt es auch Salzwerke, aber das dort gewonnene Salz ist sehr unrein, vermuthlich, weil die Eingehornen nicht gut damit umzugehen wissen.*)

---

[1]) Mulambo heisst die dem Fürsten zukommende Abgabe, die, weil das Geld unbekannt ist, aus verschiedenen in- und ausländischen Produkten besteht, namentlich aus Zeugen, Schiessgewehren, Schiesspulver, Branntwein, Vieh, ferner aus Löwen-, Leoparden und Unzenfellen, aus Spaten und Nahrungsmitteln

*) Der Verfasser zählt als in Bihé vorkommend auch mehrere solche Thier und Pflanzenspecies auf, von denen man bisher glaubte, dass sie blos in Amerika einheimisch sind so z. B die Klapperschlange, die Kolibrivögel u. s. w. Augenscheinlich ist er weder in der Zoologie noch in der Botanik so bewandert — und er gesteht dies in der Einleitung selbst — dass er von den beobachteten Naturobjecten eine präcise und wissenschaftliche Beschreibung geben könnte Um so weniger ist er im Stande, die noch weniger bekannten Thiere und Pflanzen zu bestimmen Aber das müssen wir denn doch annehmen, dass alle die Thiere und Pflanzen, deren einheimische Benennungen der Verfasser anzugeben weiss, in den von ihm beschriebenen Ländern wirklich vorkommen, und in Bezug auf diese kann nur die Frage entstehen, ob er die wissenschaftlichen Namen richtig angewendet habe — Uebrigens sind die Fauna und Flora Inner Afrika's noch ziemlich unerforscht; bis jetzt hat noch kein Zoolog und kein Botaniker von Fach die Regionen Inner Afrika's betreten, Livingstone, Andersson und andere neuere Reisenden haben in dieser Beziehung nur einzelne Beiträge geliefert.

Anmerk. des Uebers.

Diese Naturallieferungen sind die Quelle des fürstlichen Einkommens.

2) Nach der Meinung dieser Völker ist es nothwendig, dass man den Kilulu, die das Schicksal der Sterblichen leiten, wenigstens alle drei Monate ein Mal ein Opfer darbringe, um ihren Zorn zu beschwichtigen. Den Umständen, oder vielmehr den Vermögensverhältnissen gemäss werden Hühner, Ziegen und Rinder geopfert. In gewissen Fällen bestimmt der Kimbanda auch die Farbe des Opferthieres; so muss z. B. ein Krieger, der sich zur Schlacht rüstet, einen schwarzen Hahn oder eine schwarze Ziege oder ein schwarzes Rind opfern, hingegen derjenige, der im Begriffe steht zu heiraten, muss ein weisses Thier schlachten. Das Schwein und Schaf sind keine „Bikasse"-Thiere und werden zu keinem Opfer gebraucht.

3) Die **M u k n e n d y e** reden mit ihrem Herrn immer sitzend und speisen und rauchen in seiner Gesellschaft. Die meinigen liess ich aber nicht mit mir zusammen an einem Tische sitzen, sondern sie speisten auf Matten, die neben meinem Tische auf der Erde ausgebreitet waren, doch wurden sie ebenfalls von meinen Sklaven bedient. Die ältern führen gewöhnlich den Ehrentitel eines Sekulu.

4) Die **M u k n e n d y e** sind meistens Sprösslinge von vornehmen Familien, deshalb werden sie von dem Volke hochgeachtet. Für gewisse Dienstleistungen sind sie sehr nützlich, z. B. auf der Reise, bei den Karavanen, zum Eintreiben von Schulden, zur Schlichtung der Mukano-Prozesse, zum Schutz im Kriege, und vorzüglich in allen Ehrenangelegenheiten.

5) Diese Schulden entspringen meistens aus den Mukano-Prozessen. Derjenige, der in öffentlicher Versammlung verurtheilt wird, muss im Verhältniss zum streitigen Gegenstand eine bestimmte **A p o p o k a M i l o n g a** geben, welche der nachher zu leistenden Geldbusse angemessen ist. Wenn er nun zur festgesetzten Zeit die Geldbusse zu erlegen nicht im Stande ist, so kann die gewinnende Partei für ihre Forderung die Habe eines Dritten in Besitz nehmen, indem sie ihm den eigentlichen Schuldner anzeigt. Dieser wird dann gezwungen, dem beschädigten nicht blos den Schaden zu ersetzen, sondern auch noch eine

bedeutende Geldbusse zu geben Die Partei, die einen Process verloren, kann demnach sehr leicht in den Fall gerathen, dass sie sammt ihrer Familie in die Sklaverei verkauft wird

⁶) Jeder Hafuka muss das Doppelte dessen, was man für ihn gegeben hat, ersetzen und ausserdem noch einen Ochsen und ein Schwein geben; erst dann erhält er die Freiheit. Ich habe immer nur die vorgestreckte Summe zurückgefordert, ohne noch etwas anders für die Freilassung zu begehren Dies hielten sie für ein schlechtes Verfahren, und oft hörte ich die Rüge : „Enganna Komo vátops moine!“ (Herr Komo ist wirklich ein Narr).

⁷) Die Sklaven führen im Allgemeinen ein genug bequemes Leben, denn die Willkühr der Herrn wird sehr beschränkt durch die verschiedenen Gebräuche, welche den Sklaven das Entlaufen erleichtern. Von diesen Gebrauchen wird weiter unten die Rede sein

⁸) Das für einen erschlagenen Sklaven zu zahlende Blutgeld beträgt gewöhnlich einen Ochsen, mit dessen Blut der Kimbande das vergossene Menschenblut abzuwaschen verspricht, ferner 30—40 Ellen Zeug, welche der Fürst für die Verletzung seines souveränen Rechtes erhält Aber wenn der erschlagene Sklave verheiratet war und besonders wenn er, was gewöhnlich der Fall ist, eine freie Person zum Weibe hatte, dann beträgt das Blutgeld viel mehr, wegen den Anverwandten der Frau, und oft zieht ein Todtschlag die Blutrache nach sich

⁹) Diese dummen hochmüthigen Völker betrachten die Feldarbeit für eine so erniedrigende Beschäftigung, dass sich dieselbe, nach ihrer Meinung, nur mit der Unmännlichkeit und Sklaverei vereinigen lasst. Dies bezeugen unter anderm auch folgende Redensarten : „Ove schi hume, kai-ko!“ (Du bist kein Mann, nimm die Hacke in die Hand.); „Tyikále handi ame band scha yove ko kepia vitereka pungo!“ (Warte nur, bald sehe ich dich mit der Hacke in der Hand Mais setzen)

¹⁰) Ein freies Mädchen hält es durchaus nicht für unziemend, sich mit einem Sklaven zu verheiraten, sondern geht ohne Zaudern eine solche Verbindung ein. Denn die Kinder sind

das Eigenthum der Mutter und ebenfalls frei. Deshalb wollen die Sklaven keine Sklavinen heiraten, und auch meine Sklaven wollten es nicht thun, obgleich ich sie wiederholt dazu aufforderte. Dafür haben sie besonders zwei Gründe. Erstens wenn die Frau eine Sklavin ist, dann muss sie einem Andern dienen und erübrigt keine Zeit, die eigenen Felder zu bestellen, folglich kann sie den Mann nicht mit Nahrungsmitteln versehen. Der zweite Grund ist der: wenn beide Eltern Sklaven sind, so werden es auch die Kinder, folglich erstreckt sich dann ihr Zustand auch auf die Kinder und währt selbst nach ihrem Tode noch.

[11]) Der Egoismus und die Habsucht der Schwarzen sind so gross, dass sie zur Befriedigung derselben keine Gelegenheit entwischen lassen; deshalb betteln sie fortwährend mit den niedrigsten Kriechereien und Schmeicheleien um Geschenke, dringen sich dem Fremden als höchst nützliche und unentbehrliche Individuen auf und behaupten dabei, dass sie ihre Dienste ohne Aussicht auf Lohn, blos nur aus Freundschaft anbieten.

[12]) Die Machthaber dieser Völker pflegen im Allgemeinen mittelst eines Dolmetsches auch mit demjenigen zu konversiren, der ihre Sprache versteht. Aber dies findet nur bei öffentlichen Audienzen, oder andern Feierlichkeiten statt; sonst unterhält sich der Fürst ohne Dolmetsch mit dem, der seine Sprache versteht.

[13]) Sie haben die feste Ueberzeugung, dass die Weissen im Allgemeinen ohne Unterschied reich sind, und dass wenn Einer derselben einen Verlust erleidet, die Andern ihn sogleich durch gemeinschaftliche Beiträge ersetzen.

[14]) Wenn dem Fremdling bei der feierlichen Begrüssung der Titel eines M u k o m b e gegeben wird, so erhält er dadurch das unverletzliche Gastrecht, und es gilt für ein Kapitalverbrechen, die Person oder das Eigenthum eines solchen Fremden zu verletzen. Ein solches Verbrechen würden, nach ihrer Meinung, auch die Kilulu nicht ungeahndet lassen.

[15]) Die Völker des südlichen Inner-Afrika glauben im Allgemeinen, dass alle Weissen einer Nation und einem Lande angehören, und dieses Land kennen sie unter dem Namen P o t u

(eine Korruption des Wortes Portugal); den mächtigen König desselben nennen sie Mani-Potu (Muene-Potu). Blos bei einigen mächtigern Fürsten fand ich Spuren einer erweiterten geographischen Kenntniss, und diese machten schon einen Unterschied zwischen dem wahren Mani Potu, dem Herrn der Zeuge, und dem Ingles, d. h. dem Engländer, der mit seinen unzähligen Schiffen die Meere beherrsche und der ein verdammtes Wesen sei, weil er die Verschiffung der Sklaven nicht gestattet, was ihnen, wie sie sich beklagten, einen grossen Schaden verursacht. Endlich hatten sie auch Kenntniss vom brasilischen König, in dessen Land die Sklaven eingeführt werden, und der, wie sie sagen, sich weigert, die englische Prinzessin zu heiraten, weshalb die Engländer aus Rache die nach Brasilien bestimmten Sklaven abfangen und in ihre Heimat schleppen, um sie aufzufressen.

[16]) Der Fürst hatte in seiner Jugend eine Reise gemacht und die grossartigen Schiffe nicht nur von weitem gesehen, sondern auch in der Nähe betrachtet. Er wurde nemlich von seinem Volke mit einem ämtlichen Auftrage zum portugiesischen Gouverneur abgesandt, und erhielt auf dessen Vermittelung die Erlaubniss, an Bord einiger Schiffe zu gehen.— Die Magnetnadel macht auf die Eingebornen einen entsetzlichen Eindruck; sie halten sie für ein von den Weissen erfundenes Zaubermittel, mit dessen Hülfe sie im Stande seien, alles, was sie wollen, zu vollbringen. Wenn ich auf meinen Reisen mit der Magnetnadel Beobachtungen anstellte, so wagte keiner sich mir zu nähern, sondern sie blieben in einer gewissen Entfernung stehen, und riefen oft voll Verwunderung aus: „ Tyâ kindeli monie!“ (Sieh doch die Weissen)

[17]) Die Kimbunda-Häuptlinge pflegen mehrere Sklavenkinder in den portugiesischen Kolonien erziehen zu lassen; sie lernen dort schreiben und lesen und bilden sich auch sonst aus, kehren dann in ihre Heimat zurück, und werden am Hofe als Dolmetsche angestellt. Gewöhnlich aber stehen sie in grosser Verachtung; die hochmüthigen Schwarzen lassen sie an keiner wichtigen Angelegenheit theilnehmen, denn sie fürchten und beneiden sie wegen des Vortheils, den sie durch ihre Ausbildung über dieselben erlangt haben. Oft werden sie der Zauberei be-

schmidigt und getödtet, oder zu den Weissen geschleppt und als Sklaven verkauft

[18]) Die Kimbunda nennen alle östlich jenseits des Koanza wohnenden Völker Gangnella; dies ist ein Spottnamen, wo mit sie ihr wildes und dummes Wesen bezeichnen wollen.

[19]) Darin hatte der Fürst vollkommen Recht, denn diese räuberischen Völkerschaften misshandeln sehr die in's Innere vordringenden Karavanen, benutzen jede Gelegenheit, ihnen zu schaden und fordern oft eine vierfache Kihanda für die Durchreise; widersetzt sich die Karavane, so greifen sie zu den Waffen, erschlagen was ihnen Widerstand leistet, und rauben alles, was sie erreichen können.

[20]) Dies sind auch Kimbunds-Völkerschaften, die zu Bihé gehören, aber unter der Anführung ihres kriegerischen Häuptlings die in Bihé gegenwärtig regierende Kangeme Dynastie mit Entschlossenheit bekämpfen. Der Fürst hat mit Hülfe der Krieger von Bailundo — denn er hatte kein Vertrauen zur Treue der eigenen Völker — bereits zwei Kriegszüge gegen dieselben geführt und Tage lang dauernde, blutige Schlachten mit ihnen geliefert. Obgleich sie das Schlachtfeld behaupteten, so verstand sich dennoch ihr Häuptling zur jährlichen Tributleistung an den Fürsten von Bihé, um dem fernern Bürgerkrieg vorzubeugen.

[21]) Das Tragen der Tipoia ist auf den schmalen Pfaden in den dichten Waldungen sehr schwierig und erfordert eine längere Uebung; deshalb sind gute Tipoia-Träger selten zu finden, obgleich sie es für eine Ehrensache halten, einen Europäer auf diese Weise zu tragen.

[22]) Die Schwarzen sind überzeugt, dass die Weissen sie in Beziehung auf die Geisteskräfte übertreffen, in Beziehung auf die physischen Kräfte jedoch ihnen nachstehen. Den Einfluss aber, welchen der Geist auf den Körper auszuüben vermag, können sie durchaus nicht begreifen.

[23]) Die Völker des Innern halten den Europäer für gleichen Ranges mit ihren Fürsten; deshalb dürfen wir uns nicht wundern, dass sie, in deren Augen die Arbeit als Folge der Sklaverei,

das Fanlanzen aber als Attribut der Würde gelten, sich sehr verwunderten, da sie mich mit der Axt oder Hacke arbeiten sahen.

[24]) Wenn die Bezirkshäuptlinge ihre Untergebenen zum Kriege aufbieten wollen, so pflanzen sie auf dem Jango eine rothe Fahne auf. Die Bewohner des Bezirks versammeln sich nun auf dem Jango, um von dem bevorstehenden Feldzuge nähere Nachrichten zu erhalten, dann begeben sie sich ohne Ordnung in einzelnen Haufen in's Lager, dessen Stelle ihnen angezeigt wurde, und erst dort werden die ordentlichen Höka (Bataillone) formirt.

[25]) Mein Schwiegervater, Kayaya- Kayangula, hat, wie ich es später erfuhr, 17 Söhne und 44 Töchter, fast jedes dieser Kinder wurde von einer andern Mutter geboren. Was mir bei den vielen Kindern am meisten auffiel, war, dass sie alle schöne und wohlgebaute Menschen sind, und an keinem ein auffälliges intellektuelles oder physisches Gebrechen zu bemerken ist.

[26]) Die Mutter meiner Frau heisst Maria Duarte Monteiro und war die Tochter einer Sklavin, die auf dem Gute eines in der Provinz Caconda angesiedelten Brasiliers geboht hatte. Als erwachsene Jungfrau wurde sie von den räuberischen Horden aus Galangue fortgeschleppt und als Preis der Beute dem damaligen Fürsten des Landes übergeben, dessen Beischläferin sie wurde und dem sie eine Tochter gebar. Nach dem Tode des Fürsten kam sie in den Besitz Kayaya's, des jetzigen Fürsten von Bihé, der in Galangua geboren ward, und gebar ihm eine Tochter, die gegenwärtig meine Gattin ist — Am 30. Juli 1854. kam zu mir nach Bihé eine feierliche Gesandtschaft, die von den Fürsten von Galangue und Sambos abgesandt ward, um meinen Sohn, Schah Kilembe Gonga, der 1851 im Lande der Moropu von meiner erwähnten Gattin geboren wurde, zu begrüssen und ihm, als ihrem nahen Verwandten, den Erombe Titel und die mit demselben verknüpften Rechte und Würden zu verleihen.

[27]) Diese Bestimmung der Erbfolge finden wir überall bei den südafrikanischen Völkern, denn, so sagen sie, die wirkliche Herkunft des Kindes ist blos von der mütterlichen Seite gewiss.

†) Von Bihé wussten wir bisher sehr wenig. Die Karavanen Bihé's reisen zwar fortwährend nach Bengoela und Loanda,

dennoch haben auch die dort und etwas weiter im Innern angesiedelten Portugiesen sehr wenig bestimmte Nachrichten über Bihé und die angrenzenden Länder. Benguela ist die Hauptstadt des dortigen Küstenstriches und steht mit dem weiter im Innern befindlichen Caconda in Verbindung, das Gouvernement von Benguela ist in die Distrikte Bailundo, Dombe grande da Quinzambe, Hambo, Galangue, Quilengues e Huila und Bihé eingetheilt. Aber die Herrschaft der Portugiesen über die genannten Länder ist blos eine nominelle. Die Verbindung zwischen den einzelnen Forts und Faktoreien wird vorzüglich nur durch Eingeborene, durch die sogenannten Empacasseiro unterhalten In Angola sind die portugiesischen Ansiedler am weitesten in's Innere vorgedrungen, nemlich bis in's Thal von Kassandsche, in welchem sich gegenwärtig, wie wir von Livingstone erfahren, gegen 40 portugiesische Handelsleute befinden. Diese betreiben aber ihren Handel mit den weiter im Innern liegenden Ländern gewöhnlich nur mit Hülfe der sogenannten Pombeiro, d. h eingeborenen Kaufleute Ja die Generalgouverneure von Loanda erneuern auch jetzt noch zuweilen das alte Gesetz, welches den Portugiesen verbietet, die Grenzen der Kolonie zu überschreiten. Deshalb haben sie von den innern Ländern fast gar keine Kunde. Tams beklagt sich, dass man weder in Benguela noch in Loanda zuverlässige Nachrichten über die innern Gegenden erhalten könne, und Livingstone behauptet, dass noch in der neuesten Zeit aus Angola solche Karten nach Europa gesendet wurden, auf welchen der Kuango und Kuanza nicht als zwei besondere, sondern als ein und derselbe Fluss aufgezeichnet waren, und auf welchen die Lage von Kassandsche so falsch angegeben war, dass sie wenigstens um 100 engl. Meilen von der wahren Lage abwich

Es fehlt uns zwar nicht an Nachrichten über Kongo, Angola, Benguela, Monomotapa, u. s. w., aber alle die grossen Folianten zusammen, die wir von den Missionären erhalten haben, enthalten, wie Cooley sagt, kaum 20 Seiten nüchterner geographischer Berichte, die auf wirklichen Beobachtungen beruhen und frei von Uebertreibung sind Wir besitzen also über das Innere von Afrika im Allgemeinen sehr wenig sichere Daten, und Magyar's Werk liefert uns einen interessanten und werthvollen Bei-

trag, trotz aller Mängel und Unrichtigkeiten, die darin vorkommen mögen.

Wir wollen nun hier die Lage Bihé's, oder vielmehr die Lage der Hauptstadt des Landes näher beleuchten. Magyar schätzt, wie wir oben gesehen haben, die Länge der Karavanen-Route von Benguela bis zum Kokéma Fluss auf 124 port., oder 108⅔ deutsche geogr. Meilen. Von da aus legte er bis Maschichi Kutu noch einen Weg von etwa 6 Meilen zurück, und von da aus erreichte er in zwei Tagen die Hauptstadt des Landes. Wenn wir diesen Marsch von zwei Tagen auf 10 Meilen schätzen, so finden wir, dass Kombála an-Bihé, 140 port. Meilen von Benguela entfernt sei. — Nach Cooley (Vrgl. J. R. Graça's Reise in Inner-Afrika, Mittheil. aus Justus Perthes geogr. Anst. 1856, pag. 310) beträgt bei den portugiesischen Routen die port. Meile, auf geradlinige Entfernung reduzirt, etwas weniger als zwei englische geogr. Meilen, oder genauer: 20 port. Meilen sind gleich 37 engl. Meilen. Wenn wir diese Proportion nehmen, so betragen die 140 port. Meilen, auf geradlinige Entfernung reduzirt, 259 engl. Meilen, d. h. 4⅓ Grad. Benguela liegt, wie wir bereits wissen, unter 13° 30′ Oe. L., folglich würde die Hauptstadt von Bihé den angeführten Daten gemäss, unter 17° 49′ Oe. L. liegen. Nun auf Magyar's Karte ist sie ohngefähr unter 11° 50′ S. B. und 17° 45′ Oe. L. verzeichnet. — Livingstone sagt (p. 426) über Bihé nur, er habe in Sanza, (welche Ortschaft unter 9° 37′ S. B. und 16° 59′ Oe. L. liegt), gehört, dass Bihé von dort etwa 8 Tagemärsche entfernt sei, dass man aber seine Position nicht genau kenne. Tams erhielt in Loanda blos die Angabe, dass Bihé von dort 300 port. Meilen entfernt sei. Auf Cooley's Karte von 1852 (Inner-Africa laid open) liegt Bihé unter 12° 10′ S. B. und 17° 20′ Oe. L. Alexander de Silva Texeira, den Cooley anführt, rechnet von Benguela über Quisange (Magyar's Kissandschi), Quibuila (Kibála), Bailundo und Bihé bis zum Quanza (Koanza) 148 port. Meilen. (Texeira's Route scheint demnach nördlicher zu liegen als die, welche von Magyar eingeschlagen wurde). R. J. Graça reiste im J. 1843 von Angola nach Bihé. Er verliess Bango Aquitamba, eine Missionsstation am Flusse Zenza im Distrikt Oolnngo Alto, den 24. April und erreichte nach 7 kurzen Tagemärschen

Ambaca am Flusse Lucála Die Entfernung schätzt er auf 15 port. Legoas, Cooley aber reduzirt sie auf 25 engl geogr. Meilen. Von Ambaca legte er in 6 Tagen 23½ Legoas zurück und erreichte den Lombe (Lombo), wo da kam er in 4 Tagen, in welchen er 22 Legoas zurücklegte, an den Cuje (derselbe Fluss, den Livingstone Quize, andere Reisende Cuic oder Cuiye nennen) Von dem Cuje gelangte er in 6 Tagen, in welchen er 37½ Legoas zurücklegte, an den Loando, von hier erreichte er in 4 Tagen Cologo am Quanza, und längs des Ufers dieses Flusses weiter gehend, in 3 Tagen den Sitz des Häuptlings Capella, 33 Legoas vom Loando. So hatte er 131 port. Legoas, oder in gerader Linie, nach Cooley's Rechnung, 242 engl Meilen in 30 Tagen zurückgelegt Nachdem er den Koanza überschritten hatte, kam er nach Banza, dem Dorfe des Camexe (Cameshe), eines der mächtigsten Benguela'schen Häuptlinge, und erreichte nach weitern zurückgelegten 12 Legoas die Stadt dieses Häuptlings Von Camexe ging Graça 6½ Legoas weiter zu Camathia, dem Sohne des Häuptlings, und kam bald an den Cunge. Nachdem er diesen Fluss überschritten hatte, erreichte er in 2 Tagen (9 Legoas) Calungo im Lande Bihé. Der Cunge trennt Bihé von Quisseude (Kisseudi), welches Land südlich von Camexe liegt Von Calungo ging Graça nach Boã Vista, der portugiesischen Faktorei, und von da nach Caquenba (Magyar's Kakenye), welches von Boã Vista etwa 3 bis 4 Legoas entfernt ist. Cooley vermuthet nun, dass, wenn die Portugiesen von einem Orte Namens Bihé sprechen, der im Lande so genannt werde, sie ihre eigene Niederlassung darunter verstehen oder vielleicht die Residenz des obersten Häuptlings, die man als in der Nähe der Faktorei gelegen annehmen darf; und schliesst aus Wahrscheinlichkeits-Gründen, dass Graça's Boã Vista oder sein Caquenha das Bihé ist, welches Senhor Lopes de Lima in etwa 12° 57′ S. Br. und 16° 16′ Oe. L setzt. Caquenha oder Kakenye liegt wirklich in der Nähe der jetzigen Hauptstadt, Kombála-an-Bihé. — Viele Verwirrung entsteht daraus, dass man oft die Stadt vom Lande nicht gehörig unterscheidet In den meisten Karten ist Bihé als Ort angegeben, auch Livingstone spricht von einer Bihé genannten Ortschaft. Daraus entsprungen auch die abweichenden Positions-

Angaben Aus Magyar's Berichten erfahren wir nun mit Bestimmtheit, dass der Hauptort des Landes Kombále-en-Bihé, d. h fürstliche Residenz von Bihé genannt werde Wenn Lopes de Lima unter Bihé diesen Ort gemeint hat, so glaube ich, dass er sich in der Bestimmung der Position desselben geirrt habe, denn den angeführten Berichten gemäss, kann Kombála-an-Bihé wol kaum westlicher, als in 17° Oe L gesetzt werden. Aber eben so unrichtig scheint mir die Position von Caquenhe, wenn darunter Magyar's Kakenye verstanden werden soll, auf Esq James Macqueen's Karte (The Journal of the Royal Geogr. Society, vol XXVI.), welches dort beiläufig in 18° 30′ gesetzt ist. Diese Position ist gewiss um mehr als einen Grad zu weit östlich. *Anmerk. des Uebers.*

[28]) Die „Riuta" ist eine ungeheuer grosse, giftige Schlange, die in feuchten Walddickichten häufig vorkömmt; ihrem Körperbau nach stimmt sie ganz mit der Boa constrictor überein, nur hat sie einen flachen Kopf, so wie die Klapperschlange Sie ist mit länglichen, rothen und weissen Würfeln gefleckt, am Rücken aber ganz fahl Oft erreicht sie eine Länge von 20 und mehr Fuss und eine verhältnissmässige Dicke, und ist in Folge ihrer Stärke und ihres Giftes ein doppelt fürchterliches Ungeheuer. — Im J 1854 habe ich dem in Loando verweilenden deutschen Naturforscher Friedrich Welchs eine 8 Fuss lange, lebende Riuta zugeschickt, der, wie ich hoffe, eine wissenschaftliche Beschreibung davon veröffentlichen wird.

[29]) Die Olomayn-Frucht hat einen harten Kern und ist blau, klein, süss; der Baum ist niedrig, hat ausgebreitete Zweige, länglich schmale, fein gezähnte, grellgrüne Blätter.

[30]) Die Olombumbu-Frucht wächst auf der Periploca, ist roth, hat wenig Fleisch und einen säuerlichen Geschmack.

[31]) Die Uepolo-Frucht hat äusserlich viele Aehnlichkeit mit einer Pomeranze, nur ist ihre gelbe Schale hart, das Fleisch aber ist weiss und in einzelnen Tuberkeln vertheilt, deren jede einen gelben, länglichen Kern hat Im reifen Zustand ist ein Drittheil dieser Frucht flüssig, wie bei der Kokusnuss, aber nicht im Innern des Fleisches, sondern ausserhalb. Sie hat einen süss-säuerlichen Geschmack, und wirkt als starkes Laxirmittel.

VII. Hauptstück.

Die Kimbunda Nation und ihre Gebräuche.

Ursprung der Nation. Die Pakasséro. Der Soma oder Soba und seine Einsetzung. Kokaimba dyipunda. Ouri-kongo. Politische und andere Institutionen. Ersatzmittel des Geldes. Handel. Landbau. Viehzucht. Lebensweise des Volkes.

Ohne Zweifel ist das Kimbunda Volk eines der ausgezeichnetsten und mächtigsten Völker in Süd-Afrika, nicht sowol durch seine Zahl und durch die Ausdehnung seiner Länder, als vielmehr durch seine geistigen Fähigkeiten. Die Kimbunda sind tapfer und kriegerisch; in blutigen Schlachten haben sie über ihre Nachbarvölker gesiegt, und wenn sie dieselben auch nicht für immer unterwarfen, so beraubten sie wenigstens dieselben und machten sich ihnen als Sieger furchtbar. Andererseits treiben sie einen im Innern weit ausgedehnten Handel, dringen bis zu den entlegensten Völkern vor und kaufen für die von denselben eingetauschten Produkte bedeutende Quantitäten von europäischen Waaren.

Sie halten einen innerhalb 5½ Breitegraden und 5 Längegraden sich ausdehnenden Landstrich besetzt und bilden viele, von einander unabhängige, kleinere und

grössere Staaten. Ich werde diese Länder weiter unten spezieller beschreiben.

Ihren Traditionen zufolge sind ihre Voreltern vor etwa 300 Jahren aus dem fernen Nordosten, aus dem Lande der Moropu nach Westen gewandert. Es waren blutige Kriege unter ihnen ausgebrochen und in Folge dieser innern Zwistigkeiten verliessen sie unter der Anführung zweier Häuptlinge, Kangonri's und Schakambundi's, ihr Vaterland, kämpften ununterbrochen mit den Völkern, durch deren Gebiet sie zogen, und die ihnen an Rohheit und Wildheit glichen, und kamen so an den Luando, an dessen Ufern sie sich im Lande der jetzigen Massongo niederliessen. Da sie an das Blutvergiessen und Rauben gewöhnt waren, verachteten sie den Ackerbau und lebten blos von Raub und Plündern, bis sie in den fortwährenden Kriegen ihre nächsten Nachbarn ausgerottet hatten. Nun konnten sie ihre anthropophagischen Gelüste nicht mehr an den Gefangenen, die sie im Kriege mit andern Völkern raubten, befriedigen und suchten diesen Abgang aus ihrer eigenen Mitte zu ersetzen. Ihre unmenschlichen „Kesila"-Gesetze lieferten ihnen auch genug Opfer, aber die kannibalischen Wilden begnügten sich damit nicht, trennten sich in mehrere Horden und zerfleischten einander in blutigen Schlachten; und hätte ein unerwarteter Umstand den innern Kriegen nicht einen Damm gesetzt, so würden sich die Wüthenden einander aufgerieben haben.

Mehrere der vornehmern Krieger wurden endlich des unmenschlichen Treibens satt, oder besser gesagt, sie befürchteten, dass, wenn die Kraft des in ewiger Revolution befindlichen Volkes durch die innern Kriege gebrochen werde, es jedenfalls eine Beute der oft belei-

digten Nachbarn werden müsse. Sie sannen also auf Mittel nach, wie sie die Nation vom gänzlichen Verderben retten könnten. Zu diesem Zwecke hielten sie es für notbwendig, die unter ihnen herrschende Anthropophagie abzuschaffen und das Volk an eine rubigere Lebensweise zu gewöhnen. Die Gleichgesinnten stifteten nun einen Bund und bildeten den geheimen Verein der Pakassêro, dessen Einrichtung in mancher Beziehung der der Freimaurer ähnlich war, und der die Einführung der nützlichen und nothwendigen Neuerungen bezweckte. Damit die Verbündeten ihren Zweck erreichten, mussten sie ihre Schritte im Geheimen und in der grössten Stille thun, wegen den gefürchteten Jaga[1]), die auf das Volk einen grossen Einfluss ausübten, es als Wahrsager in den Banden des Aberglaubens gefesselt hielten und das Schicksal desselben nach Willkühr lenkten. Die Mitglieder des Vereins wurden aus den tüchtigsten Kriegern auserkoren, die nur nach und nach in die Mysterien eingeweiht und erst nach bestandenen drei schweren Proben in den Orden der Pakassêro aufgenommen wurden.

Derjenige, der die Einweihung erhielt, musste sich mit einem furchtbaren Eid verpflichten, die mit den Zeremonien verknüpften Geheimnisse treu zu bewahren und die betreffenden Dienste zu leisten.[2]) Damit der anfangs noch schwache Verein keinen Argwohn bei den lauernden Jaga errege, gaben die Mitglieder desselben vor, dass sie sich blos zur Jagd des Pakassa-Thieres verbanden, da sie entschlossen wären, kein Menschenfleisch mehr zu essen und sich blos von dem Fleische der im Wald lebenden wilden Thiere zu ernähren.

Da der Verein seine Maassregeln immer sehr geheim hielt, so gelang es ihm, binnen kurzer Zeit sich durch Hinzutritt von neuen Mitgliedern bedeutend zu verstärken. Nun forderte der Soba[2]) das Volk öffentlich auf, dem Nomadenleben zu entsagen, sich fest anzusiedeln und sich von den Erträgnissen der Jagd, Fischerei, Viehzucht und des Ackerbaus zu ernähren. Aber die blutdürstigen Jaga befürchteten, dass in Folge dieser Neuerungen ihre Macht und ihr Einfluss auf das Volk sich vermindern würden, wiegelten das Volk gegen die Pakasséro auf und suchten mit Waffen in der Hand die beabsichtigte Neuerung gleich in ihrem Keime zu ersticken. Die Feindseligkeit der zwei Parteien wurde nun die Veranlassung zu vielen blutigen Kämpfen. Vollständig konnte aber keine von beiden siegen. Da endlich die Pakasséro einsahen, dass sie nicht im Stande seien, die ganze Nation für ihre Ansichten zu gewinnen, fassten sie den Entschluss, mit ihren Anhängern das Land zu verlassen und eine neue Heimat zu suchen. Fast die Hälfte der Nation erkannte den Soba an, und wanderte unter seiner Anführung nach Südwesten. Sie setzten über den Koanza, liessen sich nicht weit von diesem Flusse im Lande der jetzigen Malemba und Kissendi Massongo nieder und erlernten dort den Ackerbau. Mit der Zeit vermehrten sie sich in ihrer neuen Heimat zu sehr und trennten sich in mehrere Abtheilungen, die ihre eigenen selbstgewählten, unabhängigen Soba hatten, unter deren Anführung sie die südlich und westlich wohnenden Völkerschaften sich unterwarfen und sich mitten unter ihnen ansiedelten. Eine dieser Abtheilungen zog unter der Anführung eines gewissen Bihé nach Süden,

besiegte die am Kokéma wohnenden Ganguella und begründete das jetzige Bihé.

Die daheim gebliebene Partei der Jaga war in Folge der ausgezogenen Pakassèro bedeutend geschwächt, vermischte sich nach und nach mit den benachbarten Völkern und nahm die mildern Sitten der letztern an. Dennoch behielt sie ihren kriegerischen Geist und wurde deshalb von den andern Völkerschaften als herrschender Stamm anerkannt. Endlich liess sie sich im Kassandschi Lande, am Kuango Fluss nieder, wo gegenwärtig das Reich des berühmten Jaga von Kissandschi besteht, dessen Einwohner ebenfalls, so wie ihre nach Süden ausgewanderten Brüder, im Kriege und Handel die übrigen afrikanischen Völker übertreffen.

Der Ackerbau und Handel, jene mächtigen Hebel der menschlichen Zivilisation, haben bisher noch nicht vermocht, die Sitten dieser einst wilden und menschenfressenden Völkerschaften zu mildern; seit langer Zeit sind schon bei ihnen der Landbau und Handel eingeführt, und doch huldigt ihr blutdürstiger Trieb auch jetzt noch vielen entsetzlichen Gebräuchen; ja sie sind viel unmenschlicher, als irgend ein anderes, von mir besuchtes Volk in Inner-Afrika, das mit den Weissen sehr selten verkehrt. Obgleich meine europäischen Leser geneigt sein werden, eine Uebertreibung in der Schilderung der Sitten und Gebräuche dieser Völker zu vermuthen, so kann ich doch mit Bestimmtheit behaupten, dass ich nicht nur nicht übertreibe, sondern im Gegentheil einige ihrer höchst unmoralischen Gebräuche mit Stillschweigen übergehe, um so mehr, weil die Erinnerung an diese ihre Gebräuche auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, und weil ich mit ihnen in einem

verwandtschaftlichem Verhältnisse stehe und selbst Kinder habe, deren Mütter Mitglieder dieser Völker sind.*)

Die Kimbunda Fürsten führen den Titel Soma oder Soha[4]. Sie gelangen durch Erbschaft nach dem Erstgeburtsrecht zur höchsten Würde, und halten sich immer strenge darnach, so dass sie nicht über die Leichen der Verwandten zum Throne zu schreiten branchen, wie dies so oft bei den türkischen Sultanen der Fall war.

Sobald sich die Nachricht vom Ableben des Soba [5]) im Lande verbreitet, entsendet der Adel sogleich eine feierliche Botschaft zu dem bewussten Nachfolger [6]),

*) Magyar's Berichte über die Sitten und Gebräuche der Kimbunda stimmen in vieler Hinsicht mit den Erzählungen der ältern Portugiesen überein. Das Volk der Jaga (Schagga, Giaga, Jagga), mit welchem Battel zuerst in der Nähe der Kehbal am Cavo (Cavaco) Fluss zusammentraf, wird von den portugiesischen Reisenden und Missionären des 16 und 17. Jahrhunderts sehr oft erwähnt. Schon Battel nennt die Jaga die grössten Kannibalen von der Welt, die das Menschenfleisch mit Wollust verzehren. Auch Cavazzi erzählt schauderhafte Dinge von ihnen. Ferner behauptet Cavazzi, dass es im Innern, östlich von Kongo viele Völkerschaften gebe, die Menschenfleisch essen, wie die Kongo-riamulazza jenseits des Zaire. Livingstone enthält auch einige Notizen, die sich speziell auf die Kimbunda beziehen; doch sind diese Bemerkungen ziemlich vag und beruhen blos auf Hörensagen. Er traf auf seiner Route blos einige Handelsleute aus Bihé. Ueberhaupt ist der Theil seines Werkes, welcher die westlich vom Kasai gelegenen Länder und ihre Völker behandelt, sehr mangelhaft, denn sein leidender Zustand erlaubte ihm nicht, gründlichere Nachrichten über jene Gegenden zu sammeln. Diesem Umstande glauben wir es auch zuschreiben zu müssen, dass er auf seiner Reise und selbst in Loanda von Magyar und dessen Reisen keine Kunde erhalten, und deshalb seiner mit keiner Silbe erwähnt. Uebrigens finden wir in Livingstone's Reisewerk viele zerstreuten Berichte und Bemerkungen über das Leben, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Negerstämme, mit denen er in nähere Berührung kam, die mehr oder weniger mit Magyar's Erzählungen übereinstimmen. Aehnliche Berichte finden wir in Wilson's (Western Africa, its History, Condition and Prospects) und Hutchinson's Werken, woraus hervorgeht, dass die Neger im nördlichen und südlichen Afrika viele gemeinschaftliche Anschauungen und Gebräuche haben. *Anmerk. des Uebers.*

macht ihm Anzeige von seiner Erhöhung und bittet ihn zugleich, er wolle einen Tag bestimmen, an welchem die Vorsteher des Volkes ihm ihre Huldigung darbringen können. Hierauf begibt sich der neue Fürst in Begleitung der Erombe und Sekulu auf das Feld in der Nähe der Hauptstadt, schlägt dort sein Lager auf und wartet die Vollziehung der mit seiner Einsetzung verbundenen Feierlichkeiten ab. Diese Feierlichkeiten beginnen stets mit der Beerdigung des verstorbenen Fürsten und dem damit verknüpften Opfer.

Der Leichnam des Fürsten wird in eine frische Ochsenhaut eingenäht und mit grossem Geleite, woran blos Männer theilnehmen dürfen [7], und unter fortwährenden Flintenschüssen auf den, ausserhalb der Stadt gelegenen, Beerdigungsplatz getragen, wo der Leichnam nach Beendigung der vielen abscheulichen und zum Theil lächerlichen Zeremonien der Wahrsager in ein tiefes Grab gesenkt wird. Dann beginnt der schon grösstentheils trunkene Leichenzug um den hoch aufgeworfenen Grabhügel, den Dolch in der Hand und mit wildem Geschrei, zu tanzen; während des Tanzes werden mit teuflischer Schadenfreude die zum Opfer bestimmten Sklaven getödtet. Und nur dann glauben sie, dass der Nachfolger seine Schuldigkeit dem verstorbenen Vorgänger erwiesen habe, und dass demzufolge seine Regierung eine glückliche sein werde, wenn der Grabhügel hinlänglich befeuchtet wurde mit dem aus den klaffenden Wunden der geschlachteten Sklaven herausströmenden Blute.

Nach dem Leichenbegängniss begibt sich der neue Fürst wieder in sein Lager, (in die Stadt darf er noch nicht einziehen), wo sich binnen kurzer Zeit das ganze

bewaffnete Volk des Landes versammelt. Hierauf beginnen sogleich die Berathungen (Kussikáma) darüber, gegen welches benachbarte Volk und auf welche Weise der Kokaimba-dyipunda, d. h. der Probe-Feldzug unternommen werden solle. Dieser Feldzug hat einen doppelten Zweck: theils soll er dem neuen Fürsten Gelegenheit bieten, seine kriegerische Befähigung zu zeigen, theils die Kriegsgefangenen liefern, welche zur feierlichen Einsetzung desselben geopfert werden, ohne welche Opfer der neue Fürst die volle Ausübung seines Amtes nicht beginnen darf.

An den Berathungen nehmen blos die Kriegshäupter Theil. Den gefassten Beschluss halten sie sehr geheim und machen einen plötzlichen Einfall in das nichts Arges wähnende, unvorbereitete Land, wo sie ein entsetzliches Bluthad anstiften und alles rauben und plündern. Besonders aber trachten sie darnach, Individuen aus allen Klassen und beiderlei Geschlechtes: Krieger, Ackerbauer, Schmiede, Tischler, Jäger, Fischer, junge Mädchen und schwangere Weiber zu Kriegsgefangenen zu machen *), als zur fürstlichen Einsetzung erforderliche Opfer. Die vom Kokaimba-dyipunda mit Beute beladen heimkehrende Armee begibt sich mit dem neuen Fürsten wieder in das Lager bei der Hauptstadt, und nun erfolgen an dem von den Kimbanda festgesetzten Tage die Feierlichkeiten der Einsetzung.

Der Fürst fordert in einer Anrede die versammelten Edelleute und Krieger auf, ohne Rückhalt zu erklären, ob sie ihn als ihren Fürsten anerkennen wollen, oder, wenn sie gegen ihn eine Beschwerde haben, es zu sagen, welche Einwendung sie haben. Die von den Kimbanda und von den raubsüchtigen Kriegern unterdrückten

Vorsteher des Volkes pflegen den neuen Fürsten gewöhnlich ohne Einwendung anzuerkennen und begrüssen ihn mit lauter Stimme drei Mal nach einander: „Néha-kuku! néha-kuku! néha-kuku! houschi atsiáma, houschi a dyinháma!“ (Sei gegrüsst unser Herr! grimmiger Löwe, wüthender Löwe!) Hierauf macht der neue Fürst die Anzeige, welchen Namen er als Fürst angenommen habe. [*])

Dann erfolgt die Huldigung, worauf der neue Fürst mit einem Eidschwur gelobt: dass er die Grundgesetze (Bikola) des Landes anerkennen und treu beobachten, und dass er seine Völker gegen alle Feinde mit tapferem Muthe anführen und sie einer reichen Kriegsbeute theilhaftig machen wolle. Dann wiederholen die Versammelten wieder drei Mal nach einander die angeführte Begrüssungsformel. Nun wird der Fürst von dem Somán ukáu djamba (Oberfeldherr) zu dem mit einem Löwenfell bedeckten Armstuhl geführt, vor welchem ein Gelenge-Schweif als Fahne aufgepflanzt ist, und jetzt setzt er sich schon als wahrer Fürst auf den Stuhl.

Damit aber der Fürst und seine Regierung glücklich und in jeder Beziehung den Wünschen des Volkes entsprechend sei, müssen den Kilulu noch mehrere Menschen, und zwar den erwünschten verschiedenen Zwecken gemäss verschiedene Individuen geopfert werden. Die erste Stelle unter diesen Menschenopfern nimmt der sogenannte Onri-Kongo ein, der unter den tapfersten Kriegsgefangenen gewählt wird, zu dem Zwecke, damit der Fürst und seine Kriegshäuptar sein Fleisch verzehren und dadurch sich seine Tapferkeit aneignen.

Die Tödtung des Onri-Kongo ist mit einigen Umständen verknüpft, welche die schon ohnehin abscheuliche

Anthropophagie so zu sagen auch noch lächerlich machen. Damit nemlich dieses Opfer den erwünschten Erfolg habe, ist es nothwendig: erstens, dass der dazu Auserkorene es nicht ahne, welches Schicksal seiner wartet, weshalb er auch nur im Geheimen bewacht wird und sich sonst während der ganzen Gefangenschaft ganz frei bewegen kann; zweitens, dass er bei seiner Ermordung denjenigen, der ihn tödtet, nicht bemerke und auch keine Zeit habe, um Gnade zu flehen; und endlich, dass er den Namen des Herrschers nicht kenne und bei dieser Gelegenheit nicht aussprechen könne.

Um alle diese Erfordernisse zu erfüllen, üben die arglistigen Schwarzen die Verstellung mit solch teuflischer Geschicklichkeit und umringen den zum Opfer bestimmten Gefangenen mit solcher Freundlichkeit und zuvorkommenden Gastfreundschaft, dass dieser bald seine Gefangenschaft vergisst und unbekümmert um seine Zukunft die gute Gelegenheit benützt und nach Herzenslust schmauset und trinket.

Wenn nun der für die Feierlichkeit festgesetzte Tag anbricht, da erschallet in der Stadt die lärmende Musik, die Männer ziehen in's fürstliche Lager (die Weiber dürfen nicht erscheinen), stellen sich daselbst gleich in mehrere Reigen auf und beginnen zu tanzen. Auf ein gegebenes Zeichen lösen sich die tanzenden Reigen auf und vertheilen sich auf dem Raume vor dem fürstlichen Stahl, ein Reigen jedoch setzt den Tanz fort. Jetzt wird auch der Ouri-Kongo, der unterdessen tüchtig geschmauset und gezecht und sich festlich gekleidet hatte, aufgefordert, an dem zu Ehren des Fürsten abgehaltenen Tanze theilzunehmen, und in den Kreis einzutreten. Das unglückliche Opfer folgt, nichts Schlimmes ahnend, mit

grosser Bereitwilligkeit der ehrenhaften Aufforderung und stellt sich mit Freude in die Mitte des Kreises, der sich sofort hinter ihm wie ein Sarg schliesst. Nun bricht die Versammlung in ein grosses Freudengeschrei aus, die Marimbaspieler spielen ihr Instrument mit verdoppelter Kraft, jedermann erwartet mit tückischer Neugierde die Entwickelung des blutigen Dramas. Nur das mit listigen Schmeicheleien überhäufte Opfer ahnt noch immer nichts und tanzt immer feuriger und mit steigender Begeisterung. Unterdessen nähert sich ihm tanzend ein Krieger mit einem kurzen, breiten, ovalen Messer (Muknallo), welches er unter dem Kleide verborgen hält, lauscht die beste Gelegenheit ab und schlägt ihm mit Blitzesschnelle den Kopf ab. Ein entsetzliches Geschrei folgt auf die blutige That, und mit kannibalischem Jauchzen tanzen sie um den zuckenden Rumpf herum.

Auf ein vom Wahrsager gegebenes Zeichen schweigt die Musik, es tritt eine allgemeine Stille ein: da überreicht der Mörder das vom Rumpfe gelöste Haupt dem Waffenträger (Mani utá) des Fürsten, dieser steckt es auf die Spitze seines Speeres und pflanzt es als Trophäe in der Mitte des Lagers auf, um welche nun die wilden Tänzer wieder mit grossem Lärme zu tanzen beginnen.

Nun folgt die schreckliche Arbeit des Wahrsagers. Dieser zerlegt den Rumpf, reisst die Eingeweide einzeln heraus und wahrsagt daraus mit abscheulichen Zeremonien und unverständlichem Gemurmel. Dann werfen seine Gehülfen die Eingeweide weg, mit Ausnahme des Herzens. Endlich wird der Kadaver in kleine Stücke zerschnitten und unter den anwesenden Hoka-Führern vertheilt, wobei der Kimbanda Sorge trägt, dass jeder ausser dem Stück Fleisch auch etwas vom Herzen bekomme.

Der Fürst und die Kriegshäupter mischen das erhaltene Menschenfleisch mit Hunde- und Rindfleisch, kochen es an den vielen Feuern und essen es, und glauben, dass sie in Folge dessen eine solche Kraft erlangen, dass sie immer mit Erfolg gegen ihre Feinde kämpfen werden.

Aber dieses kannibalische Gastmahl genügt noch nicht. Es werden zur Einsetzung des Fürsten noch mehr Menschenopfer gefordert, denn, so meinen sie, der Fürst könnte unvermuthet sterben, folglich ist es nothwendig, dass zu seiner Bedienstung schon im Voraus die für die verschiedenen Dienste geeigneten Personen in das Reich der Todten (Kalunga) gesendet werden, um ihn daselbst zu erwarten. Damit nun aber die Last des Opfers nicht dem eigenen Volke aufgebürdet werden müsse, werden die auf die erwähnte Weise gemachten Kriegsgefangenen geschlachtet. Diese werden nun ohne alle Verstellung gebunden, auf die Schlachtbank geschleppt und dort enthauptet. Die Köpfe werden vom Kimbanda an den verschiedenen Stellen der fürstlichen Wohnung, die Rümpfe aber — denn diese verspeisen sie nicht mehr — ausserhalb der Stadt begraben. So schlachten sie für jedes bei ihnen herrschende Handwerk und für jeden Dienst je eine Person, die darin bewandert ist, und ausserdem noch zwei schwangere Weiber und zwei Jungfrauen. Die abgeschlagenen Köpfe der letztern werden, wie ich es von meiner Frau erfuhr, unter der Bettstelle im Schlafgemach des Fürsten begraben. — Nach diesen entsetzlichen Feierlichkeiten, die schreckliche Ausgeburten eines in den dunkeln Verirrungen des Aberglaubens und Fanatismus versunkenen und auf die Gesetze der Natur nicht achtenden Geistes sind, — setzt sich

der Fürst in die Tipoia, verlässt das Lager und hält seinen feierlichen Einzug in die Stadt, wo er sogleich sammt seiner Familie den fürstlichen Palast bezieht.

Das Kimbunda Volk hat dem Gewohnheitsgesetz (Bikola) von der natürlichen Freiheit und individuellen Gleichheit nur so viel geopfert, als eben nothig ist, damit die von einem wilden Geist beherrschte gesellige Verfassung zu Stande kommen und fortbestehen könne. Jeder erwachsene und waffenfähige, freie Mann ist unbeschränkter Herr seiner Person, seiner Familienmitglieder und seines Besitzes. Aber die zu demselben Dorfe oder Kreise gehörenden Familienhäupter halten des allgemeinen Nutzens und des wechselseitigen Schutzes halber enge zusammen; dennoch wird die fahrende Habe als spezielles Eigenthum betrachtet, und die Bewahrung und Beschützung derselben, sowie auch die Abwehr und Bestrafung der persönlichen Beleidigungen sind eine Privatangelegenheit der betreffenden Familienhäupter und ihrer Angehörigen, und vor die Gemeinde gelangen blos solche Angelegenheiten, welche die ganze Gemeinde angehen.

In welchem Verhältniss die einzelnen Familienhäupter zu den Sekuln stehen, in eben solchem Verhältnisse stehen die letztern zum Fürsten. Obgleich die Bezirke von einander ganz unabhängig sind und frei regiert werden, so findet doch zur Abwehr eines feindlichen Angriffs ein allgemeiner Heerbann (vita ya feka) statt, wobei die Krieger sich in die schon erwähnten Hoka vereinigen, indem das betreffende Bezirkshaupt der Anführer der Hoka ist. Was nun aber die von einander unabhängigen Glieder, nemlich die einzelnen Familienhäupter mit den Sekuln, diese mit der Nation und endlich

die letztere mit dem Fürsten verknüpft und verhindert, dass die wild organisirte staatliche Gesellschaft nicht in eine noch wildere Anarchie gerathe und sich vollständig auflöse, das müssen wir in folgenden Institutionen suchen, nemlich in dem Adel (Erombe), in den Wahrsagern (Kimbanda) und in dem Gewohnheitsrechte (Bikola oder Vikola).

Es giebt zwei verschiedene Klassen des Adels; die erste Klasse besteht aus den Erombe ya Sôma, d. h. aus den Sprösslingen des fürstlichen Geschlechtes, die andere aus den Erombe ya Sekulu, d. h. aus den Aeltesten des Volkes. In der ersten Klasse ist der Adel erblich, in der zweiten beruht er auf der Wahl. Die beiden adeligen Klassen haben demnach verschiedene Grundlagen und verschiedene Interessen; deshalb hassen sie sich und leben in beständiger Feindseligkeit mit einander Und nur diese Zwietracht des Adels ist die eigentliche. Ursache davon, dass an die Stelle der vom Volke den Soba übertragenen patriarchalischen Gewalt eine tyrannische Willkührherrschaft treten konnte. Denn die erstere Klasse des Adels beschäftigt sich blos mit den Kriegsangelegenheiten und steht bei dem Militär, dessen Anführer aus ihrer Mitte ernannt werden, in hohem Ansehen; ausserdem ist sie mit dem Herrscherhaus durch die Bande der Blutverwandtschaft verknüpft, und auch die höchsten Rathgeber und andern Beamten des Fürsten werden aus ihrer Mitte genommen. Folglich kann diese Klasse nach Belieben über die militärische Macht verfügen und sie zur Unterdrückung des Volkes und seiner Sekula benützen. Aber jetzt besteht auch die zweite Klasse des Adels aus den Kreaturen des Fürsten, da besonders der gegenwärtig regierende Kayaya das Wahl-

recht des Volkes gänzlich an sich gerissen hat, und nach Belieben seine Günstlinge mit der Sekulu-Würde bekleidet. Sonst heissen die Mitglieder dieser zweiten adeligen Klasse, die zahlreicher ist als die erste, bevölkerte Ortschaften und einen bedeutenden Reichthum, dessen Quellen der Handel, Ackerbau und die Viehzucht sind, desbalb werden sie vom Volke, dessen Vertheidiger sie gegen den Fürsten und gegen die von demselben willkührlich errichtete militärische Macht sind, geliebt und hochgeachtet. Dennoch sind sie nicht geschützt gegen die Gewaltthätigkeiten des Fürsten und der mit ihm haltenden ersten Adelsklasse. Freilich bleiben diese Missbrauche der Herrschaft nicht unbestraft, denn die Kimbunda Fürsten sterben meistens eines gewaltsamen Todes.

Im Falle eines feindlichen Angriffes von Aussen wird, wie ich bereits erwähnt habe, zur Vertheidigung des Landes ein allgemeiner Heerbann aufgeboten; doch gibt es auch eine stehende Armee, dessen Mitglieder Mukan Djámba, d. h. Elefantensöhne genannt werden. Diese Armee hängt einzig und allein vom Herrscher ab und dient mehr zur Geissel für das Volk, als zum Schutze desselben. Sie wird aus Leuten, die auf Raub und Unruhen lauern, und aus ausländischen Flüchtlingen ergänzt; sie dient ohne Sold und Bekleidung, bekommt aber die Hälfte der Kriegsbeute. Deswegen befindet sie sich fortwährend auf Raubzügen. Ihre Waffen sind: lange Flinten, Assagaien, Dolche, die im Gürtel stecken, und kurze hölzerne Streitkolben.

Man kann sich unmöglich ein bewaffnetes Corps denken, das mehr Verwüstung und Schaden stiftete, als diese Soldatesca. Die Erde seufzt unter ihren Tritten.

Alles, was ihr in den Weg kömmt, wird geplündert und verwüstet, gleichviel ob es dem Freund oder Feind gehört[10]; Mord und Brand bezeichnen ihren Weg; wehe den unbewaffneten Einwohnern, in deren Nähe diese afrikanischen Hunen erscheinen, sie müssen selbst dann auf eine unbarmherzige Misshandlung rechnen, wenn sie sich ohne Widerstand unterwerfen.

Die Soldaten sind in Hóka eingetheilt, die 200 bis 400 Köpfe zählen; jede Hóka steht unter dem Kommando eines Sóma-Katito (Hauptmann), und diese Hauptleute sind den Befehlen des Som' an Ukan-Djámba (Feldherr) untergeordnet, der immer unter den nächsten Verwandten des Fürsten gewählt wird. [11])

Die Kimbanda (Quimbanda) haben einen dreifachen Wirkungskreis, als Priester oder vielmehr Wahrsager, als Aerzte und als Richter. Als Wahrsager erforschen sie den Willen der höhern Wesen und verkünden denselben dem Volke immer so, wie es ihre Habgier und ihr eigenes Interesse erfordert. Obgleich ihr ganzer Vorgang dem gesunden Menschenverstande schnurstracks widerspricht, so schenkt ihnen doch das mit dummen abergläubischen Meinungen erfüllte Volk einen unbedingten Glauben. Als Aerzte heilen sie die Kranken, gewöhnlich mit allerlei Quacksalbereien. Jede Krankheit wird einer übernatürlichen Ursache zugeschrieben; deshalb behaupten die Kimbanda, dass sie allein im Stande seien, den Kranken zu kuriren, indem sie auch den Kilulu zu gebieten vermögen. Als Richter veranstalten sie die Gottesurtheile und administriren den Bulongo-Trank, wobei sie nach Belieben über das Loos der streitenden Parteien entscheiden. Kein Wunder, dass das Volk eine gewisse Scheu vor den Kimbanda

hat und sie mit Angst und Zittern betrachtet, aber niemals liebt.

Die sozialen Verhältnisse des Kimbunda Volkes sind sehr einfach; ihre Gesetze beruhen blos auf der Gewohnheit. In Folge des ausgebreiteten Handels, des Ackerbaues und der Viehzucht sind die Prozesse über das Eigenthumsrecht eben nicht selten; in solchen Streitigkeiten urtheilen die Volksrichter in öffentlicher Versammlung nach den Vikola, und zwar mit guter Einsicht, doch mit leicht erkaufbarer Parteilichkeit. In persönlichen und häuslichen Angelegenheiten gelten die eingeführten Gewohnheiten noch mehr. Jedermann ist im eigenen Hause unumschränkter Herr. Der erwachsene Sohn verlässt, sobald er heiratsfähig ist, das elterliche Haus und begründet sich eine unabhängige Stellung. Die Frau ist das Eigenthum des Mannes, der sie durch Kauf erwirbt, im Allgemeinen wird sie von demselben nicht schlecht behandelt, obgleich sie ihm keine grosse Treue erweist; doch müssen wir die Ursache davon in der Polygamie suchen. Die Frau, die sich einer Untreue schuldig gemacht, wird selten für ihr Vergehen bestraft, wenn sie ihren Mitschuldigen anzeigt; denn die Wucht des Gesetzes fällt nur auf diesen. Und wenn der Mann nicht im Stande ist, sein Vergehen mit einem dem Range des beleidigten Mannes angemessenen Lösegeld gut zu machen, so wird nicht nur er selbst, sondern manchmal auch seine ganze Familie in die Sklaverei verkauft. Doch findet dieser Fall, dass nemlich auch seine Familie verkauft wird, nur dann statt, wenn der beleidigte Mann eine hochgestellte Person ist. Die Habgier dieser Leute ist so gross, dass der Mann der Geldbusse zu Lieb, die er für die Untreue seiner Frau erhält, nicht nur seine

Kränkung leicht vergisst, sondern oft, wie ich Gelegenheit hatte zu erfahren, mit ganzer Unverschämtheit seine Frau selbst zum Laster auffordert, indem er ihr die Hälfte der für ihre Untreue zu erhaltenden Geldbusse verspricht.

Die Polygamie ist allgemein verbreitet, und selbst der Sklave trachtet wenigstens zwei Frauen zu erlangen, während die Wohlhabenderen sich zehn und mehr Weiber nehmen, ohne die Sklavinen mitzurechnen, die sie ebenfalls als Beischläferinen benutzen. Bei der Heirat finden gar keine Zeremonien statt. Der Heiratslustige sendet den Eltern ein kleines Geschenk und lässt ihnen melden, dass er die Absicht habe, ihre Tochter zu heiraten. Nehmen jene das Geschenk an, so gilt es als Zeichen, dass sie damit einverstanden sind. Hierauf stattet der Heiratslustige seinen Besuch bei den Eltern ab, und beginnt über den Preis der Braut zu unterhandeln. Dieser Preis ist bei dem gemeinen Volke sehr gering; oft beträgt er kaum 10 Ellen Zeug für die Eltern und einige Ellen für die Braut. Sobald der Handel abgeschlossen ist, führt der Freiwerber ohne weiteres die Jungfrau, die um ihre Neigung gar nicht befragt wird [13], in sein Haus, und weist ihr dort eine von den Wohnungen der übrigen Weiber abgesonderte, eigene Hütte an [14]). Nach Verlauf von sieben Tagen gibt der Mann seiner neuen Frau noch eine Hacke und bezeichnet ihr das Stück Feld, welches sie anzubauen hat; endlich gibt er ihr noch einiges Federvieh. Von nun an ist die Frau verpflichtet, für ihren Mann und für sich selbst die nothwendigen Nahrungsmittel zu verschaffen.

Je grösser die Anzahl der Weiber ist, desto leichter können sie ihre Pflichten gegen ihren Mann erfüllen.

Denn der eingeführten Gewohnheit gemäss pflegt der Mann der Reihe nach, täglich oder wöchentlich abwechselnd, bei seinen Weibern zu wohnen, und diese sind so der Reihe nach verpflichtet, ihn mit Speisen und Kimbombe zu versehen. Sind es also mehrere Weiber, so kömmt die Reihe seltener an jede derselben, und eben so selten trifft sie auch die Last, für den Unterhalt des Mannes zu sorgen. Und dies ist, wie ich erfahren habe, der eigentliche Grund davon, dass die vielen Weiber im Allgemeinen mit einander in Frieden leben, denn alle lieben die Faulheit. Mit einander wetteifernd trachtet jede den Mann gut zu halten, während er bei ihr ist. Damit dennoch die Eintracht unter den vielen Weibern gleichen Ranges durch die sich vielleicht einstellende Eifersucht nicht gestört werde, so erhält gewöhnlich die älteste Frau die Würde einer Ntembo (Hausfrau), die mit ihrem Ansehen die etwa vorkommenden Zwistigkeiten schlichtet und die Ruhe und gute Ordnung wieder herstellt. Der Mann ist verpflichtet, seinen Weibern beim jedesmaligen Eintritt des Neumondes ein neues Gewand, ein Stück europäischen Zenges, zu geben, oder wenn er es nicht geben kann, sie wenigstens mit guten Worten zu vertrösten.

Der Geschlechtstrieb wird bei den Männern zur gehörigen Zeit erweckt, bei den Weibern aber sehr frühzeitig, und die Mädchen heiraten schon in einem Alter von kaum 12 Jahren. Darum sind sie im Alter von 25—30 Jahren schon gänzlich verwelkt und gealtert, und die wohlhabenderen Männer non solent amplius cum illis coire. Mulieres in genere facile concipiunt, sunt praeterea valde faecundae et exceptis paucis casibus dolores partus feliciter perferunt.[1]) Sub periodo menstru-

orum per octiduum illis vetitum est maritis appropinquare, imo nec esculenta aut potulenta eorum licet manibus attingere, nec virorum qualiacunqne objecta, videlicet illorum vasa, vestimenta et caetera utensilia contrectare, et in fine nec igni focali domestico approximare.

Der Mann kann sich nach Belieben vom Weibe scheiden, aber die Frau darf nur in zwei Fällen eine Scheidung fordern; erstens, wenn sie binnen zwei Jahren von ihrer Heirat an gerechnet kein Kind bekömmt; und zweitens, wenn die Impotenz des Mannes im Allgemeinen erwiesen ist. In diesen zwei Fällen muss der Mann der scheidenden Frau den Brautpreis noch einmal bezahlen und auch das zu seinem Bedürfniss von ihr producirte Getreide zurückerstatten oder bezahlen. Im Falle der Trennung folgen die Kinder immer ihrer Mutter nach und bleiben in ihrem Besitz; die geschiedene Frau aber kehrt entweder zu ihren Verwandten zurück, oder geht, wenn sie gleich einen andern Mann bekömmt, in dessen Haus.

Die im Ehestande erzeugten Söhne gelten nicht als Eigenthum des Vaters, sondern des mütterlichen Oheims, und der eigene Vater hat, selbst so lange sie minderjährig sind und unter seiner Obhut stehen, keine Gewalt über dieselben. Auch beerben die Söhne nicht ihren Vater, sondern ihren Oheim, und dieser kann mit unumschränkter Vollmacht über dieselben verfügen, ja sogar im Nothfalle sie auch verkaufen. Nur die von Sklavinen gebornen Kinder werden als wirkliches Eigenthum des Vaters betrachtet und sind auch seine Erben.

Die Ehen sind fast ohne Ausnahme mit vielen Kindern gesegnet; die Anzahl der Mädchen übertrifft um vieles die der Knaben. Die Eltern pflegen die Kinder

in ihrer Kindheit sehr gut zu nähren; schon vom zehnten Tage an nach ihrer Geburt geben sie ihnen täglich zwei Mal einen aus Maismehl bereiteten Brei zu essen, oder vielmehr stopfen ihnen denselben mit Gewalt in den Mund, und säugen sie gewöhnlich drei volle Jahre. Während der ersten zwei Drittel der Stillungsfrist darf die Mutter mit dem Manne keinen Umgang pflegen. Die Kinder gehen bis dahin, wo sie mannbar werden, ganz nackt herum; von irgend einem Unterricht ist keine Rede: die Knaben erlernen nur im Verkehr mit ihrem Vater oder Oheim die üblichen Beschäftigungen; die Mädchen aber werden von der Mutter zum Feldbau und zu den andern Obliegenheiten der Weiber angewiesen. Um die moralische Reinheit der Tochter kümmert sich die Mutter gar nicht, und es hängt einzig und allein von dem eigenen Willen der erwachsenen Tochter ab, ob sie ein ordentliches oder ausschweifendes Leben führt, um so mehr, da die Keuschheit der Braut von den Männern weder gefordert noch auch gewürdigt wird.

Wenn die Frau stirbt, so begeben sich ihre Anverwandten zu einem Kimbanda, um die Ursache ihres Ablebens zu erfahren. Sie wissen es wohl, ob ihr Mann sie gut oder schlecht behandelt hatte, und theilen dem gemäss ihre Bemerkungen dem Kimbanda mit, der dann je nach den Umständen den Mann für unschuldig erklärt und die Schuld des Todes auf die Kilulu schiebt. Wenn aber der Mann beschuldigt wird, dass er seine verstorbene Frau misshandelt hatte, so schreibt der Kimbanda ihm die Schuld an dem Tode zu, und der auf diese Weise beschuldigte Mann muss für das ihm zugeschriebene Vergehen den Anverwandten der verstorbenen Frau eine bedeutende Sühne entrichten. Ja die Verwandten

der zürnenden Mutter beschuldigen oft den Vater auch wegen des Todes der Kinder, und es gelingt ihnen sehr leicht, den Kimbanda durch Bestechung auf ihre Seite zu ziehen, so dass dann der Vater, der vielleicht aus Herzensgrund den Tod der Kinder betrauert, in Folge des vom Kimbanda gefällten Urtheilspruches auch noch ein Sühngeld den habgierigen Verwandten seiner Frau zahlen muss.

Alle diese Sitten, obgleich sie widernatürlich sind und meinen Lesern vielleicht unglaublich erscheinen, herrschen, leider, allgemein bei diesen Völkern.

Diener gibt es hier, eigentlich genommen, gar keine; die Stelle derselben wird von den Sklaven vertreten, die, wie ich es bereits oben erwähnte, zwei besondere Klassen bilden. Die Fuka oder Hafuka sind als Pfänder blos bis zu ihrer Auslösung das Eigenthum des Kreditors. Die Dongo hingegen, d. h. die im Krieg gefangenen, oder gekauften Sklaven sind das unbeschränkte Eigenthum ihrer Herrn. Ich habe schon von beiden Klassen gesprochen; hier muss ich aber noch einiges, besonders über die Dongo, nachholen.

Die Anzahl der Dongo ist sehr gross.[15]) Es werden nicht nur viele vom Auslande eingeführt, die dort angekauft wurden, sondern auch viele Inländer gerathen in die Sklaverei. Denn bei diesen habgierigen, neidischen und in ewigen Streitigkeiten mit einander lebenden Völkern gilt das geringste Vergehen, selbst ein unbedachtsam ausgesprochenes Wort, welches ihren dummen Gebräuchen zuwiderläuft, als „Kesila"-Verbrechen, und weil es kein geschriebenes Gesetz gibt, das Gewohnheitsrecht aber von den Mächtigern nach Willkühr und in den meisten Fällen zum Nachtheil der Schwächern

gedeutet und angewendet wird, und endlich weil zwischen der Grösse des Vergehens und der Strafe kein gehöriges Verhältniss stattfindet, die Strafe aber immer in einer drückenden Geldsühne besteht: deshalb dürfen wir uns nicht wundern, dass beinahe die Hälfte der Nation als Sklave der andern Hälfte verkauft wird. Zum Glück ist der Zustand der Sklaven durchaus nicht so schrecklich, wie man es von diesen wilden Völkern vermuthen sollte.

Die Herren üben, wie ich es bereits erwähnt habe, eher eine väterliche als herrische Gewalt über ihre Sklaven aus, behandeln sie freundlich, und lassen ihnen genug Zeit, um auch ihre eigenen häuslichen Geschäfte verrichten zu können. Ausserdem heirateten die Sklaven stets freie Weiber, führen demnach ein ziemlich bequemes Leben, und ihre Kinder sind, als Eigenthum der Mutter, freie Leute. Die Sklavinen aber sind meistens die Beischläferinen ihrer Herrn, und gehören als solche zu den Familienmitgliedern.

Aber diese gute Behandlung der Sklaven ist nicht sowol ein Ausfluss einer humanen Denkungsweise der Herrn, als vielmehr ihrer Furcht, die Sklaven durch die Flucht zu verlieren. Die Sklaven können sich nemlich entweder durch die sogenannte Vatira oder durch die Schimbika der Gewalt ihrer Herrn entziehen. Die Vatira ist eine einfache Flucht, d. h. der Sklave benutzt den geeigneten Zeitpunkt, lässt alles im Stich, läuft davon und flüchtet sich weit weg, ja oft in's Ausland. Viel nachtheiliger und gefährlicher für den Sklavenhalter ist die sogenannte Schimbika oder Tombika, denn nicht nur ist diese Art des Entweichens für den Sklaven sehr leicht ausführbar, sondern sie wird auch gesetzlich in

grossem Maassstabe befördert. Der Sklave, der mit seinem Herrn unzufrieden ist, kann sich sehr leicht vom Hause entfernen, indem er vorgibt, dass er blos einen Besuch in der Nachbarschaft abstatten wolle; statt nun diesen Spaziergang zu machen, begibt er sich in die Wohnung eines schon vorher ausersehenen, gewöhnlich wohlhabenden und einflussreichen Familienhauptes; dort angekommen, tödtet er in Gegenwart mehrerer Zeugen einen Hund, ein Schaf, eine Ziege oder irgend ein anderes Hausthier, auf welches er zuerst stösst. Zur Verantwortung gezogen erklärt er dann, dass er seinen Herrn verlassen wolle und für den gestifteten Schaden sich als Sklaven dem Hausherrn anbiete. Aber auch dies ist nicht nöthig, er braucht nur das Kleid des Hausvaters zu ergreifen und daran einen kleinen Riss zu machen mit den Worten: „Ame pika yove" (ich bin dein Sklave.)[4].

Hat aber der Sklave irgend ein grösseres Vergehen begangen und sich deshalb von seinem Herrn geflüchtet, der Kraft seines Vermögens oder seiner Stellung einen grössern Einfluss in der Gesellschaft ausübt, der also den Flüchtling auch mittelst eines bedeutendern Lösegeldes in seinen Besitz zurückbringen könnte: dann stiftet der geflüchtete Sklave einen grössern Schaden, damit er demzufolge bei seinem neuen Herrn verbleibe. In diesem Falle trachtet er gewöhnlich in die Viehhürde irgend eines vornehmen Herrn zu gelangen, tödtet dort ein Rind, schneidet davon ein Stück Fleisch ab, lässt es am nächsten Feuer braten und verzehrt es. Dann ruft er mit lauter Stimme, dass er für den verübten Schaden sich als ewigen Sklaven dem Besitzer anbiete und heruft sich zur Bekräftigung seines Wortes auf das Stück

Rindfleisch, welches er am Feuer der Hürde gebraten und aufgezehrt hat.

Die Tombika-Flucht wird gewöhnlich nur von solchen Sklaven ausgeführt, die eine Familie besitzen, folglich überzeugt sein können, dass sie von ihrem neuen Herrn gerne aufgenommen werden. Es geht nemlich nicht blos der auf diese Weise geflüchtete Sklave in den Besitz des neuen Herrn über, sondern auch seine Weiber und Kinder konnen ihm ungehindert nachfolgen. Nicht nur die Sklaven pflegen auf diese Weise ihre Herrn zu wechseln, sondern auch freie Leute machen sich freiwillig zu Sklaven irgend eines mächtigen Herrn, wenn sie arm sind und eines Vergehens oder einer Schuld halber verfolgt werden, um so der sichern Gefahr zu entgehen. Denn von dem Augenblick an, wo sie ihrer Freiheit entsagend Sklaven geworden sind, werden sie für das, was vorhergegangen ist, als todt betrachtet, und über alle ihre vorherigen Vergehen wird ein Schleier geworfen, und ihr Herr darf nur für solche Vergehen die Geldbusse erlegen, deren sie sich als seine Sklaven schuldig machen.

Der Besitz solcher in Folge der Flucht erworbenen Sklaven wird als gesetzlich anerkannt, ja der gewesene Eigenthümer, dem sie entlaufen sind, ist oft gezwungen, auch noch ihre Kleider und was sie sonst zurückgelassen haben mochten, herauszugeben, besonders wenn sie sich zu einem mächtigen Herrn geflüchtet haben.

Die Zurücklösung der auf diese Weise verlorenen Sklaven ist ausserordentlich schwierig, wenn nicht ganz unmöglich. Der neue Besitzer derselben ist nur aus besonderer Freundschaft oder für ein grosses Opfer geneigt, dieselben auszuliefern. Denn wer dies thut, der ist ver-

urtheilt in der Meinung der Sklaven, die eine Flucht im Schilde führen; sie haben kein Zutrauen mehr zu ihm und werden nicht leicht bei ihm eine Zufluchtstätte suchen. Andrerseits gehört aber auch das Tödten eines Rindes zu den grössten Verbrechen, und deshalb scheut man sich auch nur eine Erwähnung von der Zurücklösung des Sklaven zu thun, der ein Rind getödtet hat.[7])

Die hauptsächlichsten Leidenschaften der Kimbunda-Völker sind: das Faulenzen, Essen, Trinken, Tanzen, die Musik und Unzucht. Die Wahrheit zu sagen, entschliessen sie sich nur dann zu irgend einer Arbeit, wenn sie durch die Noth dazu gezwungen werden. Alsdann ziehen sie in den Krieg, oder begeben sich auf eine Handelsreise, oder auf die Jagd oder auf den Fischfang. Gestatten es aber ihre Umstände, so kauern sie, ohne sich um die Vergangenheit oder Zukunft zu kümmern, den ganzen Tag auf dem Jango am Feuer, einzeln oder in Gruppen, und verbringen die Zeit mit fleissigem Kimbombotrinken und unter Plaudereien mit einander. Des Abends aber versammeln sie sich bald in diesem bald in jenem Orte, wo die stets bereit stehenden Trommeln die lustige Gesellschaft zum Tanzen einladen, der dann bis tief in die Nacht oder gar bis zum Morgengrauen fortdauert.

Bei dieser Lebensweise ist es kein Wunder, dass diese Völker nur den sinnlichen Genüssen nachstreben und die geistigen Anlagen, mit denen sie reichlich begabt sind, brach liegen lassen; die intellektuellen Kräfte derselben würden gänzlich schlummern, wenn nicht die häufigen Kriege mit den Nachbarn, besonders aber die weit und breit ausgedehnten Handelsreisen ihnen genug

Gelegenheit darböten, dieselben zu erwecken und zu bethätigen.

Ihre Kriegszüge gegen die Nachbarvölker, die sie gewöhnlich in der trockenen Jahreszeit beginnen, bezwecken nicht etwa Ruhm oder Macht, sondern blos Raub. Dennoch pflegen sie immer irgend einen schlechten Vorwand als Grund des Krieges anzugeben: eine Zauberei, welche angeblich vom Volke oder Fürsten des Nachbarlandes zum Nachtheil des Landesfürsten oder dessen Nachkommen oder gar des ganzen Volkes ausgeübt, wodurch z. B. der Regen vertrieben wurde, in dessen Folge im Lande eine Hungersnoth entstand, oder indem durch die Zauberei eine Epidemie, Pocken, Augenkrankheiten oder andere verheerende Uebel über das Land gebracht wurden.

Der Fürst verkündet dem Adel des Landes seinen Entschluss zum Kriege und fordert ihn auf, sich mit seinen bewaffneten Hoka an dem bestimmten Ort und zur festgesetzten Zeit zu versammeln. Aber der Adel leistet nicht immer Gehorsam, besonders wenn der beabsichtigte Feldzug keine grosse Beute verspricht. In solchen Fällen drückt der Fürst ein Auge zu und zieht die hartnäckigen Edelleute nicht zur Verantwortung. Haben sich die bewaffneten Schaaren an dem bestimmten Ort versammelt, so werden sie in die Hoka eingetheilt; jede Hoka hat ihre eigene Fahne [18]) und ihren Kommandanten (Soma-Katito), die Kommandanten sind ebenfalls dem Som'an ukán-djáma untergeordnet, ganz so wie die Befehlshaber der regulären Truppe.

Mit unglaublicher Schnelligkeit und ganz unvermuthet überfallen sie den Feind und liefern, wo sie auf Widerstand treffen, eine blutige Schlacht. Nach dem

Siege massacriren sie die Greise und Kinder; die arbeitsfähigen Gefangenen aber binden sie zusammen und schleppen sie als Sklaven fort. Alles, was sie fortschaffen können, rauben sie, das Uebrige verheeren sie mit Feuer und Schwert. Dann eilen sie, so schnell wie sie gekommen, nach Hause, zeigen dem Oberbefehlshaber die gewonnene Beute vor [19]) und kehren mit ihrem Antheil zu ihren Familien zurück, von welchen sie mit Freude und Lobpreisungen empfangen werden. Nun werden die Ausgaben für die Kriegsrüstungen zurückerstattet und zu Ehren der Krieger mancherlei Schmausereien und Unterhaltungen gegeben, so dass die gewonnene Beute bald verzehrt ist.

Hat der Kimbunda sein Vermögen verprasst, so schliesst er sich einer der oft durchreisenden und nach den verschiedenen Binnenländern abgehenden Karavanen an, um dort sein Glück zu versuchen. Besitzt er irgend eine Waare, so tritt er als Kimbálo (Händler) ein; hat er keine Waare, so verdingt er sich als Lastträger. Der mit den Völkern des Binnenlandes geführte Tauschhandel ist im Allgemeinen sehr gewinnreich; aber was nützt das den Leuten, die ein so verschwenderisches und leichtsinniges Leben führen? Zu Hause angekommen verprassen sie nur zu bald wieder alles, was sie auf ihrer Handelsreise erworben haben.

Die Kimbunda-Völker kennen kein ausgemünztes Geld; statt dessen bedienen sie sich der europäischen Erzeugnisse, als da sind: Zenge, Branntwein, Flinten, Schiesspulver, verschiedene Porzellan- und Glasperlen, u. s. w., und einiger einheimischer Produkte, als der Mahala (grobe Gewebe), Hacken, feiner Matten und des Salzes. Eigentlich haben sie blos ein Maass, womit sie

alle Waaren, selbst die Flüssigkeit messen, oder vielmehr sie bestimmen den Preis aller Waaren mit einem, diesem Maasse entsprechenden, Werthe. Dieses Maass bezieht sich blos auf die Länge; seine Theile sind: das Nandu, das Bekka und das Kiráua. Das Nandu ist ohngefähr so viel wie eine Elle, zwei Nandu machen ein Bekka aus, und vier Bekka ein Kiráua. Das Nandu wird auch noch in ¼, ½ und ¾ Nandu abgetheilt.

Weil nun aber der Preis der europäischen Erzeugnisse nicht nur von der Länge oder Quantität, sondern auch von der Qualität abhängt, so ist es zum bessern Verständniss der Sache nöthig, die bei den südafrikanischen Völkern des Innern am meisten vorkommenden Kaufartikel aufzuzahlen und ihren verschiedenen Preis dem angegebenen Maasse gemäss zu bestimmen, so wie auch den Preis der theilbaren oder untheilbaren Gegenstände, die keine Zeuge sind, im Verhältniss zu den Zeugen festzusetzen.

Folgendes sind die für den Binnenhandel in Süd-Afrika geeignetsten Zeuge:

In portugiesischer Sprache.	In der Sprache der Eingebornen.
Baeta	Baeta
Panno da Costa	Lumbongo
Pintado	Pintado
Chita	Chita
Zuarte	Noroti

Dies sind werthvollere und feinere Stoffe und werden von den Eingebornen mit der gemeinschaftlichen Benennung **Kitakáva** bezeichnet

Lenços	Valessu
Garraz	Bindscha

Viererlei Fazenda da ley, nemlich:

Kaluko	Kaluko
Koromandel	Ovátua
Tufulim	Otyipoke, oder Kissondi
Mabala	Mabála

Diese werden von den Eingebornen gemeinschaftlich **Viera** genannt.

Andere Zeuge, wie z. B. feine französische Sacktücher, Shawls, Tücher, gut gearbeitete Schmucksachen von Metall und Glas, dienen in den entfernten Ländern des Innern blos zu Geschenken für die Fürsten und haben im Handel keinen Absatz, da die rohen Völker dieselben nicht zu schätzen wissen und wegen des hohen Preises nicht kaufen.

Der Preis der Baeta- und Lumbongo-Zeuge ist um hundert Prozente höher als der der Zuarte-, Pintado- und Chita-Zenge. Zwei Bekka Baeta oder Lumbongo kommen gleich einem ganzen Kirána von den letztern Stoffen. Der Preis dieser Zeuge ist nun wieder um hundert Prozente höher als der der Lenços, Garraz und Fazenda da ley-Zeuge, und ein Bekka von jenen kostet so viel als zwei Bekka von diesen.

Die feinern, hier nicht erwähnten Gewebe kommen wenig und selten in den Handel, und der Werth derselben lässt sich leicht nach dem Preis der gewöhnlichen Stoffe bestimmen.

Aus dem Gesagten geht nun hervor, dass der Kaufmann unter diesen Völkern, die immer eine je grössere Quantität Zeuge für ihre Produkte fordern, besonders darauf bedacht sein müsse, dass er je weniger Kitakáva-Zeuge zu geben gezwungen sei. Hier zu Lande wird auch nicht so sehr über das Maass der Zeuge, als viel-

mehr über die Qualität und Benennung derselben gefeilscht.

Der Branntwein [20]) wird nach Flaschen (Ongalaffa) berechnet; jede Flasche wird auf zwei Bekka Viera-Zeuge geschätzt.

Das Schiesspulver wird nach einzelnen Ladungen berechnet; acht Ladungen werden auf eine Elle Viera-Zeug gerechnet. Bei grössern Einkäufen bedient man sich eines gewissen Maasses, welches 30—50 Ladungen fasst.

Eine Flinte entspricht vier Kiréna, von welchen die Hälfte Kitakáva-, die andere Hälfte Viera-Zeuge sind. Fünf Feuersteine werden auf ein Nandu Viera-Zeug gerechnet, und zehn Bogen Papier auf ebensoviel.

Die Perlen werden in grössern oder kleinern Schnüren verkauft, und eine Schnur wird je nach der Qualität für ein Nandu bis zu einem Kiréna von Kitakáva- oder Viera-Zeugen gegeben. Von den Kauri oder Busio Muscheln werden je nach der Entfernung vom Gestade 25—50 Stück auf ein Nandu von Viera- oder Kitakáva-Zeugen gerechnet.

Von den langen Messern mit weissem Beingriff wird das Stück auf vier Bekka oder ein Kiréna, ein Messer mit hölzernem Griff aber gewöhnlich auf ein Nandu Viera-Zeug geschätzt.

Von den kupfernen Klingeln werden die grössern, die im Durchmesser etwa 3 Zoll haben, für drei Kiréna Viera-, ja oft für ebensoviel Kitakáva-Zeuge verkauft, die Schelle aber kostet ein Bekka Viera-Zeug.

Von den Gläsern werden die ordinären für zwei Bekka Viera-Zeuge verkauft, während diejenigen, die

mit vergoldeten Blumen geziert sind, oft mehrere Kirána kosten.

Der Preis des Salzes ist nach Umständen sehr verschieden, je nachdem nemlich das Land in grösserer oder geringerer Entfernung von den Salzgruben ist. In Bihé entspricht das Pfund Salz gewöhnlich dem Werthe von einem Nándu Viera-Zeug, was etwa 18 kr. C. M. beträgt. Aber in den Zambuella-Ländern können wir das Pfund Salz leicht auf 2 Gulden C. M. schätzen, wenn wir nemlich die Quantität Wachs oder Elfenbein, die für ein Pfund Salz eingetauscht werden kann, nach unserm Gelde berechnen. Das Salz wird nach den entferntern Ländern in Taschen von Baumrinde transportirt; eine solche Tasche fasst 1—5 Pfund.

Der Binnenhandel der Kimbunda Völker ist im Vergleich mit ihrem auswärtigen Handel sehr gering; die Gegenstände desselben sind: Sklaven, Rindvieh, Schafe, inländische Hacken. Elfenbein und Nashorn-Hörner gibt es nicht in den Kimbunda Ländern, auch Wachs gibt es wenig, was sie also von diesen Artikeln nach den europäischen Faktoreien bringen, das tauschen sie im Auslande ein.

Der Preis der Sklaven ist gegenwärtig sehr gering; seitdem ihre Verschiffung gehindert wird, ist der Preis derselben bis auf ein Drittel herabgesunken. Einen erwachsenen jungen Sklaven oder eine junge Sklavin kann man für 35—40 Ellen verschiedener europäischer Zeuge kaufen. Ein tüchtiger Ochse kostet fast eben so viel, nur dass für den Ochsen gewöhnlich blos Viera-Zeuge gegeben werden. Der Preis einer Ziege ist doppelt so gross als der eines Schafes, weil die Ziege zum Opfer gebraucht wird, das Schaf aber nicht. Oft gibt man für

eine Ziege ein ganzes Kirána, zur Hälfte Kitakáva- und zur Hälfte Viera-Zeuge. Das übrige Vieh, Schweine und Hühner sind sehr billig.

Die bei diesen Völkern gebräuchliche Hacke ist oval und konkav, handbreit und eine Spanne lang. In den Eisenwerken von Omballe werden sehr viele solcher Hacken gemacht und von dort in's Ausland ausgeführt. Zehn Stück werden in ein Pack zusammengebunden und ein solches Pack wird zu drei Bekka Viera-Zeuge berechnet; aber die entferntern Völker geben dafür auch sechsmal so viel.

Der auswärtige Handel ist viel bedeutender als der inländische. Die Kimbunda treiben ohne Zweifel den ausgebreitetsten Handel in Süd-Afrika; ihre Karavanen gehen von den westlichen Küsten bis in die Nähe des Indischen Oceans, ja sogar manchmal bis an die östlichen Gestade, von Norden nach Süden aber dringen sie von dem Moropu-Reiche angefangen innerhalb zwanzig Breitegraden bis zu den Mucimba Wüsten, mit europäischen Waaren beladen oder Elefanten jagend. Ich brauche es nicht zu sagen, dass so grosse Reisen nur von zahlreichen Karavanen ausgeführt werden konnen. Von der Zusammenstellung solcher Karavanen war schon oben die Rede; hier will ich noch mit einigen Worten den in den entferntern Ländern des Innern mit europäischen Waaren betriebenen Tauschhandel berühren.

Die vorzüglichsten Gegenstände des auswärtigen Handels der Kimbunda sind jetzt, da der Sklavenhandel abgeschafft ist, folgende: Elfenbein, Rhinoceros-Hörner und Wachs. Diese Artikel tauschen sie von den Völkern des Innern für europäische Waaren ein, und zwar das Wachs direkt und nur für europäische Waaren, das

Elfenbein und die Rhinoceros-Hörner theils für europäische Erzeugnisse, theils für Sklaven oder Rinder, je nach den verschiedenen Bedürfnissen der betreffenden Völker. Denn es giebt Völker, die keine europäische Erzeugnisse benützen, weder zur Bekleidung, noch zu andern Bedürfnissen; von solchen Völkern können sie also das Elfenbein und die Rhinoceros-Hörner blos für Sklaven oder Rinder eintauschen.[21])

Die zu einer Reise nach den entfernten Binnenländern sich rüstende Karavane bestimmt schon im Voraus das Volk, welches sie zu besuchen beabsichtigt, und da sie die Verhältnisse kennt, so richtet sie sich ihrem Zwecke gemäss ein. Mit den europäischen Zeugen besucht sie zuerst solche Völker, von denen sie in Folge der bei denselben herrschenden unmenschlichen Gebräuche in grosser Anzahl und billig Sklaven erhalten kann. Solche Länder sind: das Moropu-Reich, Kalovar (Lobale), Luhanda, Kaitira, Katanga und Kazembe's Reich. Nachdem die Karavane in diesen Ländern für die mitgebrachten europäischen Waaren die nöthige Anzahl Sklaven eingetauscht, begibt sie sich zu solchen Völkern, die einen Reichthum an Elfenbein haben. Dieses tauscht sie jetzt für die in eisernen Fesseln[22]) dahin geschleppten Sklaven ein.

Der mittelst des Rindviehes betriebene Tauschhandel ist mit viel mehr Ungelegenheiten verbunden, und findet nur in den südlich, jenseits des Kubango gelegenen Ländern statt, wo das Hornvieh zahlreich und folglich sehr billig ist Aber das Rindvieh jener Länder ist an warme, trockene und sandige Weiden gewöhnt, folglich hält es eine längere Reise in den nordöstlich gelegenen feuchten, sumpfigen und kalten Ebenen nicht aus;

auch würde es schwierig sein, mit den Rinderheerden die dort befindlichen grossen und undurchwatbaren Moorsümpfe zu passiren [33]). Deshalb wird das in den jenseits des Kuhango gelegenen Ländern eingetauschte Rindvieh von dort blos nach Süden zu den verschiedenen Hirten- und Jägervölkern getrieben; solche Völker sind: die Mukohale, Hinga, Badombodolla, Ukoambi, Kongari, Muimba, Mucimba, welche die vom Auslande eingeführten männlichen Sklaven nicht annehmen, und für ihre Waaren, nemlich für das Elfenbein und Rhinoceros-Horn, Rinder oder junge Sklavinen begehren.

Die nach den entfernten Ländern transportirten oder dort eingetauschten Waaren werden in der bereits geschilderten Weise in Ballen verpackt und mittelst der Mango genannten Stangen von Menschen getragen; denn diese Völker kennen durchaus keine Lastthiere. Und das ist die Ursache davon, dass der Transport mehr als die Hälfte von dem grossen Gewinne des Tauschhandels verschlingt.

Der segensreiche Ackerbau ist bei diesen Völkern sehr beschränkt, denn die Männer halten die Feldarbeit für erniedrigend und überlassen sie gänzlich den Weibern. Am meisten werden Mais und Maniok angebaut, ferner Bohnen, Erbsen, Kürbisse, Kartoffeln [34]), Süsswurz (Kara), Oelgewächse (Mandnhi) und gute Sorten Tabak. Grünzeug und Obst werden gar nicht gezogen; der Aberglaube dieser Völker widersetzt sich allen nützlichen Neuerungen [35]), selbst die geringste Reform kann nur unter besonders günstigen Umständen bei ihnen Eingang finden.

Die kultivirten Felder werden nicht auf offenen Grasstrecken, sondern inmitten der Waldungen angelegt.

Gewöhnlich werden nur die Aeste von den Bäumen abgehauen und rings um die Stämme zusammengehäuft, um sie, nachdem sie während der trockenen Jahreszeit ausgetrocknet sind, anzuzünden. Das Feuer tödtet die Bäume ab; die verdorrten Stämme werden aber nicht umgehauen, sondern bleiben dort stehen, bis sie vom Winde umgeworfen werden.

Der Mais wird auf folgende Weise angebaut. Im Beginne der Regenperiode, Ende September oder Anfangs Oktober wird das Erdreich kaum drei Zoll tief mit der Hacke aufgelockert, dann macht man, wie es bei uns in den Weingärten geschieht, in regelmässigen Abständen von einem Schritte, beiläufig zwei Spannen hohe kleine Hügel und streut das Samenkorn in die Vertiefung, die man in den Hügeln mit dem Fusse macht. Die Zwischenräume besäet man mit Bohnen oder Kürbissamen. Der Mais wird zwei Mal umwürfelt und beginnt schon im März zu reifen, wird aber gewöhnlich erst im Juni eingeerntet, worauf dann die Stengel auf dem Felde angezündet und verbrannt werden.

Ueber den Anbau und die Behandlung des Maniok habe ich schon an einer andern Stelle gesprochen, hier bemerke ich nur noch, dass der Maniok auf kaltem und lehmigem Boden viel langsamer reift und im Allgemeinen nicht so süss ist, als derjenige, welcher auf dem heissen und sandigen Boden an den Meeresküsten gezogen wird. Wahrscheinlich ist dies die Ursache, dass die Kimbunda viel weniger Maniok anbauen als Mais [25], da hingegen die jenseits des Koanza nur drei Tagemärsche von Bihé entfernten, so wie auch die weiter östlich im Innern wohnenden Völker sehr wenig Mais und ausserordentlich viel Maniok erzeugen. Jenseits des Koanza

sind im Allgemeinen die sandigen Landstriche vorherrschend, und der Maniok wird daselbst in einem Jahre vollständig reif.

Der Tabak wird ebenfalls im Beginne der Regenzeit angepflanzt. Die einzelnen Pflanzen werden, so wie bei uns, in gehörigen Abständen eingesetzt. Die Tabakpflanzen werden mehrmals umwürfelt, und im Februar beginnen schon einzelne Blätter gelb zu werden. Diese Blätter werden nun abgelöst; man hängt sie aber nicht an Schnüren auf, wie bei uns, sondern hüllt sie in frische Baumblätter ein und lässt sie so an einem beschatteten Orte reifen. Vier Tage lang bleiben die Blätter eingehüllt liegen; dann werden sie jeden Tag ein Mal gewendet, um diejenigen, die bereits reif sind, herauszunehmen. Die gereiften Blätter befreit man von der mittlern dicken Ader und dreht sie zu etwa zwei Zoll dicken und zehn Klafter langen Stricken (minda) zusammen. Diese Stricke werden dann zu Knäueln zusammengewunden, die man aber alle 24 Stunden ein Mal auflöst, um mit der Hand aus dem ganzen Geflechte den herausschwitzenden Saft auszudrücken. Dies wird so lange wiederholt, bis endlich der Saft gänzlich ausgedruckt ist; dann werden die Tabakrollen an einen schattigen Ort gebracht, wo sie liegen bleiben, bis der Tabak völlig ausgegohren ist.

Die kleinen und zerfetzten Tabaksblätter werden in einem grossen hölzernen Mörser, und zwar während sie noch feucht sind, zerstossen und aus dieser zerstossenen Masse apfelgrosse Kugeln (Bunge) gemacht, die man an einem schattigen und luftigen Orte trocknen lässt. Diese Tabak-Kugeln werden grösstentheils in's Ausland verführt.

Es existiren hier verschiedene, und lauter ausgezeichnete Tabaksorten, die ihres angenehmen Duftes halber selbst den Tabaksorten von Virginien, Havanna, Varinas und Bahia nicht nachstünden, wenn sie gut behandelt würden. *)

Das Mandubi-Oelgewächs wird so, wie der Mais, in aufgehäuften Hügelreihen angebaut. Es wird in den späten Wintermonaten, im Juli und August reif; die weithin verzweigten Wurzeln desselben sind dann mit gelben, länglichen Fruchtkapseln bedeckt, die zwei Körner enthalten. Aus diesen Körnern wird das Oel, welches hauptsächlich zum Einbrennen der Speisen dient, durch Auskochen gewonnen. Das aus den Körnern ausgekochte Oel schwimmt auf dem Wasser und wird mittelst des Löffels abgeschöpft. Geröstet dient die Mandubifrucht auch als Speise; sie ist wohlschmeckend und nahrhaft, aber sehr erbitzend; weshalb der häufige Genuss derselben der Gesundheit schadet.

Die Kartoffeln (Kápá) gedeihen zwar sehr gut, werden aber von den Kimbunda nur wenig angebaut, weil der Genuss derselben für unziemlich und ekelhaft gilt.

Der Boden ist im Allgemeinen sehr fruchtbar, und bestebt meistens aus einem Gemisch von Thon und Sand; die Saaten wachsen während der Regenzeit sehr rasch und so üppig, dass der Mais 180, ja sogar 200-fältige Körner gibt. Aber trotz dieses Ueberflusses stellt sich bei diesen Völkern sehr häufig die Hungersnoth ein, denn in ihrer Trägheit bauen sie kaum so viel an, als jährlich zum knappen Bedarf der Familie nöthig ist, und legen nie etwas von der Ernte bei Seite, um einen Vorrath für Missjahre zu haben, sondern geben mit dem, was sie eingeheimst haben, so verschwenderisch um,

dass ihnen gewöhnlich schon einige Monate vor der neuen Ernte die Nahrungsmittel gänzlich ausgehen. Deshalb herrscht unter ihnen in weniger fruchtbaren Jahren eine allgemeine und mörderische Hungersnoth.[7])

Noch schlimmer steht es bei ihnen mit der Viehzucht. Das Vieh bleibt gewöhnlich ganz ohne Pflege und Obhut; kaum errichten sie einige Hürden, wo dasselbe während der Nacht vor den Raubthieren Schutz finden könnte. Die hier befindlichen Hausthiere sind: Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner.

Die Rinder sind alle gefleckt; sie sind nicht sehr zahlreich und dienen nur als Schlachtvieh, denn die trägen und eigensinnigen Kimbunda lassen ihnen nicht die geringste Pflege angedeihen und verstehen nicht, den gelehrigen Instinkt des Rindes zu benützen; sie wissen es nicht, dass man den Ochsen in's Joch spannen und die Felder mit dem Pflug ackern könne. Auch benützen sie die Kuhmilch nicht und halten in ihrem Aberglauben den Genuss derselben für eine Sünde.[8]) Die Rindviehheerden weiden während der Regenzeit in den Waldungen der höher gelegenen Gegenden, während der trockenen Monate aber auf den sumpfigen Ebenen.

Die Schafe und Ziegen sind bei weitem zahlreicher, dienen aber ebenfalls nur als Schlachtvieh. Das Schaf hat einen grossen Wuchs, ist aber statt der Wolle mit kurzen schlichten Haaren bedeckt; sein Fleisch ist wohlschmeckend. Das Schwein ist das einzige Thier, welches die Kimbunda mästen, und dies thun sie meistens mit Mais und Maniok; es ist eine sehr gute Art und wird schnell fett.

Das Verschneiden der Hausthiere ist auch bei den Kimbunda gebräuchlich und wird von ihnen zur gehörigen Zeit und mit Geschicklichkeit vollzogen.

Die erwähnten Hausthiere sind, obgleich sie ohne alle Pflege gelassen werden, gewöhnlich gut ausgebildet und fett, denn sie haben immer gute und fette Weideu. Aber das Rindvieh, welches ich aus den südlich gelegenen Humbe Ländern nach Bihé mitgebracht habe, wollte hier nicht gedeihen und sich acclimatisiren; die strengere Kälte des Winters und die das Feld bedeckenden Karapato-Würmer (Acarus) rafften es in kurzer Zeit dahin.

Von Bienenzucht kann bei den Kimbunda kaum die Rede sein, denn sie sammeln nur den in den grossen Waldungen, in ausgehöhlten Bäumen häufig vorkommenden Honig ein. Die Bienennester suchen sie, wie ich bereits erwähnt habe, zum Theil nach der Anweisung des Ossole-Vogels auf; das aufgefundene Nest wird jedes Mal vollständig zerstört. Dennoch pflegen sie auch aus Baumrinde zilinderförmige Bienenkörbe zu machen, die sie im Walde an irgend einem Baum aufhängen. Solche Körbe werden bald von Bienenschwärmen besetzt, und mit Honig angefüllt, welcher als Eigenthum desjenigen betrachtet wird, der den Korb aufgestellt hat; die Beraubung eines fremden Bienenkorbes gilt sogar als Kapitalverbrechen.

In den Wintermonaten, wenn das hohe Gras in Folge der trockenen Ostwinde ganz verdorrt ist und leicht angezundet und verbrannt werden kann, finden grosse Jagden statt. Die Bewohner mehrerer Ortschaften versammeln sich an dem bestimmten Tage mit Flinten und Bogen bewaffnet und begeben sich in den Wald.

Hier wird das welke Gras an mehreren Stellen angezündet; das von dem regelmässig wehenden Winde angefachte Feuer verbreitet sich mit grosser Schnelligkeit und dringt mit ungeheurem Geprassel durch das unter den Bäumen befindliche dichte Gras und durre Laubwerk, so dass die Flammen hoch hinaufschlagen bis zu den Gipfeln der Bäume.

Die Jäger hatten schon vorher den ganzen Raum durch eine ununterbrochene Kette eingeschlossen, und konnen so das aufgeschreckte und vor dem Feuermeer nach allen Seiten hin flüchtende Wild auf leichte Weise niederschiessen. Bei solchen Gelegenheiten werden die verschiedensten wilden Thiere zu Hunderten geschossen, und ein Naturforscher könnte eine interessante zoologische Sammlung erhalten.

Eine solche Jagd ist jedoch mit einigen Gefahren verknüpft; denn in dem eingeschlossenen weiten Kreise, der oft einen Durchmesser von einer Meile hat, befinden sich gewöhnlich auch wüthende Raubthiere in grosser Anzahl; diese pflegen, da sie einerseits von den immer heftiger wüthenden Flammen, andrerseits von dem Knallen der Flinten bedroht werden, in blinder Wuth sich auf die im Kreise vordringenden Jager zu sturzen, und besonders die Löwen, Leoparden und Unzen verkaufen ihr Leben oft sehr theuer, indem mehrere Jäger als Opfer fallen, obgleich die in solchen Dingen bewanderten Schwarzen die drohende Gefahr mit vielem Geschicke zu vermeiden wissen.

Das Wild wird aber auch noch auf andere Weise gejagt, und besonders die sogenannten Vakongo (Jagdmeister) pflegen es auf folgende Weise zu verfolgen: sie errichten von einem Fluss oder Bach angefan-

gen in gerader Linie einen Klafter hohen Zaun (Mundeo), der sich oft auf mehr als eine Meile weite Entfernung erstreckt; in diesem Zaune sind in regelmässigen Abständen enge Oeffnungen mit Fallen, die auf folgende Weise eingerichtet sind. An einem gerade stehenden Baume wird in geneigter Richtung ein grosses schweres Stück Holz angelehnt und mittelst eines hölzernen Zapfens befestigt, an welchem eine dünne Leine angebracht ist, die in der Quere über die Oeffnung des Zaunes gezogen wird. Geht nun ein Thier durch diese Oeffnung, so muss es nothwendiger Weise die Leine berühren und anziehen; dadurch wird der Zapfen herausgezogen und das schwere Klotz fällt sogleich auf das sich durchzwängende Thier und schlägt es todt. Damit auch grössere Thiere, wie z. B. das Pakassa, Zebra u. s. w. in diesen Fallen (Olibi) ihren Untergang finden, befestigt man am untern Ende des Fallholzes kurze und scharfe Speerspitzen von Eisen und macht etwas grössere Oeffnungen. Oft werden unter diesen Olibi-Oeffnungen auch Fallgruben (Ongumbe) angelegt, deren Boden mit nach oben gekehrten, eisernen Spiessen versehen ist. Die Grube wird mit einer dünnen Schicht von Zweigen und Gras zugedeckt, die sogleich zusammenbricht und einsinkt, sobald das Thier darauf tritt. Die Jäger pflegen ihre Olibi jeden Tag zu untersuchen, damit das etwa getödtete Wild nicht verwese oder von Raubthieren aufgezehrt werde.*)

Bei dem Fischfang legen die Kimbunda viel weniger Geschicklichkeit an den Tag. Sie wissen kein Netz

*) Andersson beschreibt ähnliche Fallgruben und Fallhölzer welche von den südlichern Völkern errichtet werden. Vergl B. II pag 116, u. s. w., pag. 282

anzufertigen, und mit den Werkzeugen, die sie benutzen, können sie nicht viele Fische fangen, obgleich ihre Flüsse Ueberfluss daran haben. Der üblichste Apparat zum Fischen ist das sogenannte Musua, das ist, ein aus dünn gespaltetem Rohr geflochtener, länglicher und trichterförmiger Korb, der etwa eine halbe Klafter im Durchmesser misst. Dieser Korb hat inwendig ein dem äussern ähnliches Flechtwerk, welches schraubenförmig gewunden ist, sich von der Wand des Korbes immer mehr entfernt und endlich in eine schmale, kaum eine halbe Spanne breite Oeffnung endigt, die in einen Sack, der zwischen dem innern und äussern Flechtwerk angebracht ist, mündet.

Dieses Musua wird mit seiner Mündung stromaufwärts in horizontaler Lage befestigt. Der Fisch gelangt leicht in die weite Oeffnung des Korbes, kömmt durch das sich immer mehr verjüngende innere Flechtwerk hindurch in die noch engere untere Oeffnung, und wird durch dieselbe von der Strömung in den Sack mit fortgerissen, aus welchem er dann nicht mehr hinausgelangen kann.

Ein anderes Fischer-Werkzeug ist das sogenannte Ginda, das der auch bei uns üblichen Fischreuse ähnlich ist. Wenn sich nach den periodischen Ueberschwemmungen das Wasser zurückzieht, bleiben viele Fische in den an den Flüssen befindlichen Tümpeln zurück, diese werden immer seichter und es ist dann leicht, die Fische mit dem Ginda aufzuspiessen. Doch ist dieser Fischfang nicht gefahrlos, denn in den Sümpfen befinden sich oft auch Krokodile, die sich mit den fallenden Gewässern nicht zeitig genug in die Flüsse zurückgezogen hatten.

In Betreff der Kimbunda-Ortschaften muss ich bemerken, dass die einzelnen Libáta mit einer Pfosten-Einfriedigung und mit einem Graben ausserhalb der Einfriedigung befestigt und immer abgesondert errichtet werden, so dass zwischen den einzelnen Libáta ein Zwischenraum von wenigstens 3—400 Klaftern bleibt. Eine grössere oder geringere Anzahl solcher neben einander errichteten Libáta bildet eine Ortschaft. Jedes Libáta wird von dem Familienhaupte, dem Eigner desselben, verwaltet; die Familienhäupter heissen ebenfalls Sekulu und sind den Erombe-Sekulu untergeordnet. Die Erombe-Libáta sind ganz so eingerichtet wie die übrigen Libáta; nur nehmen sie einen grössern Raum ein, und vor dem Hauptthor derselben befindet sich, ausserhalb der Einfriedigung, der Jango oder Berathungsplatz, mit hölzernen Bänken.

Die Anzahl der Bewohner eines Libáta ist sehr verschieden, je nachdem es einen grössern oder geringern Umfang hat; im Durchschnitt wohnen 80—160 Seelen in einem Libáta; manchmal aber steigt die Anzahl der Bewohner auch auf 2000 Seelen. Die Bewohner der in einer Gruppe erbauten Libáta halten fest aneinander; im Nothfall vertheidigen sie sich gemeinschaftlich gegen die tyrannische Gewaltthatigkeit der Edelleute; ja oft geschieht es, dass sie sogar die vom Fürsten entbotene bewaffnete Macht zurücktreiben. Im Falle eines auswärtigen Krieges kämpfen sie unter ihrer eigenen Fahne und unter dem Kommando eines von ihnen selbst gewählten Häuptlings.

Gewöhnlich sind die Libáta der Kimbunda von ungeheuren Incendera-Bäumen[29]) so dicht umringt, dass das Auge das dichte Laubwerk derselben nicht zu durchdringen vermag; deshalb kann man die innerhalb des

Dickichts befindlichen Häuser von aussen gar nicht sehen. Und weil die Ortschaften immer auf offenen und höher liegenden Plateaux angelegt sind, erscheinen sie von weitem wie herrliche Baumgruppen.

Zur Einfriedigung des Libáta benützen sie Pfosten von den Ongaye und Máko genannten Bäumen, die ein sehr festes Holz haben. Aus den Baumstämmen machen sie mannsdicke und vier Klafter lange Pfosten oder Pfähle und rammeln sie so dicht nebeneinander in den Boden, dass zur Zerstörung eines solchen Pfahlwerkes Kanonen erforderlich wären. Und weil diese Völker keine Kanonen besitzen, so ist eine geringe Anzahl von Bewaffneten im Stande, den Angriff eines zahlreichen Feindes mit Leichtigkeit auszuhalten und abzuwehren. Das Holz der erwähnten Bäume ist so fest, dass die Pfosten in der Erde Jahrhunderte lang ausdauern, ohne zu verfaulen, da sie auch von den Würmern (Bundschi) nicht beschädigt werden.

Die Kimbunda sind im Essen nicht sehr wählerisch, und verschlucken ohne Unterschied auch die ekelhaftesten Gegenstände. Mit Ausnahme einiger Reptilien verzehren sie alle übrigen Thiere mit gleichgutem Appetit, Löwen, Leoparden, Schakale, Unzen und Hyänen, ferner verschiedene Käfer, die bei uns sogenannte Pferdelaus, die sich auf feuchten Feldern aufhält, die grossen grünen Raupen, die Heuschrecken, das Krokodil, die grosse Eidechse (Lacerta tegnixin), die Riesenschlange, Krebse, Frösche. Ihre Lieblingsspeise jedoch ist das Hundefleisch, welches aber nur die kriegsfähigen Männer verzehren, und zwar bei einigen feierlichen Gelegenheiten mit Menschen- und Rindfleisch gemischt. Die Vornehmern ernähren sich gewöhnlich vom Rindfleisch,

und Wildpret. Zur vegetabilischen Nahrung dienen verschiedene wild wachsende Gemüse, namentlich eine Art Spinat (Lumbi).

Sie pflegen des Tages nur zwei Mal zu speisen; das Frühmahl (Huima) nehmen sie zur Zeit des Sonnenaufgangs zu sich, das Mittagmahl (Kuria) aber des Abends, wenn die Sonne untergeht. Das Fleisch wird gewöhnlich nicht gekocht, sondern in der Glut geröstet; nur bei feierlichen Gelegenheiten machen sie darin eine Ausnahme und kochen das Fleisch, wie ich bereits erwähnt habe. Sonst pflegen sie nur das Gemüse aufzukochen und mit Fett, mit Palm- oder Manduhiöl einzubrennen.

Die Stelle des Brotes vertreten das sogenannte Futa und Infundyi. Das Futa ist eine Art Brei, welcher aus Maismehl, das in einem Mörser gestossen und durch ein aus feinen Grashalmen verfertigtes Sieb gesichtet wurde, ohne Salz gekocht wird und, indem er abkühlt, sich verdichtet. Das Infundyi wird aus Maniokmehl bereitet. Man lässt zu diesem Zwecke die Maniokwurzeln fünf bis sechs Tage lang im Wasser liegen, bis sie ganz weich werden, trocknet sie dann und zerstösst sie in einem Mörser zu feinem Mehl; aus diesem Mehl wird nun das Infundyi gekocht, ganz so wie der Maisbrei. Das Infundyi ist schneeweiss und sehr nahrhaft, aber dem daran nicht gewöhnten Europäer schmeckt es eben so fad wie das Futa.[30])

Zum Getränk dient das schon oft erwähnte Kimbombo, welches ein aus Mais- und Maniokgraupen bereitetes Bier ist. In grösserer Quantität genossen wirkt es berauschend. Von diesem Getränke sind sie im Stande eine unglaubliche Menge zu trinken; zwei Menschen

werden mit einem Eimer in einem halben Tag fertig. Es schmeckt säuerlich und ist, wenn es mit Maass genossen wird, in diesem heissen Himmelsstriche erfrischend und gesund. Nicht so gesund ist das Mingundi oder Bingundi (Meth); dieses Getränk hat anfangs einen süssen Geschmack, wird aber wegen der schnellen Gährung bald sehr schneidend und ist dann ausserordentlich berauschend, [31]) und verursacht heftiges Bauchgrimmen und Kopfweh.

Es ist vorauszusetzen, dass es an Unterhaltungen und Lustbarkeiten bei diesen, der Trägheit ergebenen Völkern nicht mangelt. Ihre Belustigungen bestehen meistens in Musik, Tanz und Gesang. Sie haben verschiedene rohe Musikinstrumente. Das gewöhnlichste ist die Longoma, d. h. eine mit der Haut irgend eines schwächern Thieres bespannte, grosse Pauke von länglicher Gestalt; man schlägt mit den Händen darauf, und macht einen solchen Lärm, dass man ihn in stillen Nächten auf meilenweite Entfernungen hören kann. Ferner das Marimba, dessen Klang demjenigen unserer Dudelsäcke ähnlich ist, nur dass er mehr Harmonie und Abwechslung hat, folglich auch angenehmer ist. Dann das Bendu, d. h. ein flötenartiges Instrument, welches, da sie ihm keine harmonische Klänge zu entlocken verstehen, dem Ohre eher eine Hölle als einen Genuss verschafft. Endlich das Vissandschi, das sehr angenehm klingt und ohne Zweifel das einzige Instrument ist, welches ein europäisches Ohr zu fesseln vermag.

Die Tanzunterhaltungen finden gewöhnlich in der Nacht statt, indem sich beide Geschlechter auf dem Jango eines oder des andern Ortes versammeln, wo sie dann beim Scheine der angezündeten grossen Holzstösse

unter Schreien und Singen wacker tanzen, nachdem sie vom Genuss des Kimbombo in Hitze gerathen sind. Männer und Weiber mischen sich untereinander und machen unter lärmendem Gesang und fortwährendem Bändeklatschen allerlei Sprünge und unanständige Bewegungen, indem sie sich einander nähern, und belustigen sich überhaupt mit der grössten Schamlosigkeit. Die ausschweifende Belustigung dauert gewöhnlich bis zur Morgendämmerung.

Ausser diesen gewöhnlichen Unterhaltungen haben sie auch noch zwei nationale Volksfeste; das eine ist das Kikalánka-, das andere das Kánye-Fest. Das erstere findet statt, wenn die Krieger vom Schlachtfelde als Sieger heimkehren und dem Fürsten die gemachte Beute vorzeigen, von dem sie bei dieser Gelegenheit drei Tage und drei Nächte hindurch mit Essen und Trinken bewirthet werden. Die Festlichkeit wird von den Kriegern mit einem heftigen Flintenfeuer eröffnet, dann tritt ein von den Sóma-Katito (d. h. Hókaführern) aus ihrer Mitte erwählter Redner hervor, begrüsst den Fürsten im Namen der Krieger, und erzählt ihm umständlich die Ereignisse des Feldzuges, wobei er diejenigen namentlich hervorhebt, die sich in der Schlacht am meisten ausgezeichnet haben, und zugleich für sie eine Belohnung bittet. Nach beendigter Rede zeigt er die Beute vor, die meistens aus Sklaven, Hornvieh, Wachs und Elfenbein besteht.

Der Fürst behält die Hälfte der vorgezeigten Beute für sich selbst, das Uebrige überlässt er den Kriegern, dann lässt er ihnen Branntwein, oder, in Ermangelung desselben, Kimbombo austheilen. Es wird nun lustig und lärmend gezecht; bald fordern sich die Krieger,

erhitzt vom berauschenden Getränke und von den Klängen der Marimba, zum Tanze auf, müssen aber warten, bis der Fürst und seine Kriegshäuptlinge den aus kriegerischen Bewegungen und Geberden bestehenden Kikalánka-Tanz beendet haben. Während der Fürst und seine Häuptlinge tanzen, rufen die Krieger wiederholt: „Néha kuku! néha kuku! néha kuku! taláma houschi! Houschi a dyinháma!“ (Gegrüsset seiest du, unser Herr, mächtiger Löwe, wüthender Löwe!) Endlich kömmt die Reihe an die Krieger, die schon ungeduldig warteten, und nun beginnt der allgemeine Tanz; aber die Weiber dürfen noch nicht erscheinen. Nach ein paar Stunden werden die zum Opfer bestimmten Gefangenen geschlachtet, das Fleisch derselben wird mit Hunde- und Rindfleisch gemischt und gekocht und nebst Infundi-Brot unter die Hókaschaaren vertheilt. Nur nach Beendigung dieses abscheulichen Mahles dürfen auch die Weiber erscheinen, und dann wird das Tanzen und Schwelgen drei Tage und Nächte hindurch fortgesetzt. Am Kimbomho mangelt es nicht, die geraubten Rinder aber dienen zur Speise.

Das Kányefest ist gewissermaassen ein Erntefest der Weiber. Nachdem die Fechsung eingeheimst wurde, versammeln sich die Weiber der Umgegend am festgesetzten Tage an einem bestimmten Ort, und begeben sich mit Blumenkränzen geschmückt und mit Fahnen in der Hand zur Hausfrau (Ntemho), welche in der Umgegend die reichlichste Ernte erzielt hatte, und reichen ihr einige Gaben von ihren Erzeugnissen dar. Dann opfern sie einige Hühner den Kilulu, damit sie die Saaten nicht beschädigen. Hierauf ergötzen sie sich nach Herzenslust am Essen und Trinken und tanzen ohne Mu-

sikbegleitung blos unter Singen den Kánye-Tanz, der jedoch nicht sehr anständig ist. Des Abends zünden sie auf dem Jango grosse Holzstösse an, und laden nun auch die Männer ein, um an dem Genusse des von allen Seiten reichlich herbeigebrachten Kimhombo theilzunehmen. Jetzt erscheinen auch die Marimbaspieler und Trommler. Und nun beginnt die ausschweifendste Unterhaltung; die Frauen spielen die Rolle des Wirthes, und sind noch schamloser als die Männer, die sie ohne Scheu und Rückhalt zu allerlei Exzessen auffordern. Die trunkenen Weiber legen alle Scham bei Seite, tanzen entblösst und wie wahnsinnig um die im Dunkel hoch auflodernden Holzstösse herum, — man würde sie eher für Furien aus der Hölle als für Weiber halten. Endlich ziehen sie sich, gleichsam aufgeschreckt vor der anbrechenden Morgenröthe, zurück und werfen sich in die Arme des Schlafes, um neue Kräfte zu sammeln für die Ausschweifungen der folgenden Nacht. So artet das anfangs unschuldige und löbliche Fest in die abscheulichste Ausschweifung aus, die gewöhnlich drei Nächte nach einander dauert.

Da eitler Zeitvertreib eine der Hauptpassionen der Kimbunda ist, so suchen auch die hinfälligen Greise, die an dem so sehr beliebten Tanze nicht mehr theilnehmen können, irgend eine Unterhaltung und finden sie besonders im Tyéla- oder Tschéla-Spiel. Dieses Spiel hat einige Aehnlichkeit mit unserem Dominospiel. Auf einem viereckigen Brett sind in regelmässigen Reihen und gleichen Abständen 40 kleine Löcher. In diese Löcher werden rundliche Gegenstände, gewöhnlich die Körner von Waldfrüchten gelegt, während jeder der zwei Spieler drei solche Körner in der Hand hält

Diese drei Körner werfen sie nach Art der Würfel auf eine in der Mitte des Brettes befindliche Walst. Die Kugeln rollen nun mit grösserer oder geringerer Kraft, die sie vom Falle erhalten, in die Löcher der einen oder der andern Reihe. Und davon hängt der Verlust oder Gewinn ab. Wenn die von dem einen Spieler geworfene Kugel in irgend ein Loch des andern Spielers fällt, so legt er den darin befindlichen Kern in sein Loch. Es ist interessant, diesem Spiele zuzuschauen; die Spieler sitzen wie wahre Automaten, ohne ein Wort zu wechseln, den ganzen Tag am Tschéla-brett und schlürfen von Zeit zu Zeit Kimbombo; so vertreiben sie sich die Langweile.

---

¹) So wurden ihre Priester oder Wahrsager genannt, die das abergläubische Volk mit unbeschränkter Macht beherrschten, indem sie an einander festhaltend eine furchtbare Theokratie bildeten. Gegenwärtig führt nur noch der Fürst von Kassandschi diesen Titel.

²) Der Pakassero-Verein ist unter den südafrikanischen Völkern sehr verbreitet; die Mitglieder desselben erkennen sich an verschiedenen geheimen Abzeichen, deren Kenntniss ich mir bis jetzt noch nicht zu verschaffen vermochte. Ihre äussern Abzeichen sind: ein Streifen vom Schweife des Pakassa Thieres, welchen sie um ihr Haupt schlingen, so dass die daraus horizontal hervorstehenden Haare ihr Gesicht beschatten, ferner einige dünne Ringe, die sie aus den Eingeweiden desselben Thieres flechten und an den Armen und Schenkeln tragen. Ein feierlicher Schwur, dessen Verletzung mit dem Tode bestraft wird, verpflichtet sie zur Bewahrung der Geheimnisse des Vereines. (Das Wort „Pakassero" ist gewiss portugiesischen Ursprunges, und wird von andern Reisenden „Empacasseiro" oder „Empacaceiro" geschrieben. Nach Livingstone stehen die Empacasseiro im Dienste der Portugiesen und besorgen namentlich die Verbindung der im Innern gelegenen Posten mit den Ansiedlun-

gen an der Küste Das Thier, von welchem der Name Empacasseiro entstanden ist, heisst eigentlich „mpakassa"; Magyar schreibt einigemal „enpakassa" — Wenn der geheime Bund der Empakasseiro ohne fremden Einfluss im Schoosse der Kimbunda gegen die Jaga entstanden wäre, wie Magyar erzählt, so würde er einen einheimischen Namen ohne fremde Endung haben, oder wenigstens ursprünglich gehabt haben. Mir scheint es demnach wahrscheinlicher, dass dieser Verein von den Portugiesen gestiftet wurde, zum Schutze ihrer Ansiedlungen, vielleicht namentlich auch gegen die wilden Jaga. *Anmerk. d Uebers.)*

³) „Soma" oder „Soba" (Sova) bedeutet im vollständigen Sinne des Wortes „Majestät", und die Kimbunda Fürsten, die nur mit der weltlichen Macht bekleidet sind, führen seit jener Zeit noch immer diesen Titel; der Jaga von Kassandschi hingegen ist Fürst und Oberpriester in einer Person und steht in viel höherem Ansehen.

⁴) Die Nachricht von dem Ableben des Fürsten wird gewöhnlich erst zwei Monate nach dem Ereigniss allgemein bekannt; denn sobald die Kimbanda und höchsten Würdenträger das Herannahen seines Hinscheidens vermuthen, gestatten sie es niemandem, sich ihm zu nähern und erlassen in seinem Namen auch dann noch Verordnungen, nachdem er bereits das Zeitliche gesegnet hat Endlich zeigt der Oberkimbanda den Tod des Fürsten den Weibern im fürstlichen Harem an, und diese verkünden das Ereigniss alsogleich mit schrecklichem Jammern und Wehklagen den Bewohnern der Stadt, hierauf beginnen die wilden Trauerfeierlichkeiten mit allen ihren Ausschweifungen.

⁵) Der zukünftige Thronerbe wohnt niemals in der Nähe des Fürsten, ja es ist ihm sogar jedes Zusammentreffen mit demselben verboten, deshalb pflegt er sich gewöhnlich in einer der abgelegensten Gegenden aufzuhalten.

⁶) Die von grausamen abergläubischen Meinungen umstrickten Barbaren scheuen sich nicht, schwangere Weiber zu tödten und die Frucht ihres Leibes herauszureissen, um damit den neuen Fürsten einzusalben, da die gottlosen Kimbanda behaupten dass diese Salbe den Leib des Fürsten gegen jede Waffe schützet

[7]) Sobald der allgemeine Huldigungsruf verschollen ist, kündigt der Fürst durch seinen Kissongo der versammelten Volksmenge an, welchen neuen Namen er angenommen habe. Dieser Name bezieht sich gewöhnlich auf irgend eine Gewohnheit des Fürsten. So heisst z. B. der jetzige Regent von Bihé · Kayaya Kayangula, was so viel bedeutet als: „der schnell Eilende."

[8]) Der jetzige Fürst von Bihé hat die einflussreiche Macht der bihéischen Aristokratie gänzlich gebrochen, weil sie seine tyrannische Willkührherrschaft verhindern wollte, ihm also im Wege stand. Am 3. Febr. 1850 liess er 43 Mitglieder des alten und allgemein verehrten Adels vor seinen eigenen Augen mittelst Gift hinrichten. Unter den Opfern des Tyrannen befand sich auch Mnrssa der Karavanen-Chef, mein ehemaliger Reisegefährte und Freund; ich vermochte ihn weder durch Geschenke, noch durch Bitten zu retten.

[9]) Damit das Landvolk vor den Verwüstungen dieser bewaffneten Banden einigermaassen geschützt bleibe, müssen die Anführer sie durch unbewohnte Waldungen, fern von den Ortschaften, in das feindliche Land führen, sonst ist keine menschliche Macht im Stande, sie von der Plünderung eines in ihrer Nähe liegenden Gutes abzuhalten.

[10]) Wenn der Fürst keinen fähigen Sohn hat, der geeignet wäre, die Würde eines Som'-an-ukán dyámba oder Feldherrn zu bekleiden, so wird dieselbe einem seiner Brüder übertragen. Diese Würde ist in dem despotischen Staate, wo jedes Institut nur durch physische Gewalt aufrechtgehalten werden kann, von sehr grosser Wichtigkeit.

[11]) Es würde als ein grosses Aergerniss betrachtet werden, wenn man bei der Vermählung auch das Mädchen befragen wollte, ob es Lust habe, den Freier zu heirathen, oder nicht. Denn man meint: das Weib sei blos zur Bedienung des Mannes geschaffen, und es müsse sich freuen, wenn jemand es heirathet. Sollte sich aber dennoch das Mädchen weigern, den von den Eltern erwählten Mann zu heirathen, so würde es von den Kimbanda alsogleich verdammt werden, und es dürfte nie mehr hoffen, einen Mann zu bekommen.

[12]) Für jedes Weib wird eine besondere Hütte errichtet; die einzelnen Hütten der Weiber stehen in einer gewissen Entfernung von einander, und haben keinen besondern eingeschlossenen Hofraum; nur die Wohnung der Ntembo hat einen eigenen umfriedigten Hof.

[13]) Ich habe dies auf meinen Reisen zu wiederholten Malen erfahren. Die bei den Karavanen befindlichen schwangern Weiber traten, wenn sie von den Geburtswehen überrascht wurden, nur etwas auf die Seite und kamen oft ohne jegliche Hülfe nieder. Alsdann wuschen sie sich und ihr neugebornes Kind bei dem nächsten Wasser, banden das letztere auf den Rücken und setzten die Reise fort.

[14]) Wenigstens ein Drittheil, wenn nicht gar die Hälfte, der gesammten Bevölkerung des Landes ist Sklave; aber von den Sklaven bilden die Weiber wieder nur ein Drittheil.

[15]) Zu dieser Art Flucht entschliessen sich meistens nur die Sklavinen; bei dem Manne würde sie als besonderes Zeugniss der Feigheit gelten.

[16]) Die Tödtung eines in fremdem Besitz befindlichen Ochsen gilt auch nach ihren religiösen Meinungen als ein grosses Verbrechen, ausserdem beträgt der Preis eines Ochsen fast eben so viel als der eines Sklaven, deshalb darf man sich nicht wundern, dass es nicht leicht ist, einen auf diese Art entlaufenen Sklaven wieder einzulösen. — Einst geschah es, dass einer meiner Sklaven, nachdem er aus Rachsucht mir einen beträchtlichen Schaden gemacht hatte, auf die beschriebene Weise davonlief und sich zu einem andern Herrn flüchtete. Ich sprach mit dem Fürsten über die Wiedereinlösung dieses Sklaven, nicht sowohl aus Rache, als vielmehr deshalb, um den übrigen Sklaven ein Beispiel zu statuiren. Der Fürst liess nun sowohl den flüchtigen Sklaven als auch seinen neuen Herrn fesseln und zu mir bringen, mit den Worten: „Dieser Weisse da geniesst nicht die mit unsern räuberischen Gewohnheiten verknüpften Vortheile, denn das wäre eine Schande für ihn; folglich soll er auch von den Nachtheilen derselben befreit sein." Ich setzte den gefesselten Eigenthümer sogleich in Freiheit und entliess ihn; darüber war aber der Fürst sehr aufgebracht, und ich musste ihm für meinen Un-

gehorsam eine beträchtliche Sühne erlegen, denn er wollte durchaus, dass ich auch den, der den Flüchtling aufgenommen hatte, als Sklaven behalte

[17]) Die fürstliche Fahne besteht aus senkrecht abwechselnden rothen und weissen Streifen, die Hoka jedoch halten sich nicht darnach, sondern führen nach Belieben bald diese, bald eine andere Fahne

[18]) Sie pflegen durchaus nicht die gesammte Beute vorzuweisen, sondern verheimlichen und verleugnen gewöhnlich den grössern Theil derselben, obgleich für dieses Vergehen nicht nur der Schuldige, sondern auch seine ganze Familie ohne Barmherzigkeit in die Sklaverei verkauft werden.

[19]) Die unter dem Namen Ganguella bekannten Völker halten den Branntwein für Gift und geniessen ihn nicht; ja mehrere mussten schon mit dem Tode dafür büssen, dass sie den Branntwein auch bei ihnen einzuführen versuchten; die darüber aufgebrachten wilden Ganguella schlugen sie todt.

[20]) Ich habe mit grossem Vergnügen die Anzeichen der unter den fernen Binnenvölkern Südafrika's sich immer mehr verbreitenden Zivilisation wahrgenommen; dies ist besonders dem Elfenbeinhandel zuzuschreiben. Mehrere Völker, die noch vor sieben bis acht Jahren von den europäischen Waaren nicht nur keinen Gebrauch gemacht, sondern dieselben für zauberische Werke gehalten und deshalb auch die Einfuhr derselben verhindert haben, vertauschen jetzt ihr Elfenbein lieber für gewebte Stoffe, als für Sklaven oder Kinder. Solche Völker sind die dem Riamhédschi Fluss entlang wohnenden Lu-Banda, Katanga, Kattra, Kalui und Jenje Völkerschaften, ferner die jenseits des Kubango nach Süden hin wohnenden Mu-Handa, Haidonga, Kongari, Hambe und Mukobale

[21]) Diese eisernen Fesseln werden Limbambo genannt; gewöhnlich werden zehn Sklaven an einer Kette zusammengefesselt. An den Gliedern der Kette ist nemlich in Zwischenräumen von je einem Schritte ein Ring, der etwa eine halbe Spanne im Durchmesser misst, angebracht, und an diese Ringe werden die Sklaven angekoppelt mit einer starken, eisernen Kette, die an den Ringen, die um ihren rechten Arm geschmiedet sind, befestigt ist,

Der linke Arm bleibt frei zur Verrichtung der Leibesbedürfnisse. Während der Nacht legt man ihnen der grössern Sicherheit wegen auch an die Füsse Fesseln an.

²²) Auf meiner Reise in das Moropu-Reich hatte ich auch zwei zum Reiten abgerichtete Ochsen mit, und sie leisteten mir vortreffliche Dienste, aber auf den Hochebenen des Binnenlandes musste ich täglich durch ausgedehnte Moorgründe passiren, und ich hatte grosse Noth mit den Ochsen. Endlich kam der eine in den Sümpfen von Kibokue um, den andern aber musste ich abschlachten, weil er mich zu sehr aufhielt.

²³) Die Bewohner von Bibé haben vor etwa 10 Jahren aus Neugierde Kartoffelsamen aus Benguela mit nach Hause gebracht, und jetzt gedeihen die Kartoffeln sehr gut in Bibé, aber sie werden nur von armen Leuten genossen.

²⁴) Ich brachte verschiedene Sämereien mit, namentlich Buchweizen, Kohl-, Spinat und Salatsamen, die ich in meinem Garten aussäete. Diese Gemüse gediehen sehr gut, und ich forderte mehrere meiner Nachbarn auf, sie möchten sie ebenfalls anbauen und sich auf diese Weise gesunde Nahrungsmittel verschaffen. Doch nur sehr wenige befolgten meine Rathschläge und auch die Wenigen, die etwas gesäet und angebaut hatten, gaben die Sache nachher wieder auf, indem sie sagten, derlei Gemüse seien blos für die Weissen geschaffen, ihnen aber könnten sie leicht eine Krankheit zuziehen.

²⁵) Zum Anbau des Manioks hat sie besonders die Hungersnoth, die vor einigen Jahren unter ihnen herrschte, gezwungen; es waren nemlich zwei Jahre nacheinander in Folge der grossen Dürre die Getreidearten gänzlich missrathen. So entschlossen sie sich, den Maniok anzubauen, der, wie sie auf ihrer Reisen gesehen hatten, die Dürre gut aushält.

²⁶) Wenn ich mich auf meinen Reisen bei einem Volke längere Zeit aufhielt, so pflegte ich hie und da Tabaksamen, den ich von Bibé mitgenommen hatte, auszutheilen. Im Moropu-Reich hielt ich mich in der Nähe des Kassabi Flusses länger als ein Jahr auf und baute für meinen eigenen Bedarf einigen Tabak an. Als die Eingebornen, unter denen bis dahin der Gebrauch des Tabaks nicht sehr verbreitet war, da sie sich statt dessen

einer Art wilden Hanfes, den sie Pango oder Liamba nennen, bedienten, — dies sahen, nahmen sie den Tabaksamen mit Freuden an, und der Tabakhau verbreitete sich sehr rasch unter ihnen, so dass jetzt in jenem Lande, wie ich von solchen, die es in neuerer Zeit besucht haben, erfahre, sehr viel Tabak erzeugt wird. Bei derselben Gelegenheit hatte ich ihnen auch Kartoffelsamen ausgetheilt, aber leider, selbst die Erinnerung daran ist bei ihnen verschwunden. Es ist doch eine wunderbare Thatsache, dass der Mensch im Allgemeinen das, was ihm nützen könnte, ausser Acht lässt, während er das, was ihm eher schadet als nützt, so leicht ergreift und behalt.

²⁷) Nur dieser Umstand konnte die hartnäckigen und jeder Neuerung abholden Menschen zum Anbau des Manioks und der Kartoffeln bewegen; denn der Maniok und die Kartoffeln gedeihen in dem von den vielen Wasseradern befeuchteten Boden auch dann, wenn es keinen Regen gibt.

²⁸) Diese Völker verabscheuen die Milch so sehr, dass sie sich schon bei der blosen Erwähnung derselben empören und ausrufen: wie kann wol ein erwachsener Mensch Milch geniessen, da sie blos für Säuglinge bestimmt ist! — Sie haben sogar ein religiöses Vorurtheil gegen den Genuss der Milch, und glauben, auch die Kilulu würden denjenigen bestrafen, der sich nicht scheute, Kuhmilch zu geniessen. — Aber bei den südlich wohnenden Völkern ist der Konsu die gewöhnlichste Speise.

²⁹) Der Incendera-Baum gehört zu den Platanen, er wächst sehr schnell und mit staunenswerther Kraft. Im J. 1849 habe ich rings um mein Libata junge, kaum klafterhohe Sprösslinge in die Erde gesteckt, und im Vorlauf von sieben Jahren sind mehrere Klafter hohe, ausgebreitete Bäume daraus geworden, die einen dichten Schatten geben. Die Erinnerung an die hiesigen Ortschaften wird nur von diesen Baumen bewahrt, denn sie leben Jahrhunderte lang und beschatten getreulich auch in der späten Zukunft die unter ihnen längst verschwundenen Ortschaften, und bewahren zugleich in den Traditionen des Volkes den Namen der verschwundenen Ortschaften. Die Beschädigung und Ausrottung dieser Bäume gilt für ein grosses Verbrechen, und man hegt für dieselben eine gewisse religiöse Verehrung.

[80]) In meinem Hause bediene ich mich gewöhnlich des aus Maismehl gebackenen und gesalzenen Kuskus statt des Brotes.

[81]) Ich kann es aus Erfahrung behaupten, dass die vom Genuss dieses Getränkes herrührende Trunkenheit sich bei allen Individuen, welches Temperament sie auch haben mögen, zu einer gewissen besinnungslosen Wuth steigert. Deshalb ist es ausserordentlich gefährlich, unter diesen auch sonst höchst wilden Völkern während der Honiglese, die jährlich zwei Mal stattfindet und gegen zwei Monate lang dauert, zu verweilen. — Die Bihéer finden an diesem Getränke keinen besondern Geschmack, und geben dafür nicht leicht ihr beliebtes Kimbombo, aber die Ganguella geniessen es in grossen Quantitäten und mit grosser Leidenschaft.

———

VIII. Hauptstück.

Fortsetzung des vorigen Abschnittes.

Steuer. Verbrechen und Strafen. Richter und Prozessverfahren. Executive Gewalt. Unterrichtswesen. Physische und geistige Beschaffenheit der Eingebornen. Kleidung. Zeitrechnung. Lebensalter. Herrschende Krankheiten und Heilung derselben. Begräbniss.

Eine nach dem Verhältniss des Besitzes ausgeschriebene regelmässige Steuer, oder andere Gefälle und regelmässige Einkünfte sind den Kimbunda Völkern unbekannt. Die Abgaben bestehen meistens aus freiwillig dem Fürsten und den Vorgesetzten von den Feldfrüchten dargebotenen Geschenken; nur in dem Falle, wenn die Bewohner die richterliche Vermittelung des Fürsten oder der Vorgesetzten zur Schlichtung ihrer Angelegenheiten erheischen, müssen sie, je nach der Beschaffenheit des streitigen Gegenstandes, eine grössere oder kleinere Zahlung leisten. Weil es demnach keine ordentlichen Staatseinkünfte gibt, so sind auch mit den öffentlichen Aemtern keine systemisirten Zahlungen verknüpft, sondern man nimmt dieselben nur in der Aussicht auf die zu erhaltenden Geschenke an.

Die Eigenthümer der Libata erhalten gemäss den Vermögensumständen, oder vielmehr dem guten Willen

der darin wohnenden Familien eine grössere oder kleinere Abgabe von der Ernte, dem gezüchteten Vieh und erlegten Wilde; selbst vom Trägerlohn bekommen sie einen kleinen Antheil. Sie selbst leisten wieder ähnliche, doch grössere Abgaben den Erombe-Häuptlingen, die dann ihrerseits an bestimmten Terminen, jährlich wenigstens zwei Mal, dem Fürsten Zeuge, Elfenbein, Wachs, Sklaven, Vieh und Hacken als Geschenk abliefern.

Viel bedeutender sind aber die Abgaben, die sie bei Gelegenheit ihrer häufigen Prozesse den Beamten leisten müssen; überhaupt darf man sich den Vorgesetzten, wenn man sie um Rath oder Urtheilsspruch angeht, niemals mit leeren Händen nähern. Die bei solchen Gelegenheiten den Vorgesetzten gereichten Geschenke bestehen meistens aus europäischen Erzeugnissen, und sind im Allgemeinen so drückend, dass das Vermögen der Prozessführenden bald ganz draufgeht, und Schulden gemacht werden müssen. Können dann die streitenden Parteien ihre Schulden den wucherischen Gläubigern nicht bezahlen, so werden sie endlich selbst als Sklaven verkauft. Sie wissen dies alles recht gut, dennoch treibt sie der in ihrem Blute liegende Hang zu häufigen Streitigkeiten und Prozessen, und sie halten schon das für einen Gewinn, wenn sie nur, sollte es auch mit ihrem eigenen Nachtheil geschehen, ihrem Nächsten einen noch grössern Schaden zufügen können. Deshalb können wir ohne Uebertreibung behaupten, dass von dem Kimbunda-Volk die eine Hälfte als Kläger mit der andern Hälfte Prozess führt, während die zahlreichen Olombango (Rechtsanwalt) und die gleiss-

nerischen Kimbanda wie hungrige Wölfe am Fleische des unsinnigen, streitenden Volkes zehren.

Schon aus dem Gesagten können wir muthmassen, dass es bei diesem, dem Streite aus natürlichem Instinkt ergebenen, rohen, wilden und mit allerlei Vorurtheilen erfüllten Volke ausser den Verbrechen, die aus einer Verletzung der gesellschaftlichen Rechte entspringen, noch viele solche Vergehen gibt, die blos Ausgeburten des Aberglaubens sind. Diese sind in der That so zahlreich, dass die Beschreibung derselben mehrere Blätter füllen würde; deshalb will ich nicht den Leser mit der Anfzählung derselben ermüden, sondern werde nur eins oder zwei davon erwähnen. Folgendes sind die gewöhnlichsten Verbrechen und die darauf gesetzten Strafen:

„Milonga ya munu," das ist das Verbrechen des Diebstahls; es gibt mehrere Arten davon; die schwersten sind: „Vakai viri kepia" (Beraubung der Saaten); „Gniavo dyinháma" (Diebstahl des erlegten Wildes); „Oloschi ukuavo" (Diebstahl der im Mususa gefangenen Fische); „Olonyimi ukuavo" (Beraubung der Bienenkörbe).

„Milonga ya ovatuku", d. h. Verbrechen der persönlichen Beleidigungen. Die schwersten dieser Art Verbrechen sind: „Katava kundi an Soma" (Majestätsverbrechen), es wird immer mit dem Tode oder mit Sklaverei bestraft; „Kundi pakuila" (Beschimpfung des Oheims); „Katava kulonga" (Beschimpfung des Vorgesetzten).

„Milonga ya veta" oder persönliche Verletzungen. Hieher gehören. „Olo mundo" (Mord); „Olo vischo" (Ausschlagen des Auges); „Olo kulo" (Brechen des Fusses); „Olo koko" (Brechen des Armes).

„Milonga ya kai", das heisst Ehebruch.

„Milonga ya bálnla". Hieher gehören zwei Verbrechen, die für ärger als selbst der Mord gelten, nemlich: „Ondele an kiluln" (geheimer Umgang mit den Geistern) und „Ou Hanka" (Zauberei). Wenn es sich um diese zwei Verbrechen handelt, so lässt man immer das Gottesurtheil, den Bulongo-Trank, entscheiden. Die gefährlichen Folgen dieser auf ihren abergläubischen Vorurtheilen beruhenden Verbrechen sind am meisten schuld an dem Unglücke der südafrikanischen Völker; von den seit einigen Jahrhunderten nach Amerika ausgeführten vielen Millionen Sklaven, so wie auch von denjenigen, die in Afrika sind, muss wenigstens die Hälfte diesen eingebildeten Vergeben ihr trauriges Loos zuschreiben. Ausserdem kommen täglich unter den afrikanischen Völkern blutige und grausame Hinrichtungen vor, die ebenfalls als Bestrafung für diese Vergehen verhängt werden.

Jedes Verbrechen kann, mit Ausnahme der zwei zuletzt genannten und des Majestätsverbrechens, mittelst einer bestimmten Geldbusse gesühnt werden, die je nach dem Verbrechen verschieden ist.

Für das Entwenden einer Ziege, eines Schafes und Schweines beträgt die Geldbusse 30—40 Ellen Zeug, für einen gestohlenen Ochsen müssen 100—120 Ellen erlegt werden nebst einer Ziege zum Sühnopfer. Für die Beraubung der Saaten, für das Stehlen des Wildes oder der im Musua gefangenen Fische, so wie auch für die Plünderung der Bienenkörbe beträgt die Geldbusse, wenn das Verbrechen durch den Bulongo-Trank vollkommen erwiesen ist, gewöhnlich 3 Sklaven, oder statt dessen 130—150 Ellen Zeug und eine Ziege zum Opfer.

Die Geldbusse für eine leichte Kopfwunde beträgt 15 bis 20 Ellen Zeug; für den Bruch der Hand 100—120 Ellen Zeug und eine Ziege; für den Bruch des Fusses 250—300 Ellen Zeuge und einen Ochsen zum Opfer. Für das Ausschlagen eines Auges muss man 200 Ellen Zeug und einen Ochsen geben; aber so oft der seines Auges beraubte Mann in der Wohnung des Urhebers seines Unglückes erscheint, muss dieser ihm immer wieder einen Theil der bereits erlegten Geldbusse abstatten, und dies dauert so lange, als der Verletzte am Leben ist. Dieser begibt sich aber so oft als möglich zu demjenigen, der ihm das Auge ausgeschlagen hat, und macht immer neue Forderungen, weil er wegen des ausgeschlagenen Auges von jedermann verspottet werde und täglich neue Verdriesslichkeiten dulden müsse. Deshalb kommt der Fall, dass jemand einem das Auge ausschlägt, sehr selten vor; hat jemand einem Andern zufällig das Auge ausgeschlagen, so schlägt er ihn schon lieber ganz todt; für den Todtschlag muss er zwar eine grössere Geldbusse erlegen, hat er aber diese bezahlt, so ist er keinen weitern Plackereien ausgesetzt.

Die Geldbusse für persönliche Beleidigungen und Ungehorsam gegen die Vorgesetzten beträgt je nach der sozialen Stellung des Beleidigten 10—40 Ellen Zeug und ein Schwein.

Für das Verbrechen des Ehebruchs büsst nur der schuldige Mann; die Angelegenheit der schuldigen Frau bleibt dem Gutdünken ihres Mannes anheimgestellt. Die Geldbusse beträgt je nach der gesellschaftlichen Stellung des beleidigten Mannes 40—150 Ellen Zeug und eine Ziege oder einen Ochsen. Ist aber der Kläger ein Mitglied der fürstlichen Familie, so muss der schul-

dige Mann mit dem Tode büssen, und seine Angehörigen werden als Sklaven verkauft.

Die einfache Verleumdung wird mit 20—40 Ellen Zeug und einem Schweine gesühnt.

Die Zauberei und der geheime Umgang mit den Kilulu werden, wie ich bereits erwähnt habe, als die grossten Verbrechen betrachtet, und diejenigen, welche dieser Verbrechen beschuldigt werden, müssen sich immer der Entscheidung durch den Bulongo-Trank unterwerfen. Diese Völker glauben allgemein, dass die Krankheiten, der Tod und alle Unfälle des Lebens entweder von den Kilulu oder von den Hanka (Zauberer, Hexenmeister) herrühren. Die Hanka sollen angeblich mit den in der andern Welt befindlichen bösen Geistern Umgang pflegen und von ihnen die schädliche Kunst der Zauberei und Hexerei erlernen, mit deren Hülfe sie nach Belieben die Gestalt allerlei Thiere, des Löwen, der Schlange, des Krokodils, u. s. w. annehmen, um so ihren Mitmenschen zu schaden.

Wer jemanden wegen dieses Verbrechens anklagen will, trifft seine Anstalten mit der grössten Verschwiegenheit im Geheimen, erkundigt sich zuerst bei zwei verschiedenen Kimbanda [1]) und zeigt dann seine Anklage dem Fürsten an. Dieser fordert den Verklagten auf, sich wegen der Beschuldigung zu verantworten. Der Beschuldigte leugnet gewöhnlich das ihm zur Last gelegte Verbrechen und fordert den Kläger zum Bulongo-Trank auf. Wer nun in Folge des Gottesurtheils als schuldig erkannt wird, der muss mit dem qualvollsten Tode büssen, während alle Mitglieder seiner Familie in die Sklaverei verkauft werden. Gewöhnlich werden die wohlhabenderen und arbeitsamen Männer, die eine zahl-

reiche Familie haben, zu diesem entsetzlichen Opfer auserkoren, indem die habsüchtigen Nachbarn sie um ihr Vermögen und ihre sonstigen Vortheile beneiden, die sie nun mit den betrügerischen Kimbanda zu theilen trachten. Der Unglückliche geräth sehr leicht in die geschickt ausgeworfene Schlinge, wenn er sich nicht durch schleunige Flucht retten kann. *)

Die ordentlichen Richter der Kriminalprozesse sind die Sekulu (Aeltesten des Ortes), die unter dem Vorsitze des Erombe öffentlich, auf dem Jango, vor dem Volke, Gericht halten. Von ihrer Entscheidung findet noch eine Berufung an den Fürsten statt.

Der Kläger begibt sich in Begleitung einiger Freunde und seines Olombango (Anwalt) in die Wohnung des Angeklagten; dort angekommen lagern sie sich ausserhalb der Umfriedigung, gewöhnlich am Eingange des Lihata auf die Erde, und warten bis sie jemand befrägt, was ihr Begehren sei. Auf diese Frage antworten sie kurz mit den Worten: „Olo Jango!“ (auf den Jango!) Der Inhaber des Libata beruft sie nun sogleich auf den Berathungsplatz, wo sich bald auch andere Ortsbewohner einfinden, die sich aber ganz ruhig verhalten und ohne ein Wort dreinzusprechen die Klage und die Antwort des Beschuldigten anhören. Der Kläger oder sein Anwalt trägt nun in einer langen und ausführlichen Rede seine Beschuldigung vor, klatscht dann zwei Mal in die Hände und schliesst mit den üblichen Worten: „Kamuri yo tu bandscha.“ Darauf nimmt der Beschuldigte oder sein Stellvertreter das Wort, zergliedert die einzelnen Punkte der Anklage, und sucht sie ebenfalls sehr umständlich zu widerlegen. Der Kläger ist natürlich mit dieser Entgegnung gewöhnlich nicht zufrieden.

Beide Parteien suchen nun mit langen Repliken ihr Recht zu beweisen. Es ist bei solchen Gelegenheiten interessant, den Olombango zuzuhören, wie sie mit grosser Gewandtheit und unerschöpflicher Beredtsamkeit das Gewohnheitsrecht zu wenden und zu drehen verstehen.

Wenn sich also die Parteien nicht ausgleichen können, so kömmt die Sache vor den Eromhe Sekulu. Hier müssen die Parteien vor dem Beginn der Verhandlung den Richtern ein Geschenk, das sogenannte „Knikilaomela" (Mundöffnen) darreichen, welches im Verhältniss zum streitigen Gegenstande grösser oder kleiner ist und in Schweinen, Schafen, Ziegen, Hacken oder Zeugen besteht; bei wichtigern Angelegenheiten muss man eine bestimmte Quantität Zeuge und Sklaven geben. Wenn eine Partei kein rechtes Zutrauen zur Gerechtigkeit ihrer Angelegenheit hat und befürchten muss, dass sie verurtheilt werde, so gibt sie den Richtern ausser dem Geschenk des Mundöffnens auch noch das „Ovitukika", d. h. das Geschenk um Gnade, welches bedeutend grösser ist als jenes. Aber dann darf sie auch gewiss darauf rechnen, ein günstiges Urtheil zu erhalten, wenn nicht die Gegenpartei einen tüchtigen Anwalt oder mächtige Gönner hat.

Nachdem die Richter ihren Platz auf dem Jango eingenommen haben, beginnt die Verhandlung. Jetzt reden nicht mehr die Parteien, sondern ihre Olombango, die im Allgemeinen in der Vertheidigung ihrer Klienten eine grosse Gewandtheit an den Tag legen. Manchmal dauert die Verhandlung mehrere Tage lang, bis endlich die Richter ihr Urtheil fällen, welches unter dreimali-

gen Ausrufen und in wichtigern Fällen auch unter Flintenschüssen verkündet wird.

Die verlierende Partei muss sogleich im Verhältniss zum streitigen Gegenstande ein grösseres oder kleineres „Effetu kiroya milonga“ das heisst ein gerichtliches Aufgeld erlegen [1]); dann wird der Termin festgesetzt, an welchem die dem Aufgelde entsprechende Geldbusse gezahlt werden muss. Nachdem dies Alles erledigt ist, überreicht die gewinnende Partei den Richtern das „Olopándu“, d. h. das Geschenk des Dankes.

Die verlierende Partei kann das Urtheil der Sekulu an den Fürsten appelliren, muss aber diesem die erwähnten Geschenke wenigstens im verdoppelten Maassstabe darbringen; oft wird auch wirklich das Urtheil zu Gunsten derselben abgeändert; doch pflegt dann die Gegenpartei, zu deren Gunsten die Sekulu entschieden hatten, dieselbe der Lüge und des Betruges zu beschuldigen und demnach zum Bulongo-Trank aufzufordern. Am Ende ist es also doch der Kimbanda, der die Sache endgiltig entscheidet.

Die Vollziehung des Urtheils wird von dem gewinnenden Theile selbst und seinen Verwandten besorgt, und man wendet sich nur dann, wenn die Gegenpartei zu mächtig ist, an den Fürsten oder an einen mächtigen Erombe Sekulu. Doch findet in diesem Falle gewöhnlich die Anwendung der Fabel vom Löwen und dem Wolfe statt; die errungene Beute bleibt fast ganz in den Krallen derjenigen, die um die Vollstreckung des Urtheils angegangen wurden, ja manchmal muss auch der sich die Hülfe erbeten hatte, noch seine eigene Haut preisgeben.

Wer bei der Verkündigung des Urtheils das „Effetu kiroya“ oder Darangeld erlegt hat, der ist verpflichtet, an dem festgesetzten Termin auch die demselben entsprechende Geldbusse zu bezahlen, sobald er biezu aufgefordert wird; thut er es nicht, so zwingt ihn der gewinnende Theil mit Gewalt dazu, indem er, sofern er sich selbst zu schwach fühlt, die Beihülfe eines mächtigen Erombe Seknlu erbittet, dem er natürlich ein verhältnissmässiges Geschenk macht. Der Seknlu begibt sich dann in Begleitung einer bewaffneten Schaar zu dem säumigen Schuldner, quartiert sich ohne weiteres in seinem Libata ein und fordert, ohne auch nur vorher anzuzeigen, weshalb er gekommen sei, für sich und seine Bewaffneten eine reichliche Bewirthung. Der Wirth muss sogleich dieses Begehren erfüllen, sonst kann er darauf rechnen, dass sein ganzes Libata von der beutegierigen Schaar geplündert und in einen Aschenhaufen verwandelt werde. Die zur Vollstreckung des Urtheils und Eintreibung der Schuld erschienene bewaffnete Schaar beschäftigt sich oft Tage lang blos mit Essen und Trinken, und fordert erst dann den Wirth auf, seine Schuld zu bezahlen. Dieser hat jetzt nicht nur die dem gerichtlichen Aufgelde entsprechende Summe zu erlegen, sondern muss gewöhnlich das Dreifache davon bezahlen. Es hilft kein Bitten und Jammern; kann er die geforderte Geldbusse nicht erlegen, so lässt der unbarmherzige Exekutor alsogleich sein Libata plündern und schleppt oft auch noch sein Hausgesinde gefesselt fort, um es in die Sklaverei zu verkaufen. Die fordernde Partei bekömmt manchmal einen geringen Antheil an der Beute, manchmal erhält sie aber auch gar nichts.

Oft ereignet es sich, besonders in den an den Landesgrenzen gelegenen Ortschaften, dass die verurtheilten Libata-Eigenthümer, wenn sie bei Zeiten von dem Aufbruch der zur Vollziehung des Urtheils entbotenen Schaar benachrichtigt werden, sich zum Widerstand rüsten, und es gelingt ihnen manchmal, weil die Libata dort gewöhnlich mit Pallisaden-Einfriedigungen und Gräben gut befestigt sind, den Angriff abzuschlagen und die Bewaffneten, nachdem sie einige davon niedergestreckt, in die Flucht zu jagen. Die flüchtigen Vollstrecker werden dann gewöhnlich auch von den ergrimmten Nachbarn verfolgt und ohne Erbarmen niedergemetzelt. [1]) Wenn nun die Einwohner, die sich so an den Vollstreckern gerächt haben, befürchten müssen, dass sie der Fürst oder der Adel mit vereinter Macht angreifen werden, so verlassen sie ihre liegenden Güter, flüchten sich in das benachbarte Land und schwören eine tödtliche Rache auf das Haupt ihres Beleidigers und aller seiner Angehörigen. Sie suchen nun mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nicht nur ihrem Feinde zu schaden, sondern ergreifen ohne Unterschied das von ihnen erreichbare Gut ihrer Landsleute, machen sie selbst zu Gefangenen und behalten sie als Pfand, bis sie ausgelöst werden, und zeigen dann dem Beschädigten den Namen und die Wohnung dessen an, der sie beleidigt hatte, damit er von ihm einen Schadenersatz fordern könne.

Weil der gewinnende Theil es recht gut weiss, dass ihm mit der erbetenen Exekution nicht sehr gedient ist, so wendet er sich zu diesem Zwecke selten an einen Sekulu, sondern trachtet gewöhnlich, wenn er mit eigener Macht nicht im Stande ist, den Schuldner zum

Abtragen seiner Schuld zu zwingen, mit List zum Ziele zu gelangen. Er macht nicht einmal eine Erwähnung vom gerichtlichen Urtheil, sondern stellt sich, als ob er die ganze Sache schon vergessen hätte; manchmal treibt er diese Verstellung mehrere Jahre lang; sobald er aber die Gelegenheit findet, das Eigenthum oder die Leute seines Schuldners, der Verwandten oder Nachbarn desselben zu ergreifen, so zögert er keinen Augenblick und macht sich so mit reichlichen Zinsen bezahlt.

Geht es aber auch auf diese Weise nicht, weil vielleicht der Schuldner zu viele und mächtige Gönner hat, so lauert er ihm auf jedem Tritte und Schritte nach. Ereignet es sich nun, dass z. B. der Schuldner sich einer in's Ausland reisenden Karavane angeschlossen, oder durch seine Sklaven oder gedungenen Leute Zeuge oder andere Waaren mitgeschickt hat, so macht er sich gleich auf, trachtet der Karavane zuvorzukommen und wendet sich, natürlich mit Geschenken, an den Fürsten der betreffenden Provinz mit der Bitte, er möge den bei der durch sein Land ziehenden Karavane befindlichen Schuldner oder dessen Leute zur Abtragung der Schuld zwingen. Gewährt der Fürst die Bitte, so begibt er sich selbst, oder entsendet seine Boten in Begleitung des Bittstellers in's Lager der Karavane, und fordert den Schuldner oder seine Leute auf, die Forderung augenblicklich zu berichtigen, sonst wolle er die ganze Karavane ausplündern [1]). Wenngleich nun die Karavane eine hinreichende Bedeckung hat, um nöthigenfalls auch einen bewaffneten Widerstand zu leisten, so will sie doch um eines Mannes willen weder einen Schaden noch eine Verzögerung der Reise erleiden, und zwingt deshalb den Schuldner zur Abtragung seiner Schuld. Die

Hälfte der auf diese Weise mit Wucher eingetriebenen Summe gehört dem Bittsteller, die andere Hälfte dem betreffenden Fürsten. — Beträgt das Gut des Schuldners nicht so viel als die Forderung ausmacht, so ersetzen die Mitglieder der Karavane durch eine gemeinschaftliche Beisteuer den Ausfall, dafür aber werden der Schuldner oder seine Leute die Sklaven der Karavane und bleiben es so lange, bis sie sich auslösen können.

Wird die Schuld berichtigt, so schneidet derjenige, der die Forderung hatte, ein ellenlanges Stück vom erhaltenen Zenge ab, taucht es in das Blut des Bikasse (Opfers) und übergibt es dem Schuldner, gleichsam als Quittung. Dieser Lappen wird als glaubwürdiges Dokument sorgfältig aufbewahrt, um damit etwa später vorkommende Zweifel beschwichtigen zu können.

Aus allem dem Gesagten geht hervor, dass es unter den Kimbunda Völkern nicht nur keine Sicherheit der Person und der Habe gebe, sondern dass auch meistens der Unschuldige für den Schuldigen büssen müsse; statt des Friedens herrschen nimmer enden wollende Streitigkeiten, selbst die nahe verwandten Familien leben in fortwährendem Unfrieden und Hader.

Die Religion dieser Völker ist ein roher Fetischismus. In gewissen Fällen verehren sie die abscheulichsten Gegenstände, besonders aber Schlangen, Frösche, Krokodile, Löwen, u. s. w. als göttliche Sinnbilder. Sie kennen auch ein höchstes Wesen, welches sie „Suku-Vanange“ nennen, dieses ist jedoch, ihrer Meinung zufolge, ein höchst indifferentes Wesen und nimmt an dem Schicksale der Menschen sehr wenig Antheil. In Wirklichkeit beherrschen zwei Prinzipien, oder vielmehr

zweierlei Geister die Welt: die Kilulu-Sande (gutes Geister) und die Kilulu-yangolo-apessere (bösen Geister).

Sie glauben zwar an die Unsterblichkeit der Seele, die in der andern Welt (Kalunga) fortlebt, aber diese unterirdische Welt ist blos ein Abbild der irdischen, und sie hoffen dort blos sinnliche Genüsse. Sie glauben nemlich, dass sie dort hinreichend Speise und Getränke haben, ihre Zeit ohne Sorgen und Mühen nur mit Jagden und Tanzunterhaltungen ausfüllen, und zur Bedienung auch genug Weiber haben werden. Wann es hier Nacht ist, dann ist, ihrer Meinung zufolge, in jener Welt Tag, und umgekehrt.

Für die in dieser Welt geübten guten oder bösen Handlungen erwarten sie in jener Welt weder Belohnung noch Strafe und glauben, dass es nur von der Willkühr der Kilulu abhänge, ob ihr Schicksal nach dem Tode besser oder schlimmer sein werde. Wenn nach dem Tode die Seele in die Kalunga kömmt, so wird sie je nach den Umständen, die sie im irdischen Leben erfahren hat, entweder ein Freund oder ein Feind der Lebenden, und gesellt sich demzufolge entweder zu den „Sande" oder zu den „Yangolo" Kilulu und wirkt mit ihnen zusammen entweder an der Beförderung des Glückes oder des Elends der Menschen. Weil nun aber die Anzahl der Yangolo-apessere Kilulu viel grösser ist, als die der wohlthätigen Sande Kilulu, so können jene die das Glück der Menschen bezweckenden Absichten der letztern sehr leicht vereiteln und schütten unzählige Leiden über die Menschen aus. Das menschliche Elend wäre ganz unerträglich, wenn nicht von Zeit zu Zeit der Suku-Vanange sich über die Bosheiten der bösen Geister empören, sie mit dem Dyitemila (Donner) erschrecken

und die Hartnäckigern mit dem Omberakerum (Donnerkeil) züchtigen würde. Dann aber begibt er sich wieder zur Ruhe und lässt die Kilulu walten.

Da sie nach dem Tode weder einen Lohn noch eine Strafe erwarten, so trachten sie nur den Zorn der feindlich gesinnten Kilulu mittelst häufiger Opfer zu beschwichtigen. Ein jeder hat zu diesem Zwecke einen oder mehrere Hausgötter, die unter dem Namen „Kilulu ya kula kondscho" verehrt, und als Vermittler zur Besänftigung des Zornes der Kilulu angefleht werden. Sie halten diese Hausgötter in grossen Ehren und bringen ihnen häufige Opfer von verschiedenen Thieren dar, deren aus Holz geschnitzte oder aus Thon geformte Abbildungen sie in der Hauskapelle als Idole aufstellen, um welche herum in dem Boden mehrere Antilopenhorner aufgepflanzt sind. Diese Horner sind immer mit einem Gemisch von zerstossenen Holzkohlen und von Fett gefüllt; bei Gelegenheit der Opfer legen sie glühende Kohlen darauf und beräuchern mit dem so entstandenen Rauche sowohl sich selbst als auch die Idole. Die Kapellen befinden sich immer in dem verborgensten Theile der Lihata, der Eintritt in dieselben ist blos dem Hauseigenthümer und dem zur Verrichtung des Opfers berufenen Kimbanda gestattet; kein Anderer darf hineingehen, und wenn ein Fremder zufällig in die Nähe der Kapelle kömmt, entfernt er sich sogleich, aus Furcht, er könnte die darin befindlichen unbekannten Idole erzürnen.

Zwei Mal des Jahres, am Beginne der trockenen und der regnerischen Jahreszeit, finden zu Ehren der Sande Kilulu öffentliche Prozessionen statt. Ein aus Zeugen in natürlicher Grösse wie eine Puppe verfertig-

tes Idol, welches „Kandundu“ heisst, wird unter einem Traghimmel mit Gesang und Musik von Ort zu Ort getragen, die festlich gekleideten Männer tanzen um das Idol herum und lobpreisen es mit Gesängen. Mehrere Kimbanda begleiten die Prozession und bitten von jedem Libataherrn, bei dem sie einkehren, eine Gabe für den Kandundu, der, wie sie vorgeben, überall Glück verbreitet, so dass diejenigen, die da Gelegenheit hatten ihn in ihrem Hause zu empfangen, ja, was noch mehr, ihm Geschenke darzureichen, jedenfalls auf seine Gnade rechnen und mit Gewissheit hoffen dürfen, dass sie in allem, was sie beginnen, und besonders in ihren Handelsunternehmungen glücklich sein werden, indem sie immer vieles und gutes Elfenbein, Wachs und sonstige Waaren sehr billig einzukaufen Gelegenheit finden werden.

Den Götzenbildern opfern sie im Allgemeinen Thiere; Menschenopfer finden blos bei der Einsetzung des Fürsten statt, und wenn während der Regenperiode der Regen ausbleibt. Gewöhnlich werden Kriegsgefangene geopfert.

Diese Völker kennen gar keine Wissenschaft, deshalb kann bei ihnen auch von einem Unterricht keine Rede sein. Dennoch gibt es einige Gewerbe, die sie von einander lernen.

Der vornehmste Handwerker ist der Kangula (Schmied), der die Waffen und wirthschaftlichen Werkzeuge verfertigt. Dann folgen: der Kussongola (Zimmermann), der die Thüren, Bettstellen, Stühle und andere einfache Hausgeräthe macht; der Vatunga-nanga (Weber), der verschiedene Gewebe, namentlich die Tanga und Mabala benannten Gewebe und feinen Binsenmatten

verfertigt; der Olomhia (Töpfer), der verschiedene, rundliche Töpfe und Krüge (Mnringo) macht. Die „Vakongo ya olibi" (Jägermeister) machen die Fallen, die man im Walde aufzustellen pflegt, und gehören meistens zum berühmten Verein der Pakassero und stehen beim Volke in hohem Ansehen. Die „Mukuendye y' amhakka" verfertigen die für die Karavanenzüge und andere Reisen nöthigen Geräthschaften.

Der Meister heisst Essene, der Lehrling Katungissa.

Die Knaben treten in ihrem 10—12 Jahre als Lehrlinge ein. Hat ein Vater einen solchen Knaben, der Handwerker werden will, so wendet er sich an einen Meister und gibt ihm gewöhnlich 20 Ellen Zeug und eine Ziege als Darangeld. Der Knabe gelobt dem Meister, dass er ihm während der Lehrzeit treu dienen, seinen Befehlen gehorchen und ihm in allen Dingen behülflich sein wolle, und zwar ohne Lohn, und dass er, wenn er einst freigesprochen wird, seine Tochter oder, wenn er keine heiratsfähige Tochter haben sollte, seine nächste Verwandte heiraten werde, damit die Kunst, die er bei ihm erlernt hat, nicht in eine fremde Familie gelange. Bei der Freisprechung schmiert der Kimbanda den Lehrling mit dem Blute der geschlachteten Ziege ein und ertheilt ihm das Impemba-Zeichen, in Folge dessen er zugleich Meister wird.

Wer die Kunst der Verfertigung der Reisegeräthschaften lernen will, muss zur Prüfung mehrere Reisen nach verschiedenen Gegenden machen, und wenn er im Verpacken der Waaren und in der Einrichtung und Zusammenstellung der „Banzo" [6]) eine hinreichende Kenntniss an den Tag legt, so erhält er als „Kimbalo" [7]) von

seinen daheim bleibenden Bekannten Waaren in Kommission und bekömmt dann einen bestimmten Antheil von dem erzielten Gewinn. Dieses Geschäft ist das einträglichste und nimmt deshalb die erste Stelle ein.

Die Kimbunda zeichnen sich im Allgemeinen vor allen andern Schwarzen durch einen schönen und hohen Wuchs und durch regelmässige Gesichtszüge aus; klafterhohe Männer sind gar keine Seltenheit unter ihnen. Die breite Brust und breiten Schultern, die festen und vollen Muskeln verrathen eine grosse Kraft des Körpers; die Gesichtszüge sind scharf ausgeprägt, das Jochbein tritt meistens stark hervor, verursacht aber keine auffallende Unsymmetrie; das Auge ist bald klein und feurig, bald gross, rund und sanft glänzend [8]; manchmal findet man unter ihnen auch ganz blaue Augen, die aber zum schwarzen Antlitz nicht gut stehen, und deshalb als ein Gebrechen gelten und nicht beliebt sind [9]. Die Nase ist meistens kurz, dick, platt und hat aufgestülpte Flügel; bei manchen sieht man aber auch gerade, schöne und symmetrische Nasen [10]. Die Lippen sind gewöhnlich dick und aufgeworfen; doch haben diejenigen, die edlere Nasen haben, gewöhnlich auch feinere und schön geschnittene Lippen. Die Stirn ist meistens hoch, doch selten breit, und verengt sich gegen den Scheitel hin. Das Haupthaar ist stark gekräuselt, wollig, dicht, und wächst kaum länger als eine Spanne [11]. Die Gesichtsfarbe ist glänzend schwarz, geht aber bei manchen mehr oder weniger in Russbraun, bei einzelnen sogar in Gelb über. Der Bartwuchs ist gewöhnlich unregelmässig und schütter; desto dichter sind die Augenbrauen, die mit einer schönen Rundung das Auge beschatten. Sie sind keine Freunde des Bartes und noch

weniger des Schnurbartes, und rasiren ihn sorgfältig ab. Die Männer salben das Haar in reichlichem Maasse mit Oel und flechten es in dünne Flechten, die frei vom Haupte herabhängen, die Weiber hingegen flechten es auf mannigfaltige Weise zusammen und schmücken das Haargeflecht mit bunten Glasperlen. Die Krieger und andere Jünglinge, die den Putz lieben, zeichnen sich durch das bereits erwähnte Epunta-Geflecht aus, welches dem Kamme eines Dragonerhelmes ähnlich ist. Alle haben auffallend schöne, wohl geordnete, schneeweisse Zähne, die gewöhnlich bis in's hohe Alter unversehrt und gesund bleiben.

Viri apud cunctas fere gentes Africae habent nimium excultas et prägrandes partes genitales, pubes vero tam viri quam et mulieres partim abrasas, partim naturaliter crescentes gerere consueverunt.

Von Zeit zu Zeit pflegen sie den ganzen Leib vom Kopf bis zu den Füssen mit Oel oder anderm Fett zu salben, wodurch die grobe Haut geschmeidiger, elastischer und glänzender wird [19]). Die Männer tätowiren keinen Theil des Körpers; die Frauen hingegen machen an mehreren Stellen des Körpers auffallende Einschnitte, die meistens irgend eine Blume darstellen. Je grösser und auffälliger diese schmerzliche Tätowirung erscheint, desto höher wird sie geachtet. Die Einschnitte werden mit einem scharfen Messer gemacht, die blutenden Wunden werden mit dem Staube einer Pflanze bestreut, worauf sie zuheilen, so dass die Narben auf der Haut dicke Wulste bilden. Die Kimbunda Weiber pflegen nicht diese Theile des Körpers, welche unbedeckt bleiben, nemlich das Gesicht oder die Arme zu tätowiren, sondern diejenigen, welche die Natur zu verhüllen ge-

bietet, präsertim circa genitalia, in regione inquinali et hypogastrica, präterea unum vel ambos musculos glutcos, manchmal auch das eine oder beide Schulterblätter, — und weichen darin von dem Geschmack der Australier und mancher anderer afrikanischer Völker ab. Meistens tätowiren sie sich kurz nach ihrer Hochzeit.

Die Kimbunda sind von der Natur mit guten Geistesanlagen begabt; sie sind verständig, finden sich schnell zurecht, bezeugen in ihren improvisirten langen Reden ein seltenes Gedächtniss, erlernen alles, was sie sehen oder hören, sehr leicht und schnell, namentlich Sprachen, Schreiben, Lesen, Handarbeiten, besonders auch Musikstücke und Lieder [18]). Weil aber die Moralität bei ihnen gar keinen Einfluss hat, und die Gesellschaft von keinen guten Gesetzen disziplinirt ist, so darf man sich nicht wundern, dass sie nur den bösen natürlichen Antrieben gehorchen und keinen Sinn für das Gute und Schöne haben. Da sie nicht gewöhnt sind, ihre rohen Leidenschaften zu beherrschen, so folgen sie ungehemmt den Einflüsterungen derselben und verüben in Folge ihrer leicht entzündlichen und zügellosen Gemüthsbewegungen die gröbsten Vergehen und schrecklichsten Unthaten, besonders aus Rachsucht. Können sie ihre Rachsucht nicht sogleich befriedigen, so wissen sie mit teuflischer Verstellung oft Jahre lang dieselbe zu verbergen, bis sich ihnen eine günstige Gelegenheit darbietet, sich an der Person des Verhassten und an allen seinen Angehörigen zu rächen. Die Eifersucht aber setzt ihr Gemüth in keine grosse Bewegung, oder vielmehr sie lassen sich ganz von der Habgier beherrschen, so dass sie um der Geldbusse willen, die sie für derlei

Beleidigungen empfangen, den ihnen angethanen Schimpf vergessen.

Ihre Sinne, besonders das Gesicht und Gehör, sind in Folge der frühzeitigen Uebung sehr scharf; sie können in unglaublichen Entfernungen die Gegenstände auf das vollkommenste unterscheiden und sind im Stande, die geringste Fährte meilenweit zu verfolgen. Ebenso vermögen sie auch die aus grosser Entfernung vernommenen Töne sehr gut zu unterscheiden und wissen es sogleich, was es für Töne seien und aus welcher Entfernung sie kommen.

In der Freundschaft sind sie sehr unbeständig, und werden leicht aus den geringsten Veranlassungen die grössten Feinde derjenigen, denen sie erst vor Kurzem die besten Freunde waren. Selten halten sie ein Versprechen und sind bereit es um des geringsten Vortheils willen abzuleugnen und das Gegentheil zu behaupten. Eigennutz und Habsucht sind die hervorstechendsten Karakterzüge der Kimbunda, daher kömmt es, dass ihre Gesetze, im Widerspruch mit denen anderer afrikanischer Völker, den Diebstahl gewissermassen beschützen. Ihr Sinnen und Trachten nach fremdem Eigenthum sind so gross, dass sie sich es auf jede mögliche Weise, jedoch lieber mit einschmeichelnder List als mit Gewaltthätigkeit anzueignen suchen.

Doch hat ihr Karakter neben diesen Schattenseiten auch einige gute Eigenschaften. Dahin gehören die grosse Gastfreundschaft, welche sie gegen Fremde an den Tag legen, indem sie mit ihnen freudig ihr Haus und ihren Tisch, wenn es nöthig ist, auch auf längere Zeit theilen. Freilich haben sie auf ihren langwierigen Reisen genug Gelegenheit, den Segen dieser geselligen

Tugend zu erfahren. In Betreff der Religion sind sie äusserst tolerant und verfolgen niemanden seiner abweichenden Meinung halber, oder besser gesagt, sie wollen davon nicht einmal etwas hören. Die Alten halten sie in Ehren und befolgen, meistens ohne Einwendung, die Rathschläge derselben; oft wählen sie die Alten zu Schiedsrichtern und beruhigen sich mit vollem Zutrauen bei ihrer Entscheidung. Endlich besitzen sie Muth im Kriege und haben ein festes und würdiges Betragen.

Auf ihre Kleidung verwenden sie eine sehr grosse Sorgfalt. Beide Geschlechter tragen ein weites, flatterndes, talarartiges Gewand aus verschiedenen hellfarbigen Stoffen, das sie mit einem um den Leib geschlungenen baumwollenen Gürtel fest zusammenschnüren; darüber werfen sie noch auf die Schultern, nach Art eines Shawls, ein Stück blauen, und meistens mit weissen, rothen und gelben Streifen versehenen Zeuges. Die Vornehmern umwickeln ihr Haupt mit einem farbigen Tuch, nach Art eines Turbans, die Weiber aber gehen immer baarhaupt. Die Wohlhabenderen und im Allgemeinen alle Krieger tragen vorn ein unter dem Gürtel befestigtes und herabhängendes Leoparden- oder Unzenfell, zur Erinnerung an ihre alten Gebräuche, da sie sich blos mit den Fellen wilder Thiere bedeckten. Ein Hemd tragen nur die Reichern. Die Fussbekleidung (Luhako) besteht aus einer Art Sandalen oder Bundschuhe, die sie aus dem Felle irgend eines wilden Thieres verfertigen, jedoch nur auf der Reise tragen; sonst gehen sie immer baarfuss. Die beliebtesten Nationalfarben sind dunkelblau und schwarz.

Als Schmucksachen gebrauchen sie sehr kleine Glas- und Porzellanperlen (Kassungo) von verschiedenen Farben, jedoch schmücken sich damit meistens nur

die Weiber, während die Männer blos ihre Haarlocken mit einigen grössern Perlen zu besetzen pflegen. Hingegen die eisernen und kupfernen Armringe werden von beiden Geschlechtern getragen.

Die üblichen Waffen sind: die Mutaka [14]), Diabite [15]), Hunya [16]), Honga [17]) und lange Flinten. Mit den Flinten wissen sie recht gut umzugehen; selten verfehlen sie ihr Ziel, und wenn es nothig ist, laden sie so schnell, dass sie in einer Minute drei Mal schiessen. Des Pfeiles bedienen sie sich blos auf der Jagd; das Vergiften des Pfeiles ist ihnen unbekannt.

Die Zeit theilen sie in Tage, Monate und Jahre ein; von der Eintheilung des Monats in Wochen und des Tages in Stunden wissen sie nichts, sondern unterscheiden einzelne Abschnitte des Tages blos nach dem Stand der Sonne; diese Abschnitte sind: Vomene (Morgen), Vomene katu (Vormittag), Hatukili (Mittag), Kiliongo (Nachmittag), Ongonuschi (Abend), Uteke (Nacht).

Die einzelnen Tage führen sie in folgender Weise an: hetau (heute), hela (morgen), helaina (übermorgen), helatualale (gestern), helainyanya (vorgestern). Die übrigen Tage bezeichnen sie mit Zahlen von dem gegenwärtigen Tag an gerechnet.

Den Monat (Sayi) berechnen sie von einem Neumond zum andern, und zwölf solcher Monate machen ein Jahr (Virimba) aus. Das Jahr theilen sie in die trockene oder kalte und in die regnerische Jahreszeit ein; der Mai, Juni, Juli, August, September und Oktober sind die „Virimba onhambi", d. h. kalte Jahreszeit; der November, December, Jänner, Februar, März und April sind die „Virimba yombera", d. h. regnerische Jahreszeit. Sonst haben sie zur Bezeichnung der einzelnen

Monate keine besondere Benennungen. Die verflossenen Jahre pflegen sie mit der Anführung einer darin vorgefallenen merkwürdigeren Begebenheit oder Erscheinung zu bezeichnen; z. B. „Virimba ya sala inéne" (das Jahr der grossen Hungersnoth), „Virimba ya tuenda Komo" (das Jahr der Ankunft Komo's), u. s. w. Das Lebensalter geben sie schon bei siebenjährigen Kindern nicht mehr mit der Anzahl der Jahre an, sondern bestimmen es blos im Allgemeinen nach den Phasen des menschlichen Lebens.

Sonnen- und Mondesfinsternisse betrachten sie ohne jede Theilnahme oder Furcht, und schreiben im Allgemeinen den Veränderungen der Gestirne keinen bösen Einfluss zu; vermuthlich deshalb, weil, ihrer Meinung zufolge, das Reich der Verstorbenen nicht oben, sondern unter der Erde ist. Sie sind gegen die Naturerscheinungen so gleichgültig, dass ich während meines achtjährigen Aufenthaltes unter ihnen niemals eine Nachfrage um die Ursache z. B. der Sonnen- oder Mondesfinsterniss hörte.

Als freie Kinder der Natur gewöhnen sie sich von ihrer zartesten Jugend ab an alle Beschwerden des Lebens und können vermöge ihrer kräftigen Konstitution Hunger und Durst, Hitze und die darauf plötzlich eintretende Kälte und alle Beschwerden und Mühseligkeiten mit grosser Leichtigkeit ertragen. Die einfache Lebensweise bewahrt sie vor den Folgen der Ausschweifungen und Unmässigkeiten, die oft mit dem zivilisirten Leben verknüpft sind. Die unaufhörlichen Leibesübungen [19]), das Schwimmen, die Jagd, die grossen Reisen, die sie mit schweren Lasten beladen machen, stählen und vermehren ihre physischen Kräfte in einem

Maasse, wovon ein Europäer nicht einmal einen Begriff hat.

Es ist deshalb kein Wunder, dass wir bei Menschen, die unter solchen Verhältnissen aufwachsen, wenig Krankheiten finden, und dass unter ihnen ein langes Leben eben keine Seltenheit ist. Wir finden unter den Kimbunda hundertjährige und ältere Greise, die meistens noch genug Kraft besitzen, um sich durch irgend eine Arbeit die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen [19]). Sechzigjährige und ältere Männer erwiesen sich auf meinen, mehrere Monate lang dauernden, Reisen als heitere und unermüdliche Gefährten, und trugen eine Last von 65 Pfund.

Ausser den verschiedenen und meistens hartnäckigen Seuchen, die sich bei den nach den Meeresgestaden ziehenden Karavanen unterwegs einzustellen pflegen, finden wir hauptsächlich folgende Krankheiten: Die Pocken, die von Zeit zu Zeit auftreten und fürchterliche Verheerungen stiften, da das Einimpfen derselben unbekannt ist. Gewöhnlich betrachten sie die Pocken als das Werk von teuflischen Zaubereien und wenden gar kein Mittel zur Abwehr und Heilung derselben an, ausser den Opfern, die sie den Kilulu zur Besänftigung ihres Zornes darbringen. Doch trachten sie die Verbreitung der Seuche durch Absperrung der von ihr befallenen Gegenden mittelst Kordonlinien zu verhindern.

Der Scharbock zeigt sich ziemlich häufig, und es entstehen daraus meistens sehr lästige Hautkrankheiten, die sie mit verschiedenen Pflanzen, namentlich mit den getrockneten und zerstossenen Blättern der Tiye [20]) wirksam kuriren.

Das kalte Fieber, welches meistens die Folge von Erkältungen ist, kuriren sie durch Schwitzen, häufiges Aderlassen und Schröpfen[21]). Die Augenkrankheiten sind regelmässige periodische Uebel, die sich am Anfang des Frühlings einzustellen pflegen, aber im Allgemeinen keinen schlimmen Verlauf nehmen und durch eine einfache Kur, nemlich durch das Waschen der Augen mit dem Aufguss der Bába genannten Kaktusart gehoben werden.

Desto schlimmer ist der Durchfall, der fast immer einen schlechten Verlauf hat und um so gefährlicher wird, weil man ihn ebenfalls für das Werk einer Zauberei hält und nur durch allerlei Opfer zu heben trachtet.

Die Wurmkrankheit (Tenia oder Solitaria) ist hier sehr allgemein, doch nicht gefährlich, obgleich man bisher noch kein Mittel dagegen gefunden hat[22]).

Die Krätze tritt hier gewöhnlich milde auf und wird blos durch Waschungen mit lauem Wasser binnen kürzerer oder längerer Zeit geheilt; sie ist sehr verbreitet, aber nicht so ansteckend wie in Europa.

In den Wäldern gibt es unzählige Arten von duftenden und medizinischen Gewächsen, und die Eingebornen kennen von vielen derselben die medizinischen Eigenschaften, wenden sich aber, da sie die Krankheiten gewöhnlich dem Einflusse der bösen Geister zuschreiben, an die Kimbanda, damit sie durch Opfer den Zorn der Geister besänftigen, und gebrauchen gerade in den schlimmsten Krankheiten keine Arzneimittel. Die Kimbanda sind die grössten Betrüger der Welt, wissen, da sie seit der frühesten Jugend in der Kunst der Verstellung und Lüge eingeweiht sind, den Aberglauben des Volkes vortrefflich auszubeuten, und wenden zur Ab-

wehr der Krankheiten die lächerlichsten und dem gesunden Menschenverstande ganz widersprechenden Mittel an.

Nachdem je nach den Vermogensumständen des Kranken ein grosseres oder kleineres Thier als Opfer abgeschlachtet wurde, befragt der Kimbanda in Gegenwart mehrerer Angehörigen die Penaten des Kranken über den Grund und die Heilung der Krankheit; auf die mit lauter Stimme gestellten Fragen antwortet der in der Nähe verborgene Gehülfe[29]).

Der Kimbanda gibt aber vor, dass er die Antworten, die er nun dem Kranken mittheilt, von den Geistern erhalten habe, und schreibt gewöhnlich das Uebel fremden Körpern, Stückchen von Eisen, Leder und dergleichen zu, die angeblich durch teuflische Zaubereien in den Leib des Kranken gebracht wurden, die aber der Kimbanda schon vorher irgendwo in der Nähe verborgen hat. Dann malt er auf den Leib des Kranken an mehreren Stellen weisse und rothe Streifen und bringt ihn in eine solche Lage, dass er unbemerkt zu den bezeichneten, vorher verborgenen Gegenständen gelangen konnte. Während er nun das Glied, welches dem Kranken am meisten schmerzt, mit der Hand streicht und dann zusammenpresst, stellt er sich so, als ob er etwas mit Gewalt herauszöge, öffnet dann die zusammengelegte Hand und lässt die Stückchen Eisen, Leder u. s. w. auf die Erde fallen. Diese Operation wiederholt er so lange, bis er eine gute Anzahl solcher Stückchen, die er vorgeblich aus dem Leib des Kranken herauszaubert, beisammen hat und erklärt dann, dass jetzt, nachdem die fremden Körper aus dem Leibe entfernt seien, die einzunehmenden Arzneimittel wirksam sein werden. Und

nun wendet er je nach den Umständen innere, meistens jedoch blos äussere Mittel zur Heilung des Kranken an.

Es leidet keinen Zweifel, dass die Kimbanda die medizinischen Eigenschaften von vielen sehr wirksamen Pflanzen kennen und schnelle und glückliche Kuren vollbringen; sie hüllen aber alle ihre Handlungen in den Schleier eines geheimnissvollen, lächerlichen Aberglaubens und verheimlichen die eigentlichen Arzneimittel und die zweckmässige Anwendung derselben, so dass es durchaus unmöglich ist, durch sie zur Kenntniss derselben zu gelangen. Beinbrüche, tiefe Schnittwunden wissen sie sehr schnell zu kuriren, weil sie aber vor, während und nach der Anwendung der eigentlichen Heilmittel die plumpesten Beschwörungen und Quacksalbereien verrichten, so schreibt der Kranke seine Genesung nicht sowohl der Wirkung der Heilmittel, als vielmehr den unsinnigen Beschwörungen zu.

Stirbt jemand, so versammeln sich die Anverwandten, hüllen die Leiche in Zeuge ein, legen sie auf eine in der Mitte der Hütte ausgebreitete Matte und beginnen die „Nambi" (Trauer). Die Weiber stimmen im Hause und ausserhalb desselben ein lautes Jammergeschrei an und zählen mit kläglicher Stimme die guten Eigenschaften des Verstorbenen auf. Die Männer feuern ausserhalb des Hauses ihre Gewehre ab, um die bösen Geister zu verscheuchen. Unterdessen werden die besten Rinder des Verstorbenen geschlachtet und eine hinreichende Anzahl Krüge mit Kimhombo herbeigeschafft, und dann beginnt das Trauermahl (Pirouka-yaffa). Dieses Trauermahl dauert, je nach den Vermögensumständen des Verstorbenen, manchmal mehrere Tage und Nächte hindurch, in der Nähe des Leichnams, der un-

terdessen bereits zu verwesen beginnt. Die zahlreich versammelten Gäste füllen sich mit Speise und Trank und tanzen beim Schalle der geräuschvollen Trommel Tag und Nacht den Trauertanz, während die alten Weiber mit ohrzerreissendem Geschrei klagen und jammern. Die ausschweifende Schwelgerei dauert so lange, bis alles, was zum Todtenschmaus herbeigeschafft war, aufgezehrt ist. Erst dann denkt man an die Bestattung der Leiche.

Die nächsten Anverwandten[24]) des Verstorbenen binden nun die in einen Laken gehüllte Leiche an eine lange Stange; so tragen sie zwei Männer auf den Schultern hinaus, und zwar nicht durch das gewöhnliche Thor des Libata, sondern durch eine besonders zu diesem Zwecke in der Umfriedigung gemachte Oeffnung. Am Leichenzuge nehmen blos die Männer Theil, die unter fortwährendem Schiessen der Leiche folgen. Nachdem die Todtenträger eine gewisse Strecke vom Hause des Verstorbenen zurückgelegt, beginnen sie sich wegen der Schwere des Leichnams zu beklagen und einander bald vorwärts bald rückwärts zu stossen, als ob der Verstorbene keine Lust hätte in's Grab zu gehen, sondern lieber in seine Wohnung zurückkehren wollte. Nun richtet einer der Zunächststehenden verschiedene Fragen an den Leichnam und fordert ihn auf, es ihnen zu wissen zu thun, was er sagen wolle, und besonders wenn er gegen jemanden eine Klage hat. Einer der Todtenträger neigt mit der Hand den Kopf des Verstorbenen, als ob er Ja sagen wollte, und nun beginnt das Gespräch zwischen dem Todten und den Lebenden.

„Warum bist du, Bruder, gestorben? vielleicht hat dich jemand durch seine Zauberei getödtet?" so fragt

einer der Begleiter. Hierauf lässt ein Todtenträger des Leichnam mit dem Kopfe eine bejahende Antwort geben. „Sage doch, Bruder, wen hältst du für deinen Mörder?" so fragt man weiter und nennt der Reihe nach eine Anzahl bekannter Individuen, worauf der Kopf des Todten immer ein verneinendes Zeichen gibt. Endlich wird der Name desjenigen, den sich die arglistigen Verwandten schon im Voraus zu ihrem Opfer ausersehen hatten, genannt, und nun gibt der Kopf wiederholt ein bejahendes Zeichen. Der Leichenzug bricht hierauf in ein lautes „Tyá!" aus, und nun werden an den Verstorbenen folgende Abschiedsworte gerichtet. „Sei ruhig, Bruder, im Reich der Verstorbenen; denn wir sind bereit, deinen Tod zu rächen!" Endlich wird der Leichnam mit raschen Schritten zum Grabe getragen, welches gewöhnlich am Wege gegraben wird, und rücklings, in horizontaler Lage hineingesenkt.

Auf dem hoch aufgeschichteten Grabeshügel werden verschiedene Hausgeräthe, Gefässe, Töpfe, Teller, Körbe, die der Verstorbene während seines Lebens gebraucht hatte, und, wenn er mehrere Libata besessen hat, auch noch mehrere Ochsenhörner gelegt; endlich wird noch auf jedem Grabeshügel eine weisse Fahne an einer hohen Stange aufgepflanzt. Die Gewehre pflegen sie auch nach der Bestattung noch drei Tage lang abzufeuern, jedoch nur drei Mal des Tages, nemlich des Morgens, zu Mittag und Abends.

Bei dem Leichenschmaus wird gewöhnlich die ganze Hinterlassenschaft, oder doch der grösste Theil derselben verzehrt; ja zuweilen werden sogar die Kinder des Verstorbenen verkauft, wenn die Hinterlassenschaft zur Bestreitung der Todesfeier nicht genügt.

Findet ein Leichenbegängniss des Fürsten oder seiner Verwandten statt, so muss sich jeder hüten, dem Leichenzuge zu begegnen, denn ohne Rücksicht auf das Geschlecht oder das Alter wird jedermann, der das Unglück hat, in die Nähe zu kommen, ergriffen und am fürstlichen Grabe nebst den übrigen Schlachtopfern getödtet. Nach der Beerdigung der fürstlichen Leiche beginnt die sogenannte, wahrlich schauderhafte Lungута [1]) und dauert neun Tage lang.

Einen Monat nach dem Begräbniss beginnt der Hexenprozess. Die Anverwandten des Verstorbenen zeigen das vorher auserkorene Opfer dem Kimbanda an. Dieser richtet die Sache nach den Umständen so ein, wie es für seinen Eigennutz am vortheilhaftesten zu sein scheint. Er ertheilt dem Kläger die nöthigen Instruktionen, die jener befolgen muss; dann wird derjenige, den man der Zauberei, die den Tod bewirkt haben soll, beschuldigt, auf dem Jango öffentlich wegen des angeblichen Verbrechens angeklagt und zum Bulongo-Trank aufgefordert. Davon war schon oben die Rede.

[1]) Unter den Kimbanda herrscht ein so festes Zusammenhalten und ein so inniges Einverständniss mit einander, dass nie einer des andern Meinung und Bescheid Lügen straft, sollten sie sich auch gar nicht kennen und vielleicht nicht einmal zu demselben Volke gehören. Deshalb ist es, wenn jemand bei ihnen in irgend einer Angelegenheit sich einen Aufschluss und Bescheid erbittet, ihre erste Sorge, durch geschickte Fragen zu ermitteln, ob er in der betreffenden Angelegenheit schon bei einem andern Kimbanda gewesen, und welchen Bescheid er erhalten habe. Nur nachdem sie dies erforscht, geben sie ihre eigene Meinung ab.

³) Solche gezwungene Auswanderungen finden sehr häufig statt; ganze Geschlechter halten sich demnach an den Grenzen des benachbarten Landes auf und führen ewige Fehden mit ihren Landsleuten, bis sie endlich in Folge der nach dem Ableben des Fürsten von seinem Nachfolger gewöhnlich verkündeten Amnestie in ihre Heimat zurückkehren können.

⁴) Das gerichtliche Drangeld (Effetu kiroya milonga) steht, wie wir bereits oben gesehen, in einem bestimmten Verhältniss zu der nachher zu zahlenden ganzen Geldbusse, indem auf eine als Drangeld gegebene Elle Zenges zehn Ellen Geldbusse gegeben werden müssen. Z. B für eine leichte Kopfwunde werden als gerichtliches Drangeld 4 Ellen gefordert, folglich beträgt die nachher zu zahlende Geldbusse 40 Ellen

⁴) Es geschieht sehr häufig, dass auch das vom Fürsten entbotene reguläre Militär nach mehrtägigen vergeblichen Bestürmungen mit Hülfe der herbeiströmenden Nachbarn vertrieben wird. Die Sieger entlassen dann die in ihre Hände gefallenen Gefangenen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren. In diesem Falle ist es aber für sie nicht gerathen, in der Heimat zu bleiben, denn bald werden sie es mit der gesammten Streitmacht zu thun haben, der sie nicht widerstehen können

⁵) Solche Schuldeintreibungen sind für die durchreisenden Karavanen sehr gefährlich, denn das Landvolk pflegt sich bei solchen Gelegenheiten in grosser Menge zusammenzurotten und ist gleich bereit, auf die eingeschlossene Karavane herzufallen. Ich musste unter solchen Verhältnissen schon zwei Mal mit den Ganguella, die uns umzingelt hatten, blutige Schlachten liefern.

⁶) „Banzo“ heisst das aus verschiedenen europäischen Waaren zusammengelegte Pack, welches in Inner-Afrika für einen Sklaven oder Elefantenzahn gegeben wird. Der Werth und die Menge der in einem solchen Pack enthaltenen Waaren sind, gemäss den Handelsverhältnissen der in verschiedenen Entfernungen wohnenden Völker, sehr verschieden. Zum bessern Verständniss der Sache führe ich hier die folgenden Details an

In Bihé enthält das Banzo für einen erwachsenen jungen Sklaven männlichen oder weiblichen Geschlechtes folgende Arti

kel: 4 Ellen Baeta (rothes oder blaues, grobes Tuch); 8 Ellen Zuarte (blauer Baumwollzeug), 8 Ellen Pintado (blauer Baumwollzeug mit weissen Blumen); 16 Ellen Fazenda da ley (ein dünner, gewürfelter Zeug); 40 Patronen und einige Feuersteine; 1—2 Flaschen Branntwein. Oder andere Waaren gleichen Werthes, nemlich 1 Flinte, 24 Ellen Zeug, 50 Patronen, 2 Flaschen Branntwein und einige Kleinigkeiten, wie Armringe, Messer, Perlen. Oder, wenn es dem Verkäufer lieber ist, 1 Fässchen (20 Pfund) Pulver, 30 Feuersteine, 100 Bogen Papier, 8 Ellen Zeuge, 2 Flaschen Branntwein nebst einigen Kleinigkeiten.

Im Moropu Reich, welches weiter im Innern nordöstlich sechzig Tagemarsche weit von Bihé liegt, enthält das Banzo für einen eben solchen Sklaven folgende Artikel: 4 Ellen Baeta, 4 Ellen Zuarte, 4 Stück Tüchel, 8 Ellen Fazenda da ley, ein Bund grosse weisse Perlen, eine 5 Spannen lange Schnur von rothen Glaskorallen und eine eben so lange Schnur von weissen Porzellanperlen. Eben so viel kostet im Moropu Lande ein 60 Pfund schwerer Elefantenzahn; nur pflegt man wenigstens noch 50 Patronen hinzuzugeben, und wenn der Zahn 80 Pfund wiegt, (man pflegt aber die Elefantenzähne nicht abzuwägen, sondern klassifizirt sie blos nach der Grösse mit dem Augenmaass), dann gibt man ausser den erwähnten Gütern noch eine Flinte und viel leicht auch eine Wolldecke nebst einigen Kleinigkeiten von geringem Werthe (Spiegel, Messer, u. s. w.). Wiegt aber der Zahn mehr als 100 Pfund, so wird ausser den aufgezählten Artikeln noch eine junge Sklavin und verhaltnissmässig mehr Pulver gegeben. — Weiter östlich jenseits des Riambédschi Flusses im Lande Kazembe's hat das Elfenbein schon wieder einen grössern Preis, wegen den arabischen und andern Kaufleuten, die vom Indischen Ocean her jenes Land ebenfalls des Elfenbeins halber besuchen; aber der Preis der Sklaven ist sehr gering und das Banzo, welches für auserlesene Jünglinge und Mädchen gegeben wird, enthält nur folgende Artikel: 4 Ellen Baeta oder Panno da Costa, 4 Stück Tüchel, 4 Ellen Koromandel, 4 Ellen Kaluko (oder Fazenda da ley), eine 10 Spannen lange Schnur von grossen weissen Perlen und eine 5 Spannen lange Schnur von rothen Glaskorallen. Die dort aufgekauften Sklaven werden nach den

Ländern Nyembe, Dalan-Houschi, Molondo und Gambos gebracht und dort für Elfenbein und Hornvieh ausgetauscht. Das Hornvieh treiben sie dann noch weiter südlich und tauschen dafür bei den Mucimba Völkern Elfenbein ein. Es gibt Länder, in welchen diese Tausch-Banzo blos aus verschiedenen Perlen bestehen. Darüber werde ich an einer andern Stelle sprechen.

7) „Kimbálo" heissen die mit den Karavanen reisenden Kaufleute, welche mit eigenen oder mit fremden Waaren, die sie in Kommission nehmen, handeln. Es sind im Allgemeinen aufgeweckte, erfahrene Leute, die sich mit der Zeit ein bedeutendes Vermögen an Sklaven und Hornvieh erwerben.

8) Grosse, runde und sanft funkelnde Augen findet man besonders bei den Weibern, sie stehen bei dem glänzend schwarzen Gesichte sehr gut und verrathen eine glühende Leidenschaft.

9) Blaue Augen sind durchaus nicht beliebt, und man hält sie auch bei einem Europäer für ein auffälliges Gebrechen. Oft hörte ich die Frauen, wie sie über meine Aeusseres ihre Bemerkungen einander mittheilten. „Dieser weisse Mann", so sagten sie, „wäre vermöge seines schlanken und hohen Wuchses recht hübsch, hätte er nur nicht blaue Augen und ein gelbrothes Haar, was ihn einem wilden Thiere ähnlich macht; Schade, dass ihn die Mutter nicht mit schwarzen Augen und Haaren auf die Welt gebracht hat."

10) Sie lieben an ihren Landsleuten auch gerade und feiner geschnittene Nasen und Lippen nicht, und wer solche hat, den nennen sie „Kalunguka" und halten ihn für einen verschmitzten Menschen.

11) Man kann sich gar keine Vorstellung von der Sorge und Arbeit machen, die ihnen ein langer Haarwuchs verursacht. Das wollige krause Haar bildet nemlich äusserst verwirrte und verschlungene Knoten, die man tüchtig emölen muss, um daraus mit grosser Mühe unzählige, sehr dünne Flechten machen zu können, die dann geschmeidig herabhängen. Diejenigen, die auf Eleganz und Putz Anspruch machen, müssen das Haar alle vierzehn Tage wenigstens ein Mal auflösen und auf's Neue zusammenflechten. Diese Arbeit geht ausschliesslich die Frauen an, und es ist ein interessantes Schauspiel, wenn man den Mann zwischen zwei

oder mehreren schwarzen Venusen auf einer ausgebreiteten Matte ausgestreckt bewegungslos liegen sieht, während ihre Hände mit dem gehörigen Abtheilen und Flechten des widerstrebenden wolligen Haares beschäftigt sind. Zur vollständigen Beendigung des Epunta Geflechtes braucht man gewöhnlich 2—3 Tage. — Man hält es für ein grosses Vergehen, auch nur eine Locke vom Haare abzuschneiden, und das kurze Haar ist dasjenige, was ihnen am Schicksale des Sklaven für das schrecklichste dünkt, indem sich die Sklaven durch das abgeschnittene Haar von den freien Leuten unterscheiden.

[11]) Sie pflegen jeden dritten Tag den Leib mit Oel oder sonst einem Fette einzusalben, denn sonst verliert die glänzende, sich sammetartig anfühlende Oberhaut, besonders bei den Frauen, ihre Farbe und wird aschgrau und rauh, vorzüglich in den kalten Monaten.

[12]) Man kann sehr oft von den Jünglingen, die mit den Karavanen die portugiesischen Ansiedlungen besucht hatten, Opern-Arien singen oder pfeifen hören, die sie dort erlernt haben. Meine jungen Sklaven und Sklavinen haben in einem halben Jahre die portugiesische Sprache erlernt, in welcher ich mit ihnen blos aus Gewohnheit verkehrte.

[13]) Die „Mutáka" ist eine Streitaxt, die unserm Tschakan ähnelt, nur hat sie kein Oehr, sondern statt dessen eine sich immer mehr verjüngende Verlängerung, die in einem kurzen Stiel mit gebogenem Ende hineingetrieben und befestigt ist. Dieses Werkzeug ist so scharf wie ein Rasirmesser und in der Hand der Neger eine wirksame Waffe.

[14]) Die „Diabite" unterscheidet sich von der Mutáka nur dadurch, dass sie nicht so zierlich gearbeitet und viel grösser und schwerer ist; sie vertritt eigentlich die Stelle der Axt; mit ihr fällen sie das Holz zum Bau der Häuser und roden auch die Wälder aus, wenn sie dort Saatfelder anlegen wollen. Ausser der Diabite und Hacke haben sie auch keine andere Ackerbaugeräthe. Sie pflegen die Mutáka und Diabite immer im Gürtel zu tragen.

[15]) Die „Huuya" ist eine Holzkeule mit einem faustdicken Knoten, und wird aus dem schönen, schwarzen und rothen Jaka-

randaholz, oder aus dem Horn des Rhinoceros gemacht; sie ist mit verschiedenen Einkehlungen verziert Sie können damit geschickt werfend auf grosse Entfernungen ihre Feinde niederschmettern

[17]) Die „Honga" oder der Assagai ist ein klafterlanger und mit einer spannenlangen scharfen Spitze versehener, dünner und biegsamer, eiserner Wurfspeer, der in der Mitte, dort, wo sie ihn fassen, einen langen Haarbüschel vom Schwanze eines langhaarigen Thieres hat, damit er, wenn er geschwungen wird, im Gleichgewicht bleibe. Diese Waffe ist in den Händen der südlicher wohnenden Völker, die im Werfen derselben sehr geschickt sind und die Spitze in Gift tauchen, viel gefährlicher als in den Händen der Kimbunda, die es nicht verstehen, die Spitze zu vergiften, und sich mehr auf ihre Flinten verlassen

[18]) Die Lastträger pflegen mit ihrer 80—90 Pfund schweren Last durchschnittlich 5 port. Meilen in einem Tage zurückzulegen und leben dabei ziemlich knapp und von schlechten Nahrungsmitteln. Dennoch sind sie im Stande, viele Tage nach einander zu marschiren. Im Jahre 1855 geschah es, dass die Ganguella von Lutschási mein Kilombo, worin sich gegen 300 Bewaffnete befanden, plötzlich umzingelten und bestürmten, so dass es uns nur nach mehrstündigem Kampfe gelang, sie in die Flucht zu schlagen und unsere Reise fortzusetzen. Wir hatten unser Pulver grösstentheils verschossen, und konnten nur so hoffen das Land Bihé zu erreichen, wenn wir unsere Reise durch die ausgedehnten wilden Länder so sehr als möglich beschleunigten Demnach sind wir 12 Tage nach einander marschirt und haben täglich 7—8 Stunden Weges zurückgelegt. Dennoch ist kein einziger Lastträger zurückgeblieben und vor Müdigkeit zusammengesunken

[19]) Die Ehrfurcht, welche die Familienmitglieder gegen solche Greise hegen, ist so gross, dass sie sich ihnen nur mit der höchsten Ehrerbietung nähern, und dass besonders die Weiber sich vor ihnen niederwerfen Sie glauben, dass solche Greise besondere Lieblinge der Kilulu seien und nur in Folge der von denselben empfangenen Anweisungen vermocht hatten, die Zau-

bereien, die vermuthlich auch ihr Leben häufig bedroht haben, von sich abzuwenden und zu vereiteln.

[20]) Die „Tiye“ ist eine Akazienart. Mit den getrockneten und zerstossenen Blättern dieses Baumes werden auch gefährliche Wunden geheilt.

[21]) Zum Schröpfen bedienen sie sich der Gazellenhörner, sie entfernen die Luft nicht durch Feuer, sondern saugen sie mit dem Munde aus und stopfen geschickt mittelst der Zunge mit Wachs die Oeffnung zu.

[22]) In Ohila sagte man mir, dass man gegen die Wurmkrankheit ein halbes Pfund gerösteter Kürbisskorner auf nüchternen Magen einnehme; ich kann aber nicht sagen, ob und welchen Erfolg dieses Mittel habe.

[23]) Die lächerlichen Wahrsagereien finden stets draussen im nächsten Walde statt. Der Kimbanda hat immer einige Gehülfen bei sich. Das Ganze geht unter lärmendem Gesang und dem Geräusche von Schellen vor sich; die Antworten, auf die mit lauter Stimme gestellten Fragen erfolgen immer erst nach grösseren Pausen und klingen hohl, als ob sie aus der Tiefe kämen, und sind meistens so unverständlich, dass die Anwesenden kaum etwas davon verstehen.

[24]) Die Berührung einer Leiche gilt für ein Vergehen, deshalb sind nur die nächsten Anverwandten verpflichtet, den Leichnam zu bestatten, und wenn der Verstorbene keine Verwandte und auch keine Sklaven hat, so bleibt er unbeerdigt, denn wenn jemand die Leiche durch Fremde hinaustragen und beerdigen liesse, so müsste er ihnen für die zu verrichtenden Reinigungszeremonien eine bedeutende Geldbusse erlegen.

[25]) Das Wort „Lunguta“ bedeutet eigentlich so viel als freie Waffenführung, welche von der Bestattung des fürstlichen Leichnams an gerechnet neun Tage lang dauert. Während dieser Zeit herrscht im ganzen Lande die grösste Unordnung; die ohnehin schwachen gesellschaftlichen Bande verschwinden gänzlich, die ärgste Anarchie tritt ein, die Sicherheit der Person und des Besitzes hört vollständig auf, der Starke greift ungestraft den Schwächern an. Die lange Zeit unterdrückte Rachsucht nimmt einen ungehemmten Lauf und lässt blutige

Spuren hinter sich zurück. Während dieser Zeit kann man nur mit einer zahlreichen bewaffneten Begleitung von einem Orte zum andern reisen. Endlich bezieht der neue Fürst sein Lager und befiehlt der Anarchie ein Ende zu machen, aber das wilde Volk kehrt nur langsam wieder zur Ruhe und zum Gehorsam zurück.

IX. Hauptstück.

Spezielle Beschreibung der Kimbunda Länder.

Ich hatte schon oben Gelegenheit zu erwähnen, dass die verschiedenen, von einander unabhängigen Kimbunda Länder innerhalb 5½ Breite- und 5 Längegraden sich erstrecken, und dass die Völker dieser Länder dieselbe Sprache reden und dieselben Gebräuche haben, sonst aber nicht nur in keinem politischen Einverständniss, sondern grösstentheils als erbitterte Feinde in ewiger Fehde miteinander leben.

Die Kimbunda Länder liegen zwischen dem 9 und 14½° S. B. und zwischen dem 13—18° O. L. Sie werden im Osten und Norden vom Koanza begrenzt, der von Sudosten mit einem mächtigen Bogen nach Westen fliesst und die Kimbunda Länder von den Kimbandi Ganguella und weiter von den portugiesischen Besitzungen trennt. Im Westen werden sie vom Atlantischen Ocean, im Süden vom Kuparol oder Rio S. Francisco oder Kibangulula begrenzt, von seiner Mündung angefangen bis zur Quelle. Weiterhin erstrecken sich bis zu den Quellen des Koanza ausgedehnte Wildnisse und Wüsteneien, welche die Kimbunda Länder von den Munyemba Ganguella Völkern trennen. Den gesammten

Flächeninhalt dieser Länder schätze ich auf etwa 7300 Quadratmeilen (18 Meilen auf einen Grad gerechnet), die gesammte Bevölkerung aber auf 1,880,000 Seelen, indem ich auf jede Quadratmeile 256 Seelen rechne. Von dieser Gesammtbevölkerung der Kimbunda Länder gehören die Kissama, Mupinda, Mussumbe, Lusscke, Munyemba und Massongo Völker, die zusammen etwa 300,000 Seelen zählen, eigentlich nicht zu den Kimbunda; ihre Sitten und Gebräuche stimmen zwar mit denen der Kimbunda überein, sie reden aber eine andere Sprache.

KISSÁMA.

Der Koanza trennt es von den portugiesischen Besitzungen; im Westen grenzt es an das Atlantische Meer, im Süden an den Longa Fluss, der es von Mupinda trennt, im Osten endlich an Libollo. Ich schätze den Flächeninhalt des Landes auf 200 Quadratmeilen, die Bevölkerung aber auf 25,000 Seelen.

Das Land zerfällt in zwei Theile, in Unter- und Ober-Kissáma; jeder Theil hat einen eigenen, unabhängigen Herrscher. Unter-Kissáma erstreckt sich längs dem Meeresgestade und besteht theils aus sandigem Flachland, theils aus kahlen, felsigen Gebirgen. Das Klima ist heiss und trocken, der Boden wird nur von einigen kleinen Wasseradern befeuchtet, auch die periodischen Regen sind selten; deshalb sind die Einwohner oft gezwungen, wegen der grossen Dürre ihre Wohnsitze zu verlassen und an die Ufer des Koanza und Longa zu ziehen, wo sich auch der grösste Theil ihrer ange-

bauten Ländereien befindet, auf welchen sie Maniok Mais, Massango (Pisorgum) Massambála (Rea mais mi-, nima) und Makondi (Bohnen) erzeugen.

Unter den in unregelmässigen Entfernungen zerstreut liegenden kleinern und grossern, etwa 300 Ortschaften ist D e m b a die merkwürdigste. Sie liegt etwa 6 Meilen vom Meeresufer, auf einer kahlen Anhohe und ist die Residenzstadt des Häuptlings von Unter-Kissâma mit 2000 Einwohnern, die sich grösstentheils mit der Salzgewinnung beschäftigen. In dieser Gegend herrscht ein grosser Wassermangel; desbalb machen die Einwohner aus den dort häufig vorkommenden, ungeheuren Imbundero- oder Baobab-Bäumen eigenthümliche Wasserbehälter, indem sie dieselben von oben nach unten mit grosser Geschicklichkeit aushohlen. Die Bäume wachsen auch in diesem ausgehöhlten Zustande fort. Das Regenwasser sammelt sich in den Höhlen derselben an, und auf diese Weise bilden die ausgehöhlten Baobabbaume wirkliche Wasserbehalter.

Nicht weit von Demba befinden sich die Salzwerke gleichen Namens. Das daselbst gewonnene Steinsalz wird in anderthalb Spannen langen, zylindrischen Stücken, von welchen fünf zusammengebunden werden, weithin nach dem Innern des Kontinentes ausgeführt, und kursirt dort auch als Geld, welches je nach den verschiedenen Entfernungen einen grössern oder geringern Werth hat. Die Salzgruben sind unerschöpflich, leicht zu bearbeiten und liefern das beste Salz, wie ich es sonst nirgends in Afrika gefunden babe. Schade, dass die Portugiesen diesen Schatz, der ihnen so sehr zur Hand liegt, nicht längst schon in Besitz genommen haben.

Ober-Kissáma erstreckt sich auf den Armen der von Norden nach Süden streichenden Gebirgskette, deshalb hat es ein viel gemässigteres Klima als Unter-Kissáma; auch sein Boden, der grossentheils aus einem rothen Thon besteht und von den periodischen Regen gut getränkt wird, ist fruchtbar. Die von zahlreichen Adern bewässerten Thäler werden von einer mannigfaltigen Vegetation und von hohem Waldwuchs bedeckt, aber die trägen Einwohner erzeugen nichts anderes, als die bereits erwähnten Nahrungsmittel. Die Ortschaften sind meistens wie Vogelnester auf felsigen Anhöhen erbaut; ihre Anzahl beträgt vielleicht 400. Die wichtigste derselben ist: Kitel-Kamaschingi, auf einem felsigen Berge, Hauptort von Ober-Kissáma, mit 1500 Einwohnern, die zum Theil in Felsenspalten wohnen.

Die Hausthiere Kissáma's sind: eine kleine Art Rinder, in geringer Anzahl; Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner in beträchtlicher Anzahl. Von wilden Thieren kommen die oben erwähnten Species vor. Die bekanntern Gewächse sind: der Kopalgummi-Baum, die Dendéepalme und die Orseille [1]; man könnte aber, besonders in dem obern Theil des Landes, gewiss noch viele unbekannte Nutzpflanzen finden.

Dieses Land ist von den portugiesischen Besitzungen nur durch den Koanza Strom getrennt, und die portugiesische Hauptstadt ist kaum 7 Meilen entfernt, daher sollte man sich wundern, dass die Portugiesen es nicht schon längst erobert haben [2], um so mehr, da sie eine gute Veranlassung dazu in den fast täglichen Placke-

reien gefunden hätten, womit die barbarischen und wilden Kissâma ihre Ansiedelungen heimsuchen.*)

MUPINDA.

Es wird im Norden vom Longa, im Osten von Kissama und Ambuim, im Süden vom Kuvo oder Keve Fluss und im Westen vom Atlantischen Meer begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt etwa 120 Quadratmeilen, und die Einwohnerzahl 20,000 Seelen. Es hat ebenfalls zwei von einander unabhängige Herrscher.

Das Land ist kaum 10—12 Meilen breit und zwischen zwei reissenden Flüssen eingeschlossen, die während der Regenzeit besonders die dem Meere anliegenden Ebenen überschwemmen und daselbst auch nach dem Verschwinden der Hochwasser mehrere grössere und kleinere Tümpel und Lachen bilden. Es eignet sich sehr gut zum Anbau, aber noch besser zur Viehzucht. Die Einwohner sind viel sanfter und friedlicher als die Nachbarn, beschäftigen sich mit Landbau und Viehzucht und sind auch geschickte Jäger. Sie erzeugen viel Maniok, Mais, Tabak, Massango, Massambála, Bohnen, Kürbisse und Amendium (?). Das zahlreiche Vieh, Rinder, Schafe und Ziegen, lassen sie in den trockenen Monaten auf den mit üppigem Graswuchs bedeckten Inseln des Longa Flusses weiden. Die grösste dieser Inseln heisst Kapollo, sie hat eine Länge von 5 Meilen; es

*) Livingstone's Bericht über die Kissâma stimmt völlig mit dem von Magyar überein. Vgl. pag. 406. des oft erwähnten Werkes. (Unsere Zitationen von Livingstone's Werk beziehen sich immer auf die ungarische Ausgabe desselben).

befindet sich aber keine bewohnte Ortschaft darauf, denn sie ist niedrig und wird bei hohem Wasserstand grösstentheils mit Wasser bedeckt. Es befinden sich darauf viele Elefanten und Nilpferde [1]), die von den Einwohnern mit grosser Gewandtheit gejagt werden.

Das Klima ist im Allgemeinen ungesund; aus den überschwemmten Landstrichen entwickeln sich bei der grossen Hitze höchst gefährliche Miasmen; der östliche, höher gelegene Theil des Landes ist jedoch ziemlich gesund.

Im untern Theil des Landes finden wir gegen 250 Libáta; darunter ist: Kazanza, etwa 3 Meilen vom Meeresufer entfernt, an dem gleichbenannten See, Residenzort des Häuptlings, mit 2000 Einwohnern, die berühmte Elefanten- und Nilpferd-Jäger sind.

Der obere oder östliche Theil des Landes wird von den Armen des Háma Gebirges erfüllt, und zählt etwa 300 Ortschaften, darunter ist Káhi, am Fusse des Háma Gebirges, nicht weit vom Mujinji Fluss, Sitz des Häuptlings, mit 2500 Einwohnern, die fleissige Landbauer sind. Eine Viertelmeile von diesem Orte und 14 Meilen vom Meere landeinwärts befindet sich der herrliche Wasserfall von Káhi, den bis jetzt noch niemand beschrieben hat. Nachdem der Mujinji die Gebirge von Bailundo verlassen und in seinem von Südosten nach Nordwesten gerichteten Laufe das gebirgige Ambuim durchströmt hat, durchbricht er die von Norden nach Süden streichende Gebirgskette von Háma und bildet hier den mehr als 300 Fuss hohen Wasserfall. Der in einer engen Felsspalte zusammengedrängte Fluss stürzt zuerst über eine geneigte Fläche von 80 Grad tosend und schäumend auf eine breite Felsenwand und fällt

dann von dieser fast senkrecht mit ungeheuem Tosen noch etwa 150 Fuss tief. Die Wassermasse löst sich in ihrem Falle zu Staub auf und steigt als Nebel hoch in die Luft empor. Die üppige, hellgrüne Vegetation bezeichnet schon von weitem den Katarakt, und das Rauschen desselben ist auf 5 Meilen weit zu hören; in der Nähe betrachtet, erregt diese herrliche Scene ein Staunen und eine Beklommenheit in dem überraschten Wanderer. Der Fluss strömt dann nach dem Falle mit grosser Geschwindigkeit, jedoch in einem regelmässigen Bette dem Longa Flusse zu.

Die Naturprodukte Mupinda's sind dieselben wie die Kissáma's, nur hat es mehr Elefanten und Nilpferde. Die Anzahl der Elefanten vermindert sich von Tag zu Tag, aber die Nilpferde scheinen sich noch zu vermehren und gefährden sogar die Schifffahrt auf dem Kuvo und Longa. In denselben Flüssen gibt es auch viele Krokodile, die hier sehr grimmig sind, so dass man sich ohne Todesgefahr nicht einmal dem Ufer nahen kann. Die Krokodile gefährden selbst die Schifffahrt, denn es ereignet sich oft, dass sie die Ruder zertrümmern und kleinere Kähne umstürzen. Deshalb pflegt, wer auf einem Kahn reiset, einen grossen Larm zu machen und häufig zu schiessen, um die gefährlichen Ungeheuer zu verscheuchen.

SUMBE.

Es wird im Norden vom Kuvo oder Keve Fluss, im Westen vom Atlantischen Meer, im Süden vom Kubale oder Anhamdanda Fluss, im Osten endlich von den

Selles und Ombuim Ländern begrenzt. Es erstreckt sich von Norden nach Süden dem Meeresufer entlang etwa 25 Meilen weit, während die Breite desselben von Westen nach Osten kaum über 8 Meilen beträgt. Die gesammte Bevölkerung schätze ich auf 35,000 Seelen, sie ist unter drei, von einander unabhängigen Herrschern vertheilt.

Im nördlichen Theile befindet sich der Distrikt Timba, welchen die Portugiesen gewöhnlich Benguella velha (Alt-Benguela) nennen; er erstreckt sich längs dem Kuvo Fluss. Der Boden dieses Theiles ist sehr fruchtbar und trägt die oben erwähnten Nahrungsmittel, ernährt aber auch viel Hornvieh, von einer schönen Rasse. Das Klima ist heiss und sehr ungesund. Der Distrikt zählt über 200 Ortschaften, darunter ist Timba der Sitz des Häuptlings, mit 1500 Einwohnern, die fleissige Landbauer und Viehzüchter sind, mit den Europäern in gutem Einverständniss leben und ihnen Kopalgummi, Wachs und Orseille zuführen.

Vom Meeresufer nach dem Innern zu etwa 5 Meilen entfernt gibt es mehrere ausgebrannte Vulkane, die von hoch aufgehäuften Lava- und Aschenmassen umgeben sind. In der Nähe derselben sind auch reiche Schwefelablagerungen, die aber noch nicht ausgebeutet werden.

Den mittlern Theil des Landes beherrscht der durch die Anzahl seiner Unterthanen mächtige Häuptling von Gunza, der als Vorsteher des Musumbe-Triumvirats allgemein bekannt ist. Er besitzt mehr als 300 Ortschaften, darunter: Gunza an der Mündung des Sumbe oder Labongo Flusses; Dieser Fluss entspringt in Bailundo, wo er Djámba genannt wird, nimmt dann

eine westliche Richtung, durchströmt die gebirgigen Gegenden Ambuims, bewässert dann mit seinen unzähligen Krümmungen die Landstriche von Sumbe und ergiesst sich endlich in's Meer. Gunza ist der Sitz des Häuptlings, hat 2000 Einwohner, ist von schönen Incendera-Bäumen beschattet und mit einem starken Pfahlwerk befestigt. Zwei Meilen von Gunza entfernt liegt Schinge, ebenfalls am Sumbe, inmitten eines grossen Haines von Dendéepalmen, mit 2000 Einwohnern, merkwürdig wegen seiner herrlichen romantischen Lage. Drei Meilen weiter aufwärts liegt Poalho, ebenfalls nicht weit vom Sumbe, am Fusse eines steilen Berges, von welchem man eine überraschende, reizende Aussicht hat. Der Fluss stürzt hier von einer bedeutenden Höhe herab und schlängelt sich dann mit herrlichen Krümmungen am Saume des Palmenhaines dahin. Poalho hat etwa 1500 Einwohner, die sich mit dem Anbau von Maniok, Mais, Bohnen, Tabak und Amendium beschäftigen; diese Produkte bringen sie nach den am Meeresufer zerstreut liegenden europäischen Ansiedlungen und treiben damit einen bedeutenden Handel.

Am südlichen Ufer des Flusses, nicht weit vom Meere liegt das portugiesische Präsidium Novo-Redondo †), das aus einer am Ende des vorigen Jahrhunderts erbauten Festung und aus einer gegen 200 Häuser zählenden Ortschaft besteht. Die Festung liegt auf dem Gipfel eines ganz in der Nähe des Meeres sich erhebenden pyramidalen Berges; sie ist mit neun, grösstentheils kupfernen und sechspfündigen, Geschützen versehen, von denen jedoch kaum die Hälfte gehörig ausgerüstet und brauchbar ist. Die Ringmauern sind in gutem Stande, und besonders Zacharias da Silva Cruz,

der während meines dortigen Aufenthaltes Festungskommandant war, hat sich durch die Wiederherstellung und Ausbesserung der Mauern ein grosses Verdienst erworben. Er lebte mit den Einwohnern auf sehr freundlichem Fusse und erhielt von denselben durch freiwillige Beiträge die zur Wiederherstellung der Festung benöthigten Geldmittel.

Die Ortschaft liegt östlich von der Festung, auf steilen Hügeln und in tiefen Thälern sehr unregelmässig zerstreut; nur wenige Häuser sind von Stein und zweistöckig und zeichnen sich durch ein nettes Aeussere aus; darunter gebührt die erste Stelle der Kirche [1]. Aber der grössere Theil der Ortschaft liegt ausserhalb des Schutzes der Festungsgeschütze. Die aus Europa stammenden Portugiesen bilden den kleinern Theil der Bevölkerung, die Mehrzahl besteht aus eingebornen Mulatten und Schwarzen, die den Ackerbau gänzlich vernachlässigend sich blos mit dem Binnenhandel beschäftigen, dessen Gegenstände vor einigen Jahren noch ausschliesslich die Sklaven waren. Der Sklavenhandel war so einträglich, dass viele Händler zu einem ungeheuren Reichthum gelangten. Jetzt bilden, da der Sklavenhandel verboten ist, einiges Elfenbein und Wachs, etwas mehr Kopalgummi und Orseille die hauptsächlichsten Gegenstände des Handels. Diese Artikel werden von den unabhängigen Binnenvölkern dahin gebracht. Aber dieser Handel wirft keinen grossen Gewinn ab und nimmt immer mehr ab, deshalb vermindert sich auch immer mehr der Wohlstand und die Anzahl der Bevölkerung des Präsidiums.

Hier muss ich, leider, wieder bemerken, dass die portugiesische Regierung, trotzdem dass das Präsidium

bereits seit mehr als 90 Jahren besteht, für die Kultivirung der Eingebornen noch fast gar nichts gethan hat; eigentlich erstreckt sich auch ihre Herrschaft nur so weit, als die Festungsgeschütze tragen [1]). Ich weiss nicht, was die Ursache davon sein mag. Die unbesiegbare Macht der Eingebornen kann es nicht sein, denn ihre gesammte Streitmacht, die sie aufzutreiben im Stande wären, beträgt höchstens 5—6000 Mann; ein so ungeregelter Haufe aber vermag auch einem viel kleinern Truppenkorps, das auf europäische Weise geschult und mit Kanonen versehen ist, keinen Widerstand zu leisten. Ferner kann auch die etwa unbezähmbare Wildheit der Eingebornen nicht schuld daran sein, denn sie sind fleissige Landbauer und Viehzüchter und geschickte Seefischer, ja sie allein versorgen das Präsidium mit dem nöthigen Lebensbedarf. Viele von ihnen kommen täglich in die Stadt und haben sich in Folge des langjährigen Umganges mit den Fremden schon halb und halb zivilisirt, um so mehr, da sie schon ursprünglich ein freundliches und sanftes Gemüth hatten. Endlich kann auch der Umstand nicht schuld daran sein, dass die Kosten, welche die Eroberung verursachen möchte, nicht gedeckt würden. Denn die von mehreren Flüssen bewässerten Thäler, die ausgedehnten Palmenwälder und die zahlreichen Viehherden sind genug ergiebige Quellen, um die Kriegskosten ohne zu grosse Bedrückung des Volkes zu erstatten. Dann könnte sich ja auch der materielle und geistige Zustand des Volkes bedeutend bessern, die Eingebornen würden des Segens der Zivilisation theilhaftig werden, während sie jetzt noch immer in Folge ihres abscheulichen Aberglaubens der Anthropophagie ergeben sind und im Angesichte der portugie-

sischen Batterien einander auf kannibalische Weise auffressen *).

Südlich nicht weit von Novo-Redondo befindet sich die Mündung des Kikombo oder Ambuvido Flusses. Dieser Fluss kömmt von den Gebirgen Bailundo's, nimmt eine westliche Richtung, durchschneidet das Land Selles und ergiesst sich dann in's Meer. Am südlichen Ufer des Flusses, nicht weit von der Mündung, liegt die gleichbenannte portugiesische Faktorei, die aus 16 Strohhütten besteht. Die Bewohner dieser Faktorei sind, mit Ausnahme von zwei Brasiliern, lauter Portugiesen, die nur noch vor wenigen Jahren blos Sklavenhandel trieben, jetzt aber mit Wachs, Kopalgummi und Urzella handeln. Die Faktorei Kikombo ist auf einer den periodischen Ueberschwemmungen ausgesetzten Niederung erbaut, deshalb ist sie sehr ungesund, und dieser Umstand ist schuld daran, dass sich die Bevölkerung derselben niemals mit europäischen Ansiedlern vormehrte, obgleich sie einen ziemlich guten Hafen besitzt.

Zwei Meilen östlich von dieser Faktorei liegt, am nördlichen Ufer des Flusses, die nur von unabhängigen Eingebornen bewohnte Ortschaft Kikombo, von ungeheuren Granitfelsen umringt, Sitz des dritten Häuptlings, mit 1700 Einwohnern, die von Landbau, Viehzucht und Fischerei leben. Sie sind im Schwimmen so geschickt, dass sie trotz der hochgehenden Wogen und des Windes kühn und leicht auf unglaubliche Strecken weit im Meere schwimmen, indem sie ein Stück Bambus-Rohr unter dem linken Arme halten. Gegen die Europäer sind sie nicht so freundlich, wie ihre nördlicher wohnenden Brüder, doch ist daran die harte und unge-

rechte Behandlung der in den Faktoreien angesiedelten Weissen schuld.

Die Musumbe, d. h. die Leute von Sumbe haben im Allgemeinen einen hohen und kräftigen Wuchs; sie kleiden sich mit europäischen Stoffen; die Weiber zeichnen sich durch eine eigenthümliche Haartracht aus; sie flechten nemlich ihr Haar so, dass es zwei, an den Schläfen emporstehende, spitzige Hörner bildet. Die Musumbe sind arbeitsame Menschen, die sich mit den Europäern im Allgemeinen recht gut vertragen; schade, dass sie der abscheulichen Sitte, Menschenfleisch zu essen, noch immer nicht entsagt haben.

Südwärts gab es der Küste entlang bis zur Mündung des Balomba noch fünf europäische Faktoreien, die in verschiedenen Entfernungen von einander zerstreut lagen; von diesen Faktoreien sind die vier folgenden: Kibandynla, Kissenge-itu, Kissenge-néne und Rio-Tapado im J. 1852 von den benachbarten räuberischen Selles zerstört worden, so dass gegenwärtig nur noch die Faktorei Aegypten besteht. Diese Ansiedelung liegt an der Mündung des Balomba, wird von einer erbärmlichen Batterie beschützt und zählt gegen 40 Häuser, die zum Theil von Stein erbaut und mit Ziegeln gedeckt sind. Der grössere Theil der Einwohner besteht aus Europäern, die andern sind eingeborne Mulatten; sie treiben mit den weiter nach Osten hausenden Muselles einen ziemlich lebhaften Handel, dessen Hauptgegenstände Kopalgummi, Orseille und Nahrungsmittel sind. Die Ansiedlung wird fast regelmässig jedes Jahr ein oder zwei Mal von den benachbarten räuberischen Völkern angegriffen, bis jetzt gelang es aber noch immer selbst eine hundertfache

Uebermacht mittelst der Kanonen zurückzuschlagen [1]). Das Klima dieser Ansiedlung ist selbst für den Europäer ziemlich gesund, was man dem krystallklaren und erfrischenden Balomba zu verdanken hat.

Sieben Meilen weiter südlich lag die portugiesische Ansiedlung Anha an der Anhamdanda genannten Mündung des Kubale Flusses. Diese Ansiedelung wurde von den Msselles gänzlich zerstört, und die Bewohner derselben wurden theils getödtet, theils in die Sklaverei geschleppt. Seitdem liegt die vom genannten Flusse befruchtete schöne Gegend öde und unangebaut [2]). Noch weiter südlich, ebenfalls gegen sieben Meilen, liegt die Faktorei Lubito; hier befinden sich Kalköfen, die der portugiesischen Regierung gehören. Zum Kalkbrennen verwendet man daselbst die Schalen verschiedener Seemuscheln und nicht Kalksteine. Auch diese Ansiedelung wurde schon wiederholt von den erwähnten Räubern bestürmt, sie konnten aber nicht so leicht zu ihr gelangen, weil sie auf einigen, dem Ufer anliegenden Inseln erbaut ist. Es gibt in jener Gegend viele, dem Ufer anliegende kleine Eilande, die durch schmale aber tiefe Kanäle von einander getrennt sind. Sie werden von dichten Mangobäumen bedeckt, die das Eigenthum der Regierung sind, und das für die Kriegsschiffe nöthige Brennholz liefern; sie geben aber auch ein gutes Bauholz. Das Klima der Faktorei Lubito ist sehr heiss und ungesund; sie zählt ungefähr 40 Einwohner; auch diese finden daselbst kein Trinkwasser und müssen es auf Kähnen von Benguela holen oder aus dem, gute zwei Meilen entfernten, Katumbela Fluss zu Lande dahin führen, da die Mündung des Flusses von einer Barre versperrt und nicht schiffbar ist. Zwischen dem Katumbela

und Kuparol oder Rio S. Francisco oder Kibangulula liegt Benguela, welches, wie wir bereits erwähnt haben, auf dem Gebiete der Mundombe erbaut ist. Diese Mundombe bewohnen den Küstenstrich, der sich gegen 20 Meilen weit südlich erstreckt und bilden drei Abtheilungen. Die Mundombe an Katumbela sind längs dem Flusse angesiedelt; die Mundombe a Dyitunda oder Dombe pequeno (kleinen Dombe) leben in der Umgegend von Benguela und an den Bimba und Belo genannten Seen; endlich die Mundombe an Kinsamba oder Dombe grande wohnen weiter südlich und sind die zahlreichsten und wohlhabendsten.

Die Beschreibung der vom Kuparol südlich befindlichen Länder und Völker werde ich im zweiten Bande meines Werkes geben, jetzt wenden wir uns nach Nordosten und überschreiten die heisse, gebirgige Makango Einöde. So kommen wir auf die von Norden nach Süden mit der Meeresküste fast parallel sich erstreckenden Gebirgszüge und zu den Ländern, die von den eigentlichen Kimbunda bevölkert sind.

GÁNDA.

Es wird im Norden von Kissandschi, im Osten und Süden von ungeheuren, unbewohnten Waldungen, im Westen von der Makango Einöde begrenzt. Der Flächeninhalt desselben beträgt etwa 150 Quadratmeilen, die Bevölkerung schätze ich auf 30,000 Seelen, die unter einem willkührlich herrschenden Soba leben. Die von hohen felsigen Gebirgen eingeschlossenen tiefen Thaler werden nur von Gebirgsbächen bewässert, darunter ist

der Ommate der grösste. Dieser Fluss entpringt in den östlichen Wildnissen, durchschneidet das Land und nimmt die dort befindlichen Bäche auf und ergiesst sich dann in den Katumbela, der den südwestlichen Theil des Landes berührt. Das Klima ist zwar heiss, doch gesund. In den ungeheuren Waldungen gibt es eine Menge Kopalgummi-Bäume, die Einwohner sammeln das Gummi und bringen es nach Benguela und treiben damit einen bedeutenden Handel. Doch ist ihre Hauptbeschäftigung das Plündern und Rauben, womit sie die Nachbarvölker und besonders die durchreisenden Karavanen heimsuchen [1]. Die Bewohner Gánda's sind daher weit und breit als berüchtigte Räuber bekannt. Der Landbau ist auf die Kultur des Maniok's, Mais, Tabak's und der Bohnen beschränkt. Die Viehzucht ist sehr unbedeutend, denn wenn sie des Hornviehs oder der Schafe bedürfen, statten sie den südlich wohnenden Völkern einen Besuch ab und nehmen diesen unentgeltlich weg, was ihnen beliebt. Beträchtlicher ist die Anzahl der Schweine und der Hühner.

Die Gebirge des Landes hergen in ihrem Schoosse wahrscheinlich auch andere Schätze, nicht nur Eisen, welches die Bewohner ausbeuten; aber ein mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigter Fremde dürfte auf keine sehr freundliche Aufnahme rechnen.

Unter den vielen kleinen, meistens auf hohen Felsen liegenden Ortschaften nimmt Ommate oder Nomate die erste Stelle ein; es liegt in der Mitte des Landes auf einem hohen Berge, von welchem man eine schöne Aussicht hat auf die ungeheuren Waldungen und auf das am Fusse des Berges sich hinziehende tiefe Thal, in welchem der Ommate Fluss inmitten einer üppigen

Vegetation dahinschlängelt. Der Ort Ommate ist mit einer aus auf einander ohne Mörtel aufgeschichteten Steinen errichteten Mauer umgeben; eine solche Ringmauer wird „Gangue“ genannt; die 1500 Einwohner desselben sind berüchtigte Räuber.

Westlich liegt der Distrikt Kibonga, mit etwa 120 Ortschaften; darunter ist Lunga, welches ebenfalls auf einem hohen Berge liegt und mit einer Gangue-Mauer befestigt ist; die 1200 Einwohner beschäftigen sich mit dem Einsammeln des Gummi und mit Raub. Nicht weit von diesem Orte rauscht der Gebirgsbach Djámba.

In den fast unzugänglichen gebirgigen Waldungen des Landes hausen noch viele Elefanten, die gegenwärtig in diesen Landstrichen eine Seltenheit sind. Seit etwa 10 Jahren haben sich nemlich die Elefanten in Folge der anhaltenden Jagden vom Meeresgestade landeinwärts in die entfernten Binnenländer geflüchtet.

Nördlich von Gánda liegt Kissandschi, welches wir bereits oben beschrieben haben. Jenseits Kissandschi nach Westen zu liegt Selles

SELLES.

Es wird im Norden von Ambuim, im Osten von ausgedehnten unbewohnten Waldwildnissen, welche es von Bailundo trennen, im Süden von Kissandschi, im Westen von den Makango Einöden begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt gegen 150 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl gegen 75,000 Seelen. Es wird von mehreren kleinen, von einander unabhängigen Häuptlingen be-

herrscht. So wie Ganda erstreckt sich auch Selles auf den von Norden nach Süden streichenden Gebirgen, wird aber von mehreren Flüssen bewässert und ist deshalb fruchtbarer als jenes, ja es ist die eigentliche Kornkammer des unfruchtbaren Küstenstriches. Unter den zahlreichen Gewässern des Landes sind die bedeutendsten: der Balomba, der das Land mit grossen Krümmungen von Osten nach Westen durchschneidet und sich bei Aegypten in's Meer ergiesst; der Rio Tapado, der in Bailundo entspringt; der Kikombo. Das Klima ist warm, jedoch gesund.

Die Bewohner des Landes sind arbeitsam und fleissig, aber leider, auch grimmige Räuber und abscheuliche Menschenfresser, indem sie sich täglich mit verbrecherischen Sklaven, die sich aus den portugiesischen Besitzungen zu ihnen flüchten, vermehren. Die Anthropophagie herrscht so sehr bei ihnen, dass es keine Unterhaltung gibt, bei welcher sie nicht einen oder mehrere Menschen verzehrten. Meistens müssen die Kriegsgefangenen, die wegen der Zauberei Verurtheilten und die Kranken zu diesem abscheulichen Mahle dienen.

Handelsartikel sind: bedeutende Quantitäten von Nahrungsmitteln, womit sie auch die Bewohner des Küstenstriches versehen, Kopalgummi, Wachs, Orseille und Dongoschnüre. Für diese Artikel tauschen sie in den Präsidien Novo Redondo und Aegypten europäische Waaren ein. Rindvieh haben sie nicht viel, bedeutender ist die Anzahl der Schafe, Schweine und Hühner. An mehreren Stellen findet man gutes Eisen.

Von den Häuptlingen sind die mächtigsten: der Häuptling von Tunda; dieser Ort liegt im südlichen

Theile des Landes und ist an einem Gebirgsbach gleichen Namens auf dem Gipfel eines konischen Berges erbaut; die 2000 Einwohner des Ortes sind fleissige Landbauer, allein auch furchtbare Räuber. Der Häuptling von K a m e r a; dieser Ort liegt ebenfalls auf einem Berge und ist von romantischen Thälern umgeben, in welchen der V i s i k a Gebirgsbach dahinschlängelt. Kamera hat etwa 1500 Einwohner, die sich besonders mit der Verfertigung von Dongoschnüren beschäftigen, womit sie in den europäischen Ansiedlungen einen bedeutenden Handel treiben. Der Häuptling von K i n-y a n d a; dieser Ort liegt am Balomba, und hat 1200 Einwohner, die sich mit Landbau und dem Einsammeln von Kopalgummi beschäftigen.

In dem mittleren Theile des Landes herrschen die Häuptlinge von H o l o n d o n d o und D y i k u m a; jeder hat gegen 200 Libata, worunter die Residenzörter der Häuptlinge die merkwürdigsten sind; beide haben etwa 1500 Einwohner, die sich mit Landbau, Einsammeln des Kopalgummi, Verfertigen der Dongoschnüre und mit Handel beschäftigen. Der von Osten nach Westen fliessende Tapado befruchtet ihr Land.

Mächtiger als alle diese Häuptlinge ist der Soba K u l e m b o - K n a b a n d i, der den nördlichen Theil des Landes beherrscht und nicht so räuberisch ist; er hat gegen 300 Libata, darunter ist K i p a n d a, am Kikombo Fluss, auf einer Anhöhe, mit einer starken Gangue-Mauer befestigt, mit 3000 Einwohnern, die sich mit Landbau, Viehzucht, Einsammeln des Kopalgummi, Verfertigen der Dongoschnüre und mit Handel beschäftigen.

AMBUIM ODER OMBE.

Es wird im Norden von Kissama und Libollo, im Osten von Kibala und Bailundo, im Süden von Selles, im Westen von Sumbe und Mupinda begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt etwa 200 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl gegen 75,000. Das Land wird von drei Häuptlingen beherrscht, deren Macht von dem Einflusse des Adels sehr beschränkt ist. Der mächtigste dieser Häuptlinge ist der von Lumbo-a-Tena, im südlichen Theile des Landes, mit etwa 300 Ortschaften; darunter ist Assango, nicht weit vom Sumbe Fluss, auf einem steilen Bergabhang, von welchem man eine schöne Aussicht auf dem mit Palmen besäumten Fluss hat, Sitz des Häuptlings, mit 3000 Einwohnern, die das Land bebauen und mit Wachs und Kopalgummi handeln. In Assango fand der Spanier Hieronymus Mera seinen traurigen Tod [9]).

In dem mittlern Theile des Landes sind die Bezirke Ondschila und Handa, jeder mit etwa 200 Ortschaften. Ondschila liegt auf einer felsigen Anhöhe, Sitz des Häuptlings mit 2000 Einwohnern, die sich mit Landbau beschäftigen und mit Kopalgummi und Orseille handeln und überhaupt in lebhaftem Verkehr mit den Europäern stehen. Der Bezirk Handa liegt nordöstlich; darin ist Yutu, auf dem Gipfel des Hama Gebirges, Sitz des Häuptlings, mit 2000 Einwohnern, nicht weit vom Mujinji.

Die Bewohner dieses Landes erzeugen viel Maniok, Mais, Massambala [11]), Massango [12]), Bohnen, Kür-

bisse, Kartoffeln, Amendoim und Tabak, und treiben Handel mit Elfenbein, Wachs, Kopalgummi und Orseille. Es ist zu bedauern, dass auch diese friedlichen Völker Menschenfleisch verzehren, es sogar öffentlich verkaufen. Der Ehebruch wird ohne Unterschied mit dem Tode bestraft, was ich sonst bei keinem andern afrikanischen Volke beobachtet habe.

LIBOLLO.

Es wird im Norden vom Koanza Fluss begrenzt, der es von den portugiesischen Besitzungen trennt, im Westen von Kissama, im Süden von Ambuim, im Osten endlich von Háko und Kibála. Der Flächeninhalt beträgt gegen 150 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl gegen 40,000 Seelen. Das Land ist mit felsigen Gebirgen bedeckt, zwischen welchen sich von Bächen gut bewässerte Thäler hinziehen. Das Klima ist gesund; in den Thälern wachsen genug Nahrungsmittel. Die Bewohner Libollo's sind friedliche, gegen Fremde freundlich gesinnte Menschen, die sich in Folge des mit den Portugiesen gepflogenen Verkehrs halbwegs zivilisirt haben. Ihre Gewebe von Baumwolle (Tanga und Mabála) sind in den Binnenländern bekannte und gesuchte Tauschartikel.

Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Landes gehört der Mulondo-Zambi (Geisterberg) genannte Vulkan, der in Südafrika der einzige bekannte, noch thätige Vulkan ist. Er erhebt sich im westlichen Theile des Landes und ragt mit seinem kegelförmigen Gipfel hoch über die ihn umringenden kahlen Gebirgs-

kuppen empor. Auf dem Gipfel befindet sich der Krater, aus welchem von Zeit zu Zeit, gewöhnlich in drei bis vier Stunden ein Mal ein Ausbruch erfolgt. Zuerst hört man ein dumpfes Geräusch, dann steigt eine in eine Dampfwolke gehüllte Flammensäule empor, die im Durchmesser etwa eine halbe Klafter misst und die Höhe von etwa zwei Klaftern erreicht. Diese Erscheinung wiederholt sich mehrmals nach einander, allein die Feuersäule wird immer kleiner. Endlich nach etwa 10 Minuten tritt eine vollständige Ruhe ein, und dann spürt man nur in der Nähe des Vulkans einen die Luft erfüllenden Schwefelgeruch. Die Eingebornen meinen, dass in diesem Berge die Seelen der Verstorbenen wohnen, deshalb wagen sie auch nicht, sich dem Berge zu nähern, um so weniger dort zu übernachten.

Das Land wird von vielen Häuptlingen beherrscht, die jedoch nur eine beschränkte Macht haben. Die merkwürdigste Ortschaft ist L u n d a*), auf einem felsigen Berg, Sitz eines Häuptlings, mit 1500 Einwohnern. Am Fusse des Berges fliesst der Gebirgsbach Luinda. Die Bewohner Libollo's haben viel von den Einfällen der Völkerschaften von Kibala und Bailundo zu leiden; doch gelang es ihnen noch bis jetzt, geschützt von ihren felsigen Gebirgen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten.

HÁKO ODER OÁKO.

Es wird im Norden vom Koanza, im Osten und Süden von Bailundo, im Westen von Libollo begrenzt.

*) Im Originalmanuscript ist mit deutlichen Buchstaben Luandu geschrieben, auf der Landkarte aber steht M u l u d a. *Anmerk. des Uebers.*

Der Flächeninhalt beträgt gegen 200 Quadratmeilen, die Seelenzahl der Bewohner etwa 35,000. Es wird von einem durch den Einfluss des Adels beschränkten Fürsten beherrscht. Die Bewohner von Háko wurden schon wiederholt gezwungen, den südlich wohnenden kriegerischen Bailundo einen jährlichen Tribut zu zahlen, gegenwärtig aber haben sie sich mit Hülfe der Portugiesen unabhängig gemacht. Das Land ist im Allgemeinen gebirgig und hat ein gemässigtes und gesundes Klima; doch gibt es auch ausgedehnte Ebenen. Hauptflüsse sind: der Kussangai und Lubure, die von Süden kommend sich in den Koanza ergiessen. Das Hauptprodukt ist das Wachs, welches hier sehr häufig vorkömmt und vielleicht das beste ist; die Eingebornen treiben damit in dem jenseits des Koanza nordöstlich gelegenen Pungo Andongo einen lebhaften Handel. Hornvieh und Schafe findet man wenig in Háko, desto grösser ist die Auzahl der Schweine und Hühner. Die merkwürdigsten Ortschaften sind: Vitengo am Flüsschen Lubure, Sitz des Häuptlings, mit 1500 Einwohnern; Káábanda*); am Kussangai, mit 2000 Einw., die ausser dem Landbau auch Fischerei treiben. Sie fangen sehr viele Fische, die sie trocknen und zu zehn Stücken zusammengebunden in den Handel bringen.

KIBÁLA.

Es wird im Norden von Libollo und Hako, im Osten und Süden von Bailundo, im Westen von Ambuim be-

*) Diese Ortschaft fehlt auf der Landkarte, am Kussangai finden wir daselbst blos Kaindo und Kiapillo. *Anmerk. des Uebers.*

grenzt. Der Flächeninhalt beträgt gegen 200 Quadratmeilen, die Seelenzahl der Bewohner etwa 35,000. Das Land wird von zwei Fürsten mit beschränkter Macht beherrscht, zahlt aber schon seit lange an Bailundo einen jährlichen Tribut. Hauptflüsse sind: der K e v e und L o n g a, die von Osten nach Westen fliessend das Land durchschneiden. Ausserdem wird der Boden noch von vielen kleinern und grossern Bächen bewässert. Das Land ist gebirgig, mit grossen Waldungen bedeckt, und hat ein gemässigtes und gesundes Klima. In den Wäldern gibt es viele Bienen, und das Wachs bildet nebst den Sklaven den vorzüglichsten Handelsartikel der Bewohner. Sie bringen das Wachs nach den Faktoreien an der Meeresküste, für die Sklaven aber tauschen sie bei den südöstlich wohnenden Völkern Hornvieh und Elfenbein ein.

Die Bewohner von Kibála sind wohlgestaltete, kriegerische Leute, die mehr vom Raub als von dem Landbau und der Viehzucht leben. Das Land hat einen Ueberfluss an gutem Eisen. Es ist in zwei Theile, in Gross- und Klein-Kibála getheilt; jenes liegt nördlich, dieses südlich. Beide Theile haben einen eigenen Häuptling, aber der Häuptling von Klein-Kibála anerkennt die Oberherrlichkeit des Fursten von Gross-Kibála.

K a m b u i t e liegt am Longa und ist der Sitz des Fürsten, mit 2000 Einwohnern, die sich mit Landbau und Fischerei beschäftigen. K i n g o ist der Sitz des Häuptlings von Klein-Kibála, es liegt auf einem hohen, felsigen Berge, nicht weit vom Keve, mit 1200 Einwohnern.

BAILUNDO.

Es wird im Norden von Háko und dem Koanza, im Osten von Andulo und Bihé, im Süden von Sambos, Hambo und Kiáka begrenzt; im Westen trennen es ungeheure Waldungen von Ambuim. Der Flächeninhalt beträgt etwa 2000 Quadratmeilen, die Seelenzahl der Bewohner 450,000.

Hauptflüsse sind, der Keve oder Kuvo, der das Land von Südosten nach Westen durchströmt; der Djámba, der weiter unten Sumbe heisst; der Kussangai, der sich in den Djámba ergiesst; der Kibombo, der weiter unten Kikombo oder auch Ambuvido heisst; der Kutátu-an-Mungoya, der von Süden nach Norden fliesst und sich in den Koanza ergiesst; der Longa, der im nordöstlichen Theile des Landes entspringt; ferner der Gango, Kunyinga, Kuilla, die von Süden nach Norden dem Koanza zuströmen. Beständige Seen gibt es keine; während der Regenzeit jedoch entstehen längs des Koanza und des Kutátu viele kleinere und grössere Wassertümpel.

Zwei grosse Gebirgsketten bedecken das Land und ziehen sich fast in paralleler Richtung dahin, 20—25 Meilen weit von einander; der Lingi-Lingi bildet den höchsten Punkt der westlichen, und der Djámba den der östlichen Kette. Auf dem Rücken dieser zwei Gebirgsketten erstrecken sich zwei Hochebenen, von welchen die westliche etwa 4000 Fuss hoch ist und ein gemässigtes und gesundes Klima hat; die östliche ist noch um etwa 2000 Fuss höher und hat, weil sie den während

der trockenen Wintermonaten herrschenden Ostwinden ganz ausgesetzt ist, ein kühles, ja kaltes Klima, indem in den Winternächten das Thermometer fast bis auf den Gefrierpunkt sinkt, und die Erde sich mit einem starken Reif bedeckt. Auf der westlichen Hochebene hingegen sinkt das Thermometer nie unter 10°, weil sie durch die hohere östliche Gebirgskette vor den rauhen Ostwinden geschützt wird

Der westliche Theil Bailundo's ist gebirgig und steinig und mit ungeheuren, dichten Waldungen bedeckt, der östliche Theil hingegen bildet eine schon gewellte Ebene, auf welcher ausgedehnte Grasflächen und hochstämmige Wälder mit einander abwechseln. Das ganze Land ist reich an Flüssen und Bachen, und auch die periodischen Regen sind sehr ergiebig, deshalb eignet es sich sehr gut zum Anbau. Ausser dem Mais, Maniok, Massambála, Massango, Tabak, Amendium und ausser den Bohnen und Kartoffeln werden auch viele Zwiebel im Lande erzeugt; die vorzüglichsten Handelsartikel jedoch bestehen in Wachs und Sklaven.

Der Fürst herrscht mit unbeschränkter Gewalt und kann nach Willkühr über das Gut und Leben seiner Unterthanen verfügen; erlangt aber der Adel die Uebermacht, so ladet er den Fürsten vor das sogenannte I m p u n g a - Gericht [1]), welches ihn durch Urtheil zur Abdankung zwingen und seine Würde dem gesetzlichen Thronerben übertragen kann.

Bailundo ist das Keruland des Kimbunda-Volkes Die Bewohner desselben zeichnen sich im Allgemeinen durch einen hohen und schonen Wuchs vor allen übrigen südafrikanischen Völkern aus, übertreffen sie auch durch Tapferkeit und sind deshalb weit und breit unter

dem Namen der gefürchteten „Mnnáno" berühmt. Ehemals suchten sie mit ihren Raubzügen oft auch die portugiesischen Ansiedlungen an der Küste heim; jetzt pflegen sie besonders die weit südwärts gelegenen Humbe und Kobale Länder, die besonders an Hornvieh reich sind, auszuplündern [11]. Ueberhaupt leben sie zum grossen Theil von Raub, und in welchem Maasse sie ihre Brüder in Bihé durch kriegerische Gewandtheit und Tapferkeit übertreffen, in eben diesem Maasse stehen sie diesen in Betreff des Handelsgeistes nach. Gegen Fremde sind sie eben nicht freundlich, ja sie sind roh, heimtückisch und räuberisch gesinnt, und schenen sich nicht, den Fremden aus der geringsten Veranlassung zu tödten; man braucht also eine zahlreiche bewaffnete Begleitung, wenn man unter ihnen mit einiger Sicherheit reisen will [12]). Im westlichen Theile des Landes herrscht auch noch die Anthropophagie, in den östlichen Distrikten dagegen wird nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten Menschenfleisch gegessen.

Bailundo wird von vielen, mehr oder weniger mächtigen „Soveta Erombe" regiert, die alle die Oberherrlichkeit des Fürsten anerkennen. Im nordöstlichen Theile des Landes erstreckt sich der Bezirk Onduma oder Mulemba mit etwa 120 Ortschaften, die von eben so vielen Sekulu verwaltet werden, welche dem „Erombe Sekulu" oder „Soba an Mulemba" gehorchen und Tribut zahlen. Die merkwürdigste Ortschaft ist Vitenda, am Kutátu, mit starkem Pfahlwerk und Gräben befestigt, mit 2000 Einwohnern, Sitz des Erombe Sekulu Kongori-a-Houschi.

Oestlich liegt der Bezirk Dyikoma, mit etwa 150 Ortschaften, worunter Viheli, am gleichbenannten

Flüsschen inmitten fruchtbarer Waldungen, mit einer Pfahl-Umfriedigung und Graben befestigt, Sitz des Häuptlings, mit 2000 Einwohnern, die sich mit Landbau beschäftigen und das aus wildem Honig gewonnene Wachs nach Benguela bringen.

Südöstlich liegen die Bezirke Donde und Kimbolenge; jeder hat etwa 120 Ortschaften, unter denen die Libata der gleichbenannten Häuptlinge die merkwürdigsten sind; sie liegen auf einer hohen Ebene, im Schatten hoher Incendera-Bäume, jedes zählt etwa 2000 Einwohner, die mit den durchziehenden Karavanen von Bihé einen lebhaften Handel treiben.

Südlich liegen die Bezirke Kipeyu, Kapitângo und Lom-aganda. Der Häuptling von Kipeyu, der gegen 300 Ortschaften besitzt, hat in der Impunga-Versammlung einen grossen Einfluss, da er der Präsident derselben ist, und ist oft ein furchtbarer Gegner des Fürsten. Er residirt in der Ortschaft Kapalla, die am Abhange des waldigen Kipeyu Gebirges liegt, mit einer starken Gangue Ringmauer befestigt ist und 2500 Einwohner zählt, die bei den Karavanen in dem Rufe furchtbarer Räuber stehen.

Der Bezirk Kapitango zählt gegen 150 Ortschaften; sein Häuptling ist der Oberfeldherr der sämmtlichen Streitkräfte von Bailundo [16]. Kilândi ist der Sitz des Häuptlings, es liegt auf einer Anhöhe nicht weit von einem Bache gleichen Namens und zählt 2000 Einwohner, die als kühne Krieger bekannt sind.

Der Bezirk Lom-âganda zählt gegen 120 Ortschaften; der gegenwärtige Häuptling desselben ist ein naher Verwandter und treuer Anhänger des Fürsten, deshalb hat gegenwärtig er das Oberkommando über

sämmtliche Truppen Bailundo's anstatt des Häuptlings von Kapitango. **Jula** ist der Sitz des Häuptlings; es liegt in einem fruchtbaren Thale, ist mit einer starken Ringmauer befestigt und zählt gegen 2500 Einwohner.

Südwestlich liegt der Bezirk **Kubula**, welcher ehedem zu Kiaka gehörte, jetzt aber dem Fürsten von Bailundo unterworfen ist. Er zählt gegen 50 Ortschaften, darunter ist **Kumbira**, Sitz des Häuptlings, auf einem felsigen Berge, mit 3000 Einwohnern, die als unruhige, grimmige Räuber berüchtigt sind. Nicht weit von Kumbira liegt in einem romantischen Thale eine neue Ansiedlung gleichen Namens, deren halbzivilisirte Einwohner grösstentheils aus Benguela stammen und unter der Aufführung der reichen Wittwe des Donna Anna Lartius de Santa Anna dahin gewandert sind. Diese neuen Ansiedler leben mit den Eingebornen in gutem Einvernehmen, treiben Landbau und Viehzucht und gelangten dadurch zu einem bedeutenden Wohlstand.

In Westen erstreckt sich der Bezirk **Kibanda**, der unter allen der grösste ist und gegen 500 Ortschaften zählt. Der Häuptling desselben übt eine unumschränkte Macht aus, leistet dem Fürsten von Bailundo jährlich kaum einen geringen Tribut und erkennt seine Oberherrlichkeit nur in solchen Fällen an, wenn es mit seinem eigenen Interesse vereinbar ist, sonst gebart er sich wie ein völlig unabhängiger Häuptling und beschäftigt sich fast nur mit Raub. Zu diesem Zwecke vereinigt er sich mit mehreren Häuptlingen und unternimmt oft Raubzüge mit mehreren Tausenden bewaffneter Krieger, so dass er weit und breit eine wahre Geissel der Völker ist. Zwei Drittheile der von den Munano [11]) ausgeführten Verheerungen und Raubzüge sind gewiss diesem afri-

kanischen Attila zuzuschreiben — Im westlichen Theile des Bezirkes befindet sich, umgeben von mittelmässigen, felsigen und bewaldeten Bergen, die Kitagota genannte warme Schwefelquelle, die am Fusse eines mit reicher Vegetation bedeckten Hugels entspringt und als eine spannenbreite Wasserader in einem schlammigen Bette nach Norden fliesst und die Luft mit einem starken Schwefelgeruch erfüllt [18]). Die Hauptortschaften des Bezirkes sind: Kombála-an-Kibánda, am Abhange eines steilen felsigen Berges, mit einer Gangue-Mauer, Sitz des mächtigen Hauptlings, mit 4000 räuberischen Einwohnern Edyitáli am Keve oder Djámba Fluss; es besteht aus mehreren an einander gelegenen Ortschaften, zusammen mit 6000 Einwohnern, die sich mit Landbau, Fischerei und Schifffahrt, allein auch mit Raub beschäftigen.

Im Zentrum des Landes gibt es noch mehrere Bezirke, die meistens in dem Besitze der Sprösslinge und Beamten des Fürsten sind. Dahin gehören: Ina-Kullu a Soma, das ist das Besitzthum der ersten Frau des Fürsten, mit 30 Ortschaften, darunter Vondscho a Nákulu, Sitz des Statthalters der Fürstin, mit 1500 Einwohnern; Kapingáno ia Soma, das ist das Besitzthum des fürstlichen Nachfolgers, mit etwa 75 Ortschaften, darunter Ximba nicht weit vom Korova Fluss, mit Pfahlwerk und Graben, Sitz des fürstlichen Thronerben, mit 2000 Einwohnern, die das Vorrecht geniessen, wonach sie blos dem in ihrer Mitte lebenden Thronerben huldigen und nur unter seiner Anführung ihre Wohnsitze verlassen; der neue Fürst wahlt gewohnlich seine Beamten aus ihrer Mitte. Manischápi, das ist das Besitzthum des Hofmeisters mit 15 Ortschaften, darun-

ter Plauka am Kunéne Flüsschen, mit 1500 Einwohnern.

Ausser den angeführten Besitzungen gibt es fast noch eben so viele Ortschaften, die das unmittelbare Eigenthum des Fürsten sind und ihm Tribut zahlen. Die Steuer wird aber sehr unverhältnissmässig umgelegt und willkürlich eingetrieben; sie besteht aus Zeugen, Sklaven und Vieh.

Hauptstadt des ganzen Landes ist: Kombâla-an-Bailundo, sie ist an der Seite eines mitten aus einer sanft gewellten, ausgedehnten Ebene sich erhebenden Amba im Halbkreise erbaut und ist schon aus einer mehrere Meilen weiten Entfernung sichtbar. Sie hat eine von auf einander gehäuften Steinen errichtete dicke Ringmauer. In der Stadt steigt man von Gasse zu Gasse in Zick-Zack auf roh bearbeiteten steinernen Stufen hin auf. Hier residirt der Fürst, der sich so zu sagen nicht wagt, die Stadt auch nur auf einige Augenblicke zu verlassen, indem er befürchten muss, dass sich seine Unterthanen empören und ihn für immer ausschliessen. Die Stadt zählt etwa 5000 Einwohner, die grossentheils Leibwächter und Beamten des Fürsten sind. Vom Berge fliesst ein Bach mitten durch die Stadt und kömmt den Einwohnern im Falle einer Belagerung sehr zu statten. Unter den Gebäuden zeichnet sich die fürstliche Wohnung blos durch ihre Ausdehnung aus; sie besteht aus einer grossen Anzahl kleinerer und grösserer, ohne Ordnung und Zierlichkeit erbauter Hütten, die mit Stroh gedeckt und von einander durch Hofräume getrennt sind. In diesen Hütten wohnt der Fürst und seine vielen Weiber.

Vom Gipfel des Berges, auf dessen Abhang die Stadt liegt, hat man eine herrliche Aussicht auf die weite Ebene rings umher, aus welcher hie und da isolirte Bergkuppen, wie mächtige Pyramiden sich erheben, während den fernen Gesichtskreis fast auf allen Seiten bläuelnde Gebirgsketten einschliessen.

CACONDA.

Es wird im Norden von Kiáka und Hambo, im Osten von Sambos und Galangue, im Süden von dem Lande der Lusseke und Nyemba Ganguella, endlich im Westen von ausgedehnten Wüsten begrenzt, die es vom Gebiete Benguela's trennen. Den Flächeninhalt schätze ich auf 300 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl auf 100,000 Seelen. Flüsse sind: der Kunéne, der von Nordosten nach Süden und dann nach Westen fliesst und endlich in's Atlantische Meer mündet; der Kálái, der von Norden nach Süden fliesst und sich mit dem Kunéne vereinigt; der Kuparol, der im Anha Gebirge entspringt, von Osten nach Westen fliesst, weiter unten San Franeiseo oder auch Kibangulula heisst und zwischen dem 13. und 14. Grad S. B in's Atlantische Meer mündet; der Kuando, der im Norden von den Kitata Bergen herabstürzend südlich fliesst und sich mit dem Kuparol vereinigt.

Das Land hat wegen seiner hohen Lage und der zahlreichen Gewässer ein kühles und gesundes Klima; auf dem fruchtbaren Boden desselben gedeihen sowohl die tropischen Früchte als auch die europäischen, wie Pfirsiche, Aepfel, u. s. w. Auch der Weizen, den euro-

päische Einwanderer eingeführt haben, wird mit gutem Erfolge gebaut. Die Eingebornen jedoch erzeugen blos Mais, Maniok, etwas Massango und Massambala, mehr Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Amendoim und Tabak. Auch die Viehzucht ist in ziemlich gutem Stande, und auf den fetten Weiden findet man zahlreiche Heerden von Hornvieh und Schafen; ausserdem gibt es auch viele Schweine, Enten und Hühner.

Der Handel ist ziemlich ausgedehnt, indem die Bewohner von Caconda besonders bei den ostwärts und südwärts wohnenden Binnenvölkern für europäische Waaren Elfenbein, Wachs und Rindvieh eintauschen, und dann nach den portugiesischen Kolonien an der Küste bringen.

Ein sehr kleiner Theil von Caconda ist schon seit beinahe einem Jahrhundert den Portugiesen unterworfen, die dort eine mit Kanonen ausgerüstete und mit einer Compagnie regulärer Infanterie besetzte Festung haben. Dieses Präsidium war lange in einem sehr blühenden Zustande. Die gesunde Luft der Gegend und der aus dem Sklavenhandel entfallende bedeutende Gewinn lockten viele Europäer dahin, von denen, da sie alle mit eingebornen Weibern lebten, eine zahlreiche Mulattengeneration abstammt. Allein die Regierung hat seit einigen Jahren den Sklavenhandel unter harten Strafen verboten, und die eingewanderten Europäer sind bereits grösstentheils ausgestorben; das einst berühmte Präsidium geräth also immer mehr in Verfall und verödet um so mehr, da die schwarzen Mischlinge nicht im Stande sind, den durch die Aufhebung des Sklavenhandels bewirkten Verlust durch die Produkte des segensreichen Landbaues zu ersetzen. Der Einfluss der Faktorei erstreckt sich

kaum auf ein paar Meilen im Umkreise; die Bevölkerung des übrigen Landes ist ganz und gar unabhängig von der portugiesischen Regierung und zollt ihr nicht den geringsten Gehorsam.

Das „Presidio de Caconda" liegt zwischen den Flüsschen Schekula und Kathape*), hat ein aus Pfahlwerk und Erdwallen bestehendes Fort mit acht zwei- bis sechspfündigen Kanonen; die Besatzung besteht aus einer Compagnie regulärer Infanterie, die unter dem Kommando eines Hauptmannes steht, der zugleich auch die Zivilangelegenheiten schlichtet; unter ihm stehen ein Lieutenant und ein Fähnrich (Alferez). Die Wohnhäuser des Ortes sind ohne Zierlichkeit aus in die Erde getriebenen Pfosten erbaut und mit Stroh gedeckt und liegen auf weitem Raume zerstreut. Im Orte selbst und in der Umgegend leben gegen 3000 Seelen, die mit Ausnahme einiger Portugiesen eingeborne Mulatten und Schwarze und halb zivilisirt sind; sie treiben Ackerbau, Viehzucht und Handel, ahmen jedoch, leider, die rohen Sitten der heidnischen Stämme, von denen sie umgeben sind, nach, verbünden sich mit ihnen, obgleich sie sich Christen nennen, und rauben alles, was ihnen in die Hände fällt, Menschen und Güter [75]). Dieser Hang zum Plündern und Rauben liegt so festgewurzelt in ihrem Blute, dass die portugiesische Regierung trotz ihrer löblichen Bestrebungen nichts dagegen vermag.

Die Provinz Caconda zerfällt in mehrere Bezirke und die einzelnen Häuptlinge derselben sind ganz unab-

*) Caconda liegt nach Gumprecht (Wappaeus. Handbuch der Geographie und Statistik, II B) unter 14° 35' S B; auf Cooley's Karte ist es unter 14° 12' S. B. und 14° 56' O L., auf Macqueen's Karte unter 14° 15' S. B. und 16° O L., auf Magyar's Karte hingegen unter 13° 42' S. B. und 16° 35' O L. *Anmerk. des Uebers.*

hängig von jeder innern oder äussern Macht. Nordwestlich und westlich vom portugiesischen Präsidium liegt das Gebiet des Soba von **Kitáta**, welches im Allgemeinen steinig und gebirgig, doch fruchtbar ist. Die Ebene, auf welcher das Präsidium liegt, gehörte ebenfalls zum Gebiete dieses Häuptlings, aber sowohl er als auch seine Unterthanen kümmern sich sehr wenig oder gar nichts um die portugiesische Regierung. Der Katumbela entspringt in den Gebirgen von Kitáta und durchströmt, wie wir bereits erwähnt haben, die Gebirge von Gánda, bildet mehrere schöne Wasserfälle, so den bereits beschriebenen Upa-Katarakt, fliesst dann durch die felsige Makaugo-Wüste und mündet endlich in das Atlantische Meer. Der Bezirk **Kitáta** zählt gegen 200 Ortschaften; darunter ist **Kilombo**, auf einer Anhöhe, Sitz des Häuptlings, mit 2000 Einwohnern, die friedlicher sind, als die Bewohner der übrigen Bezirke.

Südwestlich erstreckt sich das Besitzthum des Soba von **Kalukeme**, mit etwa 90 Ortschaften, deren Bewohner seit lange her die Auskundschafter und Führer der räuberischen Munáno-Schaaren waren, die aus den nördlichen Gebirgsländern kamen und mit ihnen vereint die südlichen Länder ausplünderten. Allein die Munáno haben im J. 1853 unvermuthet ihre Freundschaft gewechselt, fielen plötzlich über die Bewohner von Kalukeme her, machten viele derselben zu Gefangenen und schleppten sie als Sklaven fort, verheerten das Land und raubten alles, was ihnen in die Hände fiel. Die fast gänzlich zu Grunde gerichteten Kalukemeer baten nun um den Schutz der Portugiesen, und seitdem anerkennen sie die portugiesische Regierung. Die Ortschaft Kalukeme liegt auf einem hohen Berge, umgeben von

ungeheuren Felsmassen, die man nicht leicht erklimmen kann. Diese geschützte Lage nutzte jedoch nichts den 3000 Bewohnern des Ortes, denn die noch räuberischeren Munano machten einen plötzlichen Ueberfall und legten den ganzen Ort in Asche. Bongo mit 1500 Einwohnern. Hier war die erste europäische Ansiedelung. Westlich von hier lag der Bezirk von Anha, wie eine Insel rings herum von ungeheuren Wüsteneien umgeben. Dieser Bezirk zählte gegen 50 Ortschaften, die auf dem südlich streichenden Anha Gebirge zerstreut lagen. Die Bewohner dieser Ortschaften hatten ebenfalls die Gewohnheit sich den Munano anzuschliessen und mit ihnen Raubzüge zu unternehmen. Allein in dem erwähnten Jahre wurden sie plötzlich von ihren ehemaligen Freunden überfallen und fast gänzlich ausgerottet. Die durch Flucht dem Tode oder der Sklaverei Entronnenen retteten sich nach Kalnkeme oder Kiáka. Seitdem ist jene Gegend von diesen gefährlichen Räubern befreit geblieben; doch haben jetzt die dort durchreisenden Karavanen mit andern Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen. Die Karavanen müssen nemlich jetzt in jener Gegend acht Tage lang durch unbewohnte Wüsteneien marschiren, und die Stelle der ausgerotteten Räuber wurde von wilden Löwen eingenommen, die besonders in diesen Wildnissen äusserst grimmig sind und die Karavanen zuweilen bei hellem Tage angreifen.

Südlich hausen die Lusseke-Gangnella, deren grossentheils ebene und fruchtbare Länder der Kunéne von Norden nach Süden durchströmt. In den Wäldern dieses Landstriches gibt es äusserst viele Bienen, und das Wachs bildet den hauptsächlichsten

Handelsartikel der Einwohner. Die Lusseke-Ganguella sind friedliche, ackerbauende und viehzüchtende Leute, deren Seelenzahl etwa 120,000 beträgt, die auf einem Landstriche von etwa 400 Quadratmeilen leben und mehrere, von einander unabhängige Häuptlinge (Hamba) haben. Die mächtigsten sind: der Häuptling von Lusseke; dieser Ort liegt am Kunéne, mit 1500 Einwohnern, die friedliche Landbauer und Viehzüchter sind; der Häuptling von Lubándo; dieser Ort hat etwa 2000 Einwohner; ausserdem besitzt der Häuptling noch gegen 100 andere Ortschaften.

Oestlich liegt das Gebiet des Soba von Kingolo, welches der Kalai Fluss von Norden nach Süden durchströmt, um sich dann in den Kunéne zu ergiessen. Dieser Distrikt hat gegen 60 Ortschaften, darunter ist Kombála-an-Kingolo, mit starker Pfosten-Einfriedigung und mit Gräben befestigt und 2000 Einwohner zählend, die von Landbau, aber noch mehr von Raub leben. Nicht weit von diesem Orte lebt ein dort angesiedelter Europäer, der über seine zahlreichen Leute mit despotischer Gewalt herrscht; aber anstatt sie nach Kräften zur Zivilisation und Kultur anzuleiten, zieht er mit ihnen auf Raub und Plündern aus und ist ein sehr gefürchteter Räuberhauptmann.

GALANGUE.

Es wird im Norden von Bailundo und Sambos, im Osten vom Kubango Fluss, im Süden von den Ländern der Nyemba-Ganguella, im Westen von Caconda begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt etwa 1000 Quadrat-

meilen, und die Einwohnerzahl gegen 250,000. Dieses Land bildet eines der höchsten Plateaux von Südafrika, da es im Durchschnitte eine absolute Höhe von 6000 Fuss hat. Es hat daher ein gemässigtes Klima; in den Wintermonaten sinkt das Thermometer in manchen Nächten fast bis zum Nullpunkt. In den verschiedenen Jahreszeiten wehen verschiedene Winde, daher ist das Land im Allgemeinen gesund. Hauptflüsse sind: der Kubango, der von N. W. nach S. O. fliessend die Grenze des Landes bildet; der Kunéne, der ebenfalls von N. nach S. fliesst und das Land von Caconda trennt; der Kunyogáms, der sich in den Knnéne ergiesst; der Kutátu, der sich mit dem Kunyogáms vereinigt; endlich gibt es noch mehrere kleinere Flüsse, der Gando, Bámbi, Assoko, u. s. w., die theils dem Knnéne, theils dem Kubango zuströmen.

Hier herrscht der Fürst mit unbeschränkter Gewalt; der Adel hat keinen solchen Einfluss, wie in Bailundo.

Die Bewohner von Galangue haben im Allgemeinen einen hohen schlanken Wuchs, sind äusserst kriegerisch und beschäftigen sich fortwährend mit dem Ausplündern der südlich wohnenden Nachbarvölker. Eigentlich leiten sie die Munano-Schaaren und lassen es durch ihre Boten den verschiedenen Kimbunda Häuptlingen melden, wann und wo sie sich mit ihren Schaaren vereinigen sollen, um die von ihnen vorher ausgekundschafteten Völker, die einen Reichthum an Hornvieh haben, zu überfallen. Seit mehreren Jahren ist Dumba, der jetzige Fürst von Galangue, der oberste Anführer der Raubschaaren. [20]).

Einigen Landbau finden wir auch in Galangue, doch mehr Viehzucht, und die Anzahl der Rinder und Schafe wird auch durch die im Auslande ausgeführten Raubzüge vermehrt. Handelsartikel sind: Wachs und Hornvieh, die nach Benguela gebracht werden; ferner Sklaven, für die sie bei den südlich und östlich wohnenden Völkern Elfenbein eintauschen.

Das Land ist in mehrere Erombe Soveta Distrikte eingetheilt, jedem derselben steht ein Vasall des Fürsten vor. Im nördlichen Theile liegt der Distrikt D u m b a, mit gegen 300 Ortschaften; darunter ist P a l l a n k a auf einer offenen Ebene, am Bambi Flüsschen, mit einer Pfosten-Einfriedigung und Gräben befestigt, Sitz des Häuptlings, mit 2500 Einwohnern; A n d á l a, mit 3000 Einwohnern, die viel Hornvieh halten, denn die dortigen Weideplätze gleichen denen der südlichern Länder, so dass das geraubte Vieh aus diesen Ländern dort besser gedeiht und sich vermehrt, als in andern Distrikten, wo es keine so gute Weiden gibt.

Oestlich befindet sich der Distrikt K i n d e m b a, mit mehr als 200 Ortschaften, darunter ist S e b a k a-b á b a am Tempo Flüsschen, im Schatten hoher Incenderabäume, mit Gräben und Pfosteneinfriedigung, Sitz des Häuptlings mit 1500 Einwohnern.

Im Süden liegen die Distrikte M u s c h i n d a und M a n i - K a t o k o, jener mit etwa 200, dieser mit wenigstens 500 Ortschaften. Diese Distrikte werden von Nyemba-Ganguella bewohnt, die friedlicher sind als die andern Bewohner Galangue's und sich blos mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Hauptortschaften sind: J á m b a n b á n g o auf einer weiten Ebene, am Nenher Flüsschen, umgeben von hohen Incenderabäumen, mit

Pfosten-Einhegung und Gräben, Sitz des Häuptlings von Katoko, mit 3000 Einwohnern; **M u s c h i n d a** am Bombe Flüsschen, Sitz des Häuptlings vom Muschinda Distrikt; die Bewohner sind reich an Wachs und Hornvieh.

Oestlich dem Kubángo Flusse entlang erstreckt sich der Distrikt **L a m b o s** mit etwa 250 Ortschaften, darunter **S e n g e**, nicht weit vom Kubángo, mit Pfostenmauer und Gräben, Sitz des Häuptlings, mit 3000 Einwohnern, die sich mit Landbau und Fischerei beschäftigen; **K i n d u m d a** mit 1500 Einwohnern, ein wichtiger Hafenplatz am Kubángo, wo der Verkehr mit den östlichen Ganguella auf Kähnen stattfindet. Die Bewohner des Ortes leben grösstentheils vom Fischfang.

Im Zentrum des Landes liegen die Besitzungen des Fürsten, gegen 600 Ortschaften, darunter **K o m b á l a a n - D u m b a**, Hauptstadt des Landes, Sitz des Fürsten, auf einer Hochebene, am Kabange Flüsschen, mit Pfosten und Gräben stark befestigt; die Stadt zählt gegen 3000 Einwohner, die meistens Leibwächter und Beamten des Fürsten sind und fast nur von Raub leben; bei gewissen feierlichen Gelegenheiten essen sie auch Menschenfleisch.

SÁMBOS.

Es wird im Norden von Bailundo, im Osten von Kakingi, im Suden von Galangue, im Westen von Hambo begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt etwa 120 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl aber 30,000. Dieses Land liegt ganz auf dem Binnenplateau und hat ein gemässigtes und gesundes Klima; der Boden wird von vielen

Flüssen bewässert und ist sehr fruchtbar und kulturfähig. Der Fürst hat nur eine beschränkte Gewalt. Die Bewohner unterscheiden sich von den Nachbarn und sind friedliche Ackerbauer und Handelsleute. Die Anzahl der Ortschaften beläuft sich auf etwa 450, darunter zeichnet sich aus: Kandumba im westlichen Theile des Landes, auf dem Rücken eines sanft ansteigenden Hügels, mit Pfosten-Einfriedung und Gräben, Sitz des Fürsten, mit 2500 Einwohnern, die als fleissige Landbauer und Handelsleute bekannt sind. Nicht weit von dieser Ortschaft entspringt aus Sümpfen der merkwürdige Kunéne Strom, der zuerst eine südliche Richtung einschlägt und viele Nebenflüsse aufnimmt, so dass er, gleich nachdem er den Distrikt Lusséke verlassend aus seinem felsigen Bette heraustritt, schiffbar wird; weiter unten trennt er die Länder Molondo, Kámba, Humbe und Hinga von dem ostwärts gelegenen Kanyama Reich, vereinigt sich mit dem Oval und weiter unten mit dem von Westen kommenden, wasserreichen Kakuluhale, dann wendet er sich südwestlich, schlägt endlich in den Mucimba Ländern (Ambeha) eine ganz westliche Richtung ein und mündet unter 17° 15' in's Atlantische Meer *).

Die Ortschaft Kápuka liegt im nordöstlichen Theile des Landes, zählt 1200 Einwohner und ist mit Pfosten und Gräben befestigt. In der Nähe dieses Ortes, zwischen ihm und Dondo, entspringt der Kuhango, der noch grösser ist als der Kunéne. Auch der Kuhango entspringt aus mehreren Sümpfen und schlägt eine südliche Richtung ein, indem er mehrere nach einander folgende Stromschnellen und Katarakten bildet und etwa 15 Meilen von seinem Ursprunge, bei der Ortschaft

Djâmba, sich vom letzten Katarakt herabstürzt; dann verschwindet er unter den Felsen, und kömmt erst in einer Entfernung von 300 Schritten wieder zum Vorschein[22]); zwei Tagemärsche weiter verlässt er sein felsiges Bett und wendet sich südöstlich. Dort ist er bereits schiffbar. Ferner durchströmt er die Nyemba Länder, indem sich auf den südlichen (d. h. rechten) Ufer die Länder Hânda, Kanyama, Kafima und Ovampo oder Donga, nördlich aber die Länder Dalanhouschi, Kilombo und Massaka erstrecken. Weiter unten, bei Indiriko, vereinigt sich der Kuhângo mit dem von Norden kommenden, ebenfalls mächtigen Kuitu Fluss, behält immer dieselbe Richtung und fliesst zwischen den Ländern Lulu und Mukursu oder Libébe hindurch, indem das erstere nördlich, das andere südlich bleibt. — Von dem untern Laufe des Stromes habe ich keine sichere Kunde, doch glaube ich, dass er in den Indischen Ocean mündet. Einige behaupten, dass er sich mit dem von Norden kommenden mächtigen Riambêdschi vereinigt; andere meinen, dass er sich in den unter 21° S. B. befindlichen Ngâmi See ergiesst. Sicher hat der gelehrte Engländer (Livingstone), der, wie ich vernommen, den untern Lauf des Stromes erforschte, das Räthsel bereits gelöst ††).

Kuéva ist ein unbedeutender Ort mit kaum 300 Einwohnern; in der Nähe desselben entspringt der schöne Kutâtu-an-Mungoya, der eine nördliche Richtung einschlägt und dem Koanza zuströmt. Aus diesem geht hervor, dass Sambos, obgleich es sonst keine besondere Wichtigkeit hat, als die Geburtsstätte von mehreren merkwürdigen Flüssen in geographischer Beziehung ein sehr interessantes Land sei.

KAKINGI ODER KIBÁBA.

Es wird im Norden von Bihé, im Osten vom Koanza, im Süden von Dalanhouschi und Kilombo, im Westen vom Kubango und von Sambos begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt gegen 600 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl gegen 120,000. Die Bewohner Kakingi's gehören grösstentheils zu den Ganguella Stämmen, demnach weicht ihre Sprache von der der eigentlichen Kimbunda ab, und auch ihre Sitten sind milder und humaner. Das Klima, die Bodengestaltung und die Fruchtbarkeit des Landes gleichen ganz den betreffenden Verhältnissen des benachbarten Bihé. Die Bewohner von Kakingi erzeugen sogar mehr Maniok, Massango und Masssmbála, als die hochmüthigen Biheer. Hauptflüsse sind: der Kutyi, der nordöstlich auf der Bulum-Bulu Wüste entspringt, das Land von Westen nach Osten durchschneinet und dem Koanza zuströmt; der Kutátu-a-n-Kingi, der ebenfalls in der Bulum-Bulu Ebene entspringt und von Nordwesten nach Südosten fliesst, um sich mit dem grossen Kuitu Fluss zu vereinigen; der Mukunys, der aus den Sümpfen von Bihé kömmt, eine südöstliche Richtung einschlägt und in den Koanza mündet. Ausserdem gibt es noch viele kleine Gewässer, die das Land befruchten, so dass es zahlreiche Hornvieh- und Schafheerden zu ernähren im Stande ist.

Dieses Land wurde erst vor etwa 20 Jahren aus mehreren Bruchstücken zu einem Lande vereinigt, indem Kibába[21]), der noch gegenwärtig herrscht, die mit einander ohne Unterlass geführten Fehden der Nach-

barhäuptlinge sehr gut zu benutzen verstand, den mächtigsten derselben, den Häuptling von Moma mit wohlangewendeten Kunstgriffen auf seine Seite zog und dann mit Hülfe desselben die übrigen Häuptlinge der Reihe nach unterwarf und zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit zwang. So mit der Macht der einzelnen unterworfenen Häuptlinge verstärkt, vermochte er sich gegen die wiederholten Angriffe der Völker von Bailundo und Bihé zu vertheidigen und auch sie zur Anerkennung seiner Würde zu zwingen.

Die Bewohner von Kakingi zeichnen sich durch manche guten Eigenschaften aus; sie sind friedliebend, gegen Fremde gutmüthig und freundlich gesinnt, brave Landbauer, Hirten und Handelsleute. Sie verabscheuen den Genuss des Menschenfleisches und machen sich niemals dieser Abscheulichkeit schuldig. Der Fürst übt eine gemässigte Gewalt aus, und seine Untertbanen sind im Allgemeinen glücklicher als ihre Nachbarn. Handelsartikel sind: Elfenbein, Wachs, Hornvieh, landwirthschaftliche Hacken, einige wenige Sklaven; die drei erstern Artikel bringen sie nach Benguela, für die zwei letztern tauschen sie Elfenbein und Wachs ein.

Das Land ist den ehemaligen Verhältnissen gemäss in vier Hauptdistrikte eingetheilt, jedem derselben steht ein dem Fürsten gehorsamer Vasall vor. Im nordwestlichen Theile des Landes liegt der Distrikt M o m a, mit gegen 300 Ortschaften, darunter K á m e r a, nicht weit vom Kutyi, mit starken Pfosten und Gräben, Sitz des Häuptlings, mit 3000 Einwohnern, deren Karavanen in den Binnenländern weit und breit bekannt sind.

Im Zentrum des Landes liegt der Distrikt K a n g o m b e, mit etwa 400 Ortschaften, darunter K o m b a l a-

an-Kibáha, Hauptstadt des ganzen Landes und Sitz des Fürsten, am südlichen Ufer des Kutyi, von schönen Incenderabäumen umgeben. Die fürstliche Residenz ist beinahe ganz auf europäische Weise eingerichtet, und wenn auch nicht besonders schön gebaut, so doch jedenfalls rein und wohnlich. Die Stadt ist mit Pfahlwerk und Gräben wohl befestigt und hat schon manche Belagerungen glücklich überstanden; die Seelenzahl der Bewohner beträgt etwa 4000.

Nordöstlich, zwischen dem Kokéma und Koanza, liegt der Distrikt Mukunya mit 60 Ortschaften. Diesen Distrikt hat Kibáha erst vor 10 Jahren erobert. Der Hauptort Mukunya ist wohlbefestigt, Sitz des Häuptlings, mit ungeheuren Incendera umgeben, die das Alterthum desselben bezeugen, und zählt gegen 4000 Einwohner, die zu den Ganguella Stämmen gehören und fleissige Honigsammler und Wachshändler sind.

Südöstlich erstreckt sich der grosse Distrikt Kiyengo mit etwa 300 Ortschaften, deren friedliche Bewohner zu den Ganguella gehören und sich mit Landbau und Viehzucht beschäftigen; vor einigen Jahren haben sie sich freiwillig dem Fürsten von Kakingi unterworfen. Die bemerkenswerthesten Ortschaften sind: Kiyengo mitten auf einer ausgedehnten Ebene, in der Nähe mehrerer sumpfiger Teiche, von Incendera beschattet, befestigt, mit 2000 Einwohnern. Oestlich 5 Meilen von diesem Orte liegt Sâmba-Kateuda mit 1500 Einwohnern. In der Nähe dieses Ortes liegen die Kapeke genannten Sumpfseen, aus welchen der berühmte Koanza Strom in mehreren Adern entspringt; auf seinem nördlichen Laufe strömen ihm noch viele Bäche und Flüsse von Osten nach Westen zu, so dass

er schon vier Tagemärsche von seinem Ursprunge bei der Ortschaft Heke schiffbar wird; auf seinem fernern, immer nördlich gerichteten Laufe nimmt er auf: den von Osten kommenden K u y o, weiter unten den von Westen kommenden K o k é m a und diesem fast gegenüber den K u i v a; dann biegt er etwas nach Westen ab und vereinigt sich mit dem von Nordosten kommenden L u a n d o; weiterhin wendet er sich ganz nach Westen, durchschneidet die Massongo Länder, vereinigt sich mit den von Süden kommenden K u n y i n g a und K u t á t u und mit dem von Norden kommenden L o m b e, spaltet sich dann in zwei Arme und bildet mehrere, beträchtlich lange Inseln, wie die Inseln Kissanga und Kinalonga; dann vereinigt er sich wieder und bricht durch die von Norden nach Süden streichenden felsigen Gebirgsketten, indem er die sich 12 Meilen weit erstreckenden Stromschnellen und Katarakten bildet. Nachdem er von der letzten, etwa 30 Fuss hohen Felswand heruntergestürzt ist, wird er sogleich bei dem portugiesischen Prasidium Cambambe wieder schiffbar, nimmt noch den von Norden kommenden L u k á l a auf und wälzt seine Gewässer einerseits zwischen den portugiesischen Besitzungen, andrerseits zwischen Libollo und Kissama weiter und mündet endlich unter 9° 11′ in's Atlantische Meer †††).

KISSENDI ODER MASSONGO.

Es wird im Norden und Osten vom Koanza, im Süden von Bihé, im Westen von Andulo und Bailundo begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt etwa 300 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl 100,000 Seelen, von denen

die Hälfte zu den Kimbunda-, die andere Hälfte zu den Massongo-Stämmen gehört. Die Massongo unterscheiden sich durch ihre Sprache, nicht aber durch ihre Sitten und Gebräuche von den Kimbunda. Das Land besteht aus schön gewellten Ebenen, auf welchen weit ausgebreitete Waldungen mit noch grössern Grasflächen abwechseln. Es gibt auf allen Seiten viele fliessende Gewässer; die grössten sind: der Kunyinga, der aus dem südwestlich gelegenen Andulo kömmt und mit vielen Krümmungen das Land durchzieht, um sich in den Koanza zu ergiessen; der Djámba, der von Osten nach Nordwesten fliesst und in den Kunyinga mündet. Das Klima ist gemässigt und gesund. Produkte sind: viel Maniok, Massango und Massambála, ferner viel Wachs, welches die Einwohner nach Pungo Andongo bringen, um dort europäische Waaren dafür einzutauschen. Unter den Hausthieren gibt es mehr Schafe als Rinder. Drei, von einander unabhängige, nicht sehr mächtige Häuptlinge beherrschen das Land. Die Einwohner, sowohl die eigentlichen Kimbunda als auch die Massongo sind diebische, halsstarrige und in abscheulichem Aberglauben befangene Menschen, doch sind sie dem Handel ergeben, und man trifft sie oft auch in den weit im Osten liegenden Ländern Kibokue und Lutschási, wo sie Wachs aufkaufen.

Im westlichen Theile des Landes liegt der Distrikt Kissendi, mit etwa 400 Ortschaften, deren Bewohner zu dem Kimbunda Volke gehören und dem Fürsten von Bihé tributpflichtig sind. Die Hauptortschaft ist Kissendi, am Flüsschen gleichen Namens, auf einer Ebene, Sitz des Häuptlings, mit 2500 ackerbauenden und handeltreibenden Einwohnern.

Oestlich liegt der Distrikt Poake mit gegen 300 Ortschaften, deren Bewohner zu den Massongo gehören; der Hauptort Poake zählt gegen 3000 Einwohner, Djámba hat 2000 Einw., es liegt am Koanza und ist ein bedeutender Hafenort für den Verkehr mit den östlich wohnenden Kimbandi Völkern.

Der Distrikt Kamesse ist der grösste unter allen, er liegt am Koanza und zählt gegen 500 Ortschaften, deren Bewohner ebenfalls zu den Massongo gehören und sehr räuberisch gesinnte und abergläubische Menschen sind. Der Hauptort heisst Kombála-an-Kamesse, am Flüsschen Kamesse, mit 4000 Einwohnern, Sitz des Häuptlings, mit starkem Pfahlwerk befestigt. Dieser Ort ist auch dadurch merkwürdig, dass sich daselbst eine berühmte Kimbanda-Schule befindet, wo die sogenannten „Kesila"-Gesetze gelehrt werden*).

ANDULO.

Es wird im Norden von Bailundo, im Osten von Kissendi, im Süden von Bibé, im Westen wieder von Bailundo begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt gegen 160 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl etwa 40,000 Seelen. Das Klima und die Bodengestaltung des Landes sind so wie in Kissendi, aber die Bewohner haben einen

*) Magyar erwähnt zu wiederholten Malen die „Kesila"-Gesetze, sagt aber nicht, was dieses Wort eigentlich bedeute. Die ältern portugiesischen Reiseberichte wissen viel von den wilden Jaga oder Giaga, und von ihren grausamen Gesetzen zu erzählen, die sie „Quixilles" nennen und einer Frau, der berüchtigten Tem- ban Dumba, zuschreiben. Magyar's „Kesila" ist gewiss nichts anderes als das „Quixilles" der Portugiesen. — Kölb gibt im IV. Bande pag. 200—212 einen Auszug aus den portugiesischen Berichten über die Jaga und ihre Gesetze. *Anmerk. des Uebers.*

friedliebern Karakter und sind fleissige Ackerbauer und Handelsleute. Die hauptsächlichsten Handelsartikel sind ziemlich viel Wachs und etwas wenig Elfenbein, wofür sie in den Binnenländern Sklaven eintauschen. Flüsse sind: der B á l é, der auf dem Bulum-Bulu Plateau entspringt und nordwestlich fliesst, um sich in den Kutátu zu ergiessen; der L u m b u m b o, der von Südosten nach Westen fliesst und sich mit dem Bálé vereinigt. Es gibt noch viele kleinere Gewässer, die theils in den Kunyinga, theils in den Kutátu münden.

Der Fürst hat eine beschränkte Gewalt und steht unter dem Schutze von Bailundo, mit dessen Dazwischenkunft er seine Würde erlangt, und dem er einen jährlichen Tribut zahlt; sonst aber verwaltet er selbstständig sein Land. Dieses ist in mehrere Vasallendistrikte eingetheilt. Südlich liegt der Distrikt B á l é, mit 120 Ortschaften, darunter B á l é, am rechten Ufer des gleichgenannten Flusses, mit Pfahlwerk und Graben, Sitz des Häuptlings, mit 2000 Einw.; östlich ist der Distrikt K á h á n d a mit 100 Ortschaften, darunter K é r á n g o b a, am Lumbumbo, Sitz des Häuptlings, mit gegen 4000 Einwohnern, die sich grösstentheils in den nahe gelegenen Eisenwerken mit der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens beschäftigen; unter anderm werden daselbst viele Hacken verfertigt, womit in den innern Ländern, wo sie als Geld kursiren, ein bedeutender Handel getrieben wird. Im nordwestlichen Theile des Landes liegt der Distrikt K i k á l a, mit etwa 250 Ortschaften, die dem Fürsten gehören. K o m b á l a - a n - K i k á l a ist die Hauptstadt des Landes und Sitz des Fürsten, am Bále Fluss, mit 2000 Einwohnern, mit Pfahlwerk und Gräben. Nicht weit von diesem Orte gibt

es seichte Teiche, deren Boden, wenn das Wasser verdunstet, sich mit Natron bedeckt; dieses wird abgeräumt, aber mit zu wenig Sorgfalt, deshalb hat es eine schmutzige Farbe und ist stark mit erdigen Bestandtheilen versetzt. Es wird in Säcken (Mukata), die 5—10 Pfund fassen, weithin in's Ausland verführt, und dort als Kochsalz verkauft.

---

⁴) Das Orseille genannte Moos wächst auf einem dornigen Baum, der selten höher wird als zwei Klafter; anstatt der grünenden Blätter bedeckt das aschgraue Moos die Zweige dieses Baumes, indem es sich theils um diese herum ringelt, theils von denselben wie ein Bart herabhängt. Das Moos liefert den bekannten Färbestoff, und ist deshalb ein sehr wichtiger Artikel des afrikanischen Handels. Es kömmt blos im Küstenstriche vor, vom Gestade an nur bis etwa 6 Meilen weit landeinwärts, und wächst blos auf steinigem, und den Seewinden ausgesetztem Boden, wo es fast jede andere Vegetation verdrängt. Man hat keine Vorstellung von dem traurigen Anblick, den die mit den aschgrauen Barten behängten kümmerlichen Bäume in der Einöde darbieten. Das Moos braucht zur vollständigen Entwickelung 2—3 Jahre.

⁵) Die Portugiesen haben bereits vor mehreren Jahren einen Versuch zur Unterwerfung der Kissama gemacht, ein mit mehreren Kanonen versehenes Truppenkorps zog in das Land und eroberte einige Ortschaften, allein der Feldzug hatte ein sehr trauriges und, man kann sagen, beschämendes Ende. Der Anführer der Truppen hatte keine Kenntnisse von der Topographie und den andern Verhältnissen des Landes und drang ohne Vorsicht vorwärts; die Eingebornen aber vernichteten die auf der Route des Feindes befindlichen, eigenthümlichen Wasserbehälter, indem sie die Imbundero oder Baobab Bäume umbanten, und griffen dann das Korps, nachdem es in Folge des Wassermangels in grosse Verwirrung gerathen war, von allen Seiten an und überwältigten es mit leichter Mühe, so dass sich nur einige Trümmer davon, mit Zurücklassung aller Kriegsvorräthe, durch

Flucht retteten. Die Sieger gaben jedoch nachher die Kanonen zurück. — Mit besserem Erfolge könnte man das Land von der obern Seite her angreifen, denn dort gibt es Bäche, die das ganze Jahr hindurch Wasser haben.

*) Die Elefanten sind jetzt in Folge der vielen Verfolgungen fast gänzlich aus dieser Gegend verschwunden, während die Anzahl der Flusspferde sich eben nicht verringert hat. Die Mupinda pflegen das letztere auf folgende Weise zu verfolgen: auf einem leichten und kleinen Kahn, worin kaum zwei Männer Platz haben, nähern sie sich mitten durch das Röhricht mit leisen Ruderschlägen dem sich sonnenden und schlafenden Ungeheuer, stossen mit grosser Gewalt drei bis vier lange eiserne Speere in den Leib desselben und eilen dann, so schnell als möglich, wieder in das Rohrdickicht zurück, um sich daselbst zu verbergen. Das verwundete Thier taucht nun bald unter das Wasser, bald hebt es sich wieder empor und kämpft mit dem Tode, bis es, gewöhnlich in Bälde, in Folge des Blutverlustes sein Leben aushaucht und leblos auf dem Wasser schwimmt. Allein oft ereignet es sich, dass das verwundete Thier die davoneilenden Jäger einholt und sie sammt dem Kahne zerschmettert. (Die Bayeye jagen das Flusspferd auf ähnliche Weise; vergl. Andersson, Reise in Süd-West-Afrika, II. Band pag 259 und f).

†) Auf Dr. Petermann's neuesten Karte von Süd-Afrika (Geogr. Mitth 1856, V. Heft) steht unter „Benguelha“ d. i. Alt-Benguela zwischen Klammern „Novo Redondo“, als ob beide Namen denselben Ort bezeichneten. Dies ist nicht richtig; Novo Redondo ist eine portugiesische Ansiedlung und Festung, die noch jetzt besteht, während Alt Benguela längst verlassen und verödet ist. Dass ferner die letztere Ansiedelung um ein Beträchtliches nördlicher lag als Novo Redondo oder Kissala, das geht auch aus Tams' Erzählung hervor. Als Tams von Benguela aus der Küste entlang nach Loanda segelte, kam er zuerst auf die Höhe von Inandanha (Anha), das an der Mündung eines Flüsschens gleichen Namens, der die steilen Uferfelsen durchbricht, und etwa 9—10 Meilen nördlich von Benguela lag. Ferner kam er vor das Negerstädtchen Quicumbo (Kikombo), welches ganz im Walde von Kokuspalmen versteckt und an

einem gleichnamigen Flusse lag; nach einer Schifffahrt von weitern 2 Stunden erreichte er das von Quicombo 2 Legoa weiter nordwärts gelegene Novo Redondo. Dieses freundliche Städtchen lag hinter einem Vorsprunge auf dem Scheitel eines Berges, etwa 150 Fuss über dem Meere, an einem Flüsschen gleichen Namens (dieses ist offenbar der von Magyar Sumbe genannte Fluss), ringsherum von lachender Flur und Waldung umgeben. Auf der Karte war es um 32 Minuten tiefer südlich angegeben, da es in Wahrheit 11° 13' S. Br. zu suchen ist. (Auf Magyar's Karte ist es beiläufig unter 11° 45' angegeben). Den schlangenförmigen Lauf des Flusses verfolgt das Auge bis gegen die zweite Kette des bis zu den Kapkolonien hinablaufenden Trugebirges; . . . an den etwas kahlen Abhängen dieser Kette sieht man deutlich fünf Negerstädte liegen, welche von Süden nach Norden folgende Namen tragen: Teté, Quipemba (vielleicht Magyar's Kipanda), Andelle, Chingo (Magyar's Schinge), Ganza (Gunza). . . Der Fluss selbst, obgleich nur knietief, ist doch an seiner Mündung sehr breit und mit baumhohem Schilfe dicht bewachsen, und da er hier mit dem sumpfigen Ufer eines andern Flüsschens zusammenhängt, welches eine halbe Meile nordwärts mündet, so ist diese Gegend der Aufenthaltsort sehr vieler Nilpferde; . Auch Alligatoren in dem Schilfsumpfe und Löwen, Unzen und Elefanten an den Bergen sind hier gewöhnliche Erscheinungen. — Tams setzte dann seine Reise fort und suchte erst nordwärts von Novo Redondo die Ruinen von Alt-Benguela, konnte aber keine Spur davon entdecken. *Anmerk. des Uebers.*

⁴) In der Kirche von Novo Redondo hat es bisher noch nie einen Priester gegeben. Im Innern der Kirche sieht man ober dem Thore eine kupferne Platte mit einer Inschrift, der zufolge, wenn ich mich recht erinnere, die Kirche von einigen wohlhabenden Bewohnern im J. 1789 „Nossa Senhora da Conceiçao" zu Ehren errichtet und mit den zu dem Gottesdienst erforderlichen, goldenen und silbernen Gefässen versehen wurde.

⁵) Während meines Aufenthaltes zu Novo Redondo entstand zwischen einigen Bewohnern der etwa eine halbe Stunde entfernten Negerstädte Kiesala und Tete und zwischen den Skla-

von der Festungsbewohner, wahrscheinlich bei einem Trinkgelage ein Streit, und jene wurden tüchtig durchgeprügelt. Nun kamen zahlreiche bewaffnete Schaaren aus den genannten Ortschaften ihren Brüdern zu Hülfe, und es begann ein heftiger Kampf. Das Militär musste ausrücken und auch diesem gelang es nur mit Mühe die Rache schnaubenden Tetter und Kissalaer zurückzutreiben. Solche Handel und Gefechte zwischen den Bewohnern des Prasidiums und den unabhängigen Nachbarvölkern kommen sehr häufig vor.

⁶) Dies ist buchstäblich wahr. Während ich mich in jener Gegend aufhielt, haben die Guuzaer zwei Menschen, die der Hexerei beschuldigt und verurtheilt waren, am rechten Ufer des Flusses im Palmenwalde, kaum 1000 Schritte vom Fort entfernt, zerstückt, gekocht und aufgezehrt, während im Fort, da es gerade Sonntag war, die portugiesische Fahne aufgehisst war, und eine lärmende Tanzunterhaltung stattfand. Das kannibalische Gastmahl dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch.

⁷) So eben, da ich dieses niederschreibe, erhalte ich die Nachricht, dass im Anfang des Jahres 1857 die Ansiedlung Egypten von einem gegen 5000 Köpfe zählenden Haufen Bewaffneter aus Selles, Kissandschi und Gánda um die Mittagszeit plötzlich angegriffen wurde, aber die kaum 120 Köpfe zählende Besatzung schlug sie nach einem sechsstündigen Kampfe zurück.

⁸) Seitdem Anha zerstört wurde, hat man schon mehrmals versucht, in jener, für den Binnenhandel sehr gut gelegenen Gegend, eine neue Kolonie zu gründen, allein die benachbarten Völker vereitelten immer wieder das Vorhaben.

⁹) Als ich das Land Kilengues bereiste, schlug ich eines Abends im J. 1852 mein Nachtlager am Ilettála Fluss auf. Kaum hatten wir uns im Lager eingerichtet, als der Kissongo nebst einigen Begleitern mit entsetzter Miene zu mir kam und mich ohne weitere Angabe der Ursache aufforderte, ihm zu folgen. Wir kamen durch dichtes Dorngestrüpp und fanden kaum 1000 Schritte von unserm Lager entfernt einen ungeheuren wilden Feigenbaum, dessen weit ausgebreitete Aeste mit Menschenschädeln besetzt waren, während ringsumher auf dem Boden ge-

bleichte Gerippe zerstreut lagen. Etwas weiter trafen wir auf ein geräumiges Kilombo, dessen mehr als dreihundert Hütten auf ganz eigenthümliche Weise erbaut waren und deutlich zeigten, dass sie nicht von durchreisenden Karavanen, sondern von Räuberhorden aus Ganda, Anha oder Kalukeme errichtet worden seien. Auch im Kilombo fanden wir mehrere vertrocknete Menschengerippe. Aus allen diesen Umständen konnten wir schon so viel entnehmen, dass die Räuberschaar, die hier ihr Lager gehabt, durch eine von einem Europäer, oder doch von einem zivilisirten Individuum angeführte Karavane vernichtet wurde, denn nur ein von abergläubischen Vorurtheilen befreiter Mann konnte eine so exemplarische Bestrafung vollziehen. Als ich nach Kilenguea kam, erfuhr ich, dass diese Exekution von einem gewissen Luiz Gama de Almeida vollzogen wurde. Dieser Mann ist ein aus Loanda gebürtiger Mulatte, ein portugiesischer Unterthan und seit lange Karavanenchef. Da er von Kilengues aus mit zahlreichen Bewaffneten eine bedeutende Menge Elfenbein nach Benguela transportirte und am genannten Fluss sein Nachtlager aufschlug, fanden seine im Walde sich zerstreuende Leute viele frische Spuren von Menschentritten. Daraus folgerten sie sogleich, dass in der Nähe irgend ein Feind verborgen liege, und beschlossen, ihn aufzuspüren und anzugreifen. In der That entdeckten sie bald das Kilombo der Räuber. Als es dunkel wurde, umzingelten die bewaffneten Leute der Karavane, gegen 2000 Mann, das Kilombo und griffen es dann von allen Seiten mit wohlgezielten Schüssen an. Als die aufgeschreckten Räuber sahen, dass sie von allen Seiten eingeschlossen waren und sich durch die Flucht nicht mehr retten konnten, griffen sie von ihrem weit und breit berüchtigten Anführer, dem grausamen Kalukango, ermuntert, zu den Waffen und vertheidigten sich so tapfer, dass sie viele von den Angreifern niederstreckten. Als aber ihr Anführer gefallen war, streckten sie die Gewehre und flehten um Gnade. Gama de Almeida liess nun siebenzigen der bekanntern Räuber das Haupt abschlagen und entliess die Uebrigen mit abgeschnittenen Ohren und ohne Waffen und Nahrungsmittel. Wahrscheinlich sind auch diese zu Grunde gegangen, denn ohne Lebensmittel und Waffen konnten sie wol schwerlich

die Grenze der acht Tagemärsche weiten, unbewohnten Wüste arreichen — Man sollte noch einige solche Beispiele den Räubern geben, und sie würden sich gewiss seltener zeigen auf den Strassen, auf welchen die Karavanen einherziehen.

[10]) Mit Hieronymus Mera kam ich 1848 auf dem Zaire Strom zusammen und reiste mit ihm nach Loanda. Später traf ich ihn wieder in Novo Redondo, von wo aus er mit europäischen Waaren beladen durch Ambuim nach Bailundo reisen wollte. Allein unterwegs wurde er in Assango mit Hülfe seiner eigenen eingebornen Begleiter aller seiner Habe beraubt und dann in Palmöl gesotten und aufgefressen. Sie leugneten es vor mir standhaft, dass sie ihn verzehrt hatten, und behaupteten, seinen Leichnam bestattet zu haben. Ueberhaupt haben diese kannibalischen Völker die Gewohnheit, den Genuss des Menschenfleisches vor Fremden zu verheimlichen und abzuleugnen.

[11]) Das Massambâla ist eine sehr kleinkörnige Maisspecies; der Stengel gleicht dem gemeinen Moorhirse, und auch die Körner sind nicht viel grösser.

[12]) Das Massango ist eine Pisorgumspecies (vielleicht „Sorghum"), nur ist das Korn aschgrau und etwas grösser und rundlicher als das des gemeinen Pisorgum: der Stengel gleicht ganz dem des Teichkolbens Diese beiden Gewächse gedeihen besonders gut auf leichtem, sandigem Boden und branchen wenig Regen.

[13]) Impunga heisst das Gericht des Adels, welches den Fürsten, wenn er nicht mehr im Stande ist, die Opposition zu überwältigen, durch Urtheil dazu zwingen kann, dass er der fürstlichen Würde entsage und dieselbe seinem Erben übertrage Der seiner Würde beraubte Fürst pflegt sich mit eigener Hand zu erschiessen, mit den Worten „Da ich nicht mehr über das Volk von Bailundo herrschen kann, wo könnte ich eine, meinem Range angemessene, andere Stelle finden?"

[14]) Diese so zu sagen in regelmässigen Zeitabschnitten sich wiederholenden Raubzüge haben, nach der allgemein gemachten Erfahrung, besonders seit der Abschaffung des Sklavenhandels überhand genommen. Jetzt finden nemlich die Sklaven in den europäischen Ansiedelungen keinen Absatz, folglich haben diese

eitlen und den Putz liebenden Völker kein anderes Mittel, sich die europäischen Stoffe und Putzsachen zu verschaffen, als dieses, dass sie jährlich die friedlichen Bewohner der an Hornvieh reichen südlichen Länder mit ihren Raubzügen heimsuchen, um das dort geraubte Vieh nach Benguela zu treiben und daselbst europäische Waaren dafür einzutauschen

[15]) Ich hatte an den Fürsten von Bailundo eine Empfehlung vom Fürsten von Bihé, und so war es mir möglich, mehrere Monate unter diesem blutdürstigen Volke zuzubringen Denuoch hatte ich auch so Gelegenheit mich zu überzeugen, dass man eine starke bewaffnete Begleitung braucht, will man unter diesem habgierigen und diebischen Volke mit Sicherheit reisen.

[16]) Vor einigen Jahren geschah es, dass ein Bruder des Häuptlings von Kapitango, als er abgesandt von den Häuptlingen mehrerer Distrikte bei dem Fürsten eine Audienz hatte, von diesem wegen eines unbedachten Wortes mit der Kriegsaxt niedergeschlagen wurde Hierauf verbanden sich einige mächtige Häuptlinge und empörten sich aus Rache Der energische Fürst, Kalandula, der den Europäern sehr freundlich gesinnt war, wurde endlich besiegt und schoss sich, da er vom Impunga Gericht abgesetzt wurde, eine Kugel durch den Kopf

[17]) Die Völker der südwärts gelegenen Länder bezeichnen die Kimbunda mit dem Namen „M u u s o“, was ein Gebirgsvolk bedeutet; die Kimbunda dagegen bezeichnen jene mit dem gemeinschaftlichen Namen „M o m b u e r o“, was so viel als Bewohner des Tieflandes bedeutet

[18]) Die Schwefelquelle Kitagota befindet sich westwärts von Kombála an-Kibanda anderthalb Tagemärsche entfernt, in einer felsigen, aber nur mit niedrigen Hügeln bedeckten Gegend, am Fusse einer kleinen Anhöhe Die Wasserader zieht sich in einem muldenförmigen, langen, schmalen und stark geneigten Thale dahin. Das Thermometer steigt in der Quelle selbst bis auf 78° R. Die Vegetation an der Quelle hat eine schmutzige, schwarzliche Farbe Weiter unten bildet der Bach einen Sumpf, an dessen schlammigem Ufer der Boden mit Naphta geschwängert ist.

[19]) Auf meiner Rückkehr aus dem südwärts gelegenen Ohila wurde ich plötzlich in den unbewohnten Wäldern Lusseke's von einer Räuberhorde angegriffen. Ich hatte eine geringe Begleitung, aber auch die Räuber waren nicht zahlreich, und hatten vermuthlich deshalb den Angriff gewagt, weil sie nicht hofften einen Widerstand zu finden, um so weniger auf einen Europäer zu stossen. Nachdem einige Schüsse gewechselt waren, suchten sie das Weite und liessen drei ihrer Gefährten verwundet zurück, die wir zu Gefangenen machten. Aus dem Geständniss der Gefangenen ging hervor, dass sie alle Sklaven von Bewohnern des Präsidiums Caconda waren; vorgeblich waren sie ausgezogen, um zu jagen und Honig zu sammeln (damit pflegen sie den eigentlichen Zweck ihrer Absendung zu verbergen); sie hielten uns für Ganguella und glaubten uns auf leichte Weise ausplündern zu können.

[20]) Diese Räuberhorden bilden sich aus den Bewohnern verschiedener Länder und sind zuweilen 15—20 Tausend Mann stark. Sie versehen sich mit hinreichenden Lebensmitteln, vermeiden die bewohnten Gegenden und ziehen durch die ungeheuren Waldungen mit sehr grosser Schnelligkeit dahin, um unvermuthet in das vorher auserseheno Land einzufallen. Manchmal geschieht es aber, dass die Bewohner des bedrohten Landes von der Gefahr genug zeitig benachrichtigt werden, um mit ihrem Vieh durch die wasserlose Wüste hindurch auf wohlbekannten Pfaden bis in die Nachbarschaft der Muelmha Völker sich flüchten zu können. Die Raubschaaren setzen ihnen dann nach and gehen oft haufenweise aus Mangel an Wasser zu Grunde. Allein die südwärts wohnenden Hirtenvölker sind so feige, oder vielmehr der Name eines Munano jagt ihnen eine solche Furcht ein, dass sie die Räuber selbst dann nicht anzugreifen wagen, wann sie in der Wüste in die grösste Bedrängniss gerathen, und mit leichter Mühe gänzlich vernichtet werden konnten.

[21]) Der Kunéne war schon seit lange der Gegenstand verschiedener Meinungen und Behauptungen. Im J. 1824 traf das englische Schiff Springle unter 17° 15′ S. Br. auf die Mündung eines bedeutenden Stromes, aber der englische Seekapitain Owen, der sich mit der Erforschung der afrikanischen Küsten

beschäftigte, konnte im folgenden Jahre unter jener Breite und einen halben Grad südwärts und nordwärts davon keine Spur von einem Flusse entdecken. Dieses glaubte man nur durch die Annahme erklären zu können, dass der vom Springle entdeckte Fluss zuweilen im Sande verschwinde, bevor er das Meer erreicht, wie es mit mehreren afrikanischen Flüssen, die von Osten nach Westen durch die heissen sandigen Landstriche fliessen, wirklich der Fall ist. Andrerseits aber schien es, nach den Berichten eines Lacerda, Brochado und Magyar, die die innern Gegenden bereist hatten, unglaublich und unmöglich, dass ein so wasserreicher Fluss vom Sande gänzlich aufgesogen werden sollte, ohne dass auch nur ein Theil davon das Meer erreichte. Deshalb hielten manche dafür, der Kunéne müsse sich in irgend einen grossen See im Innern ergiessen. — Jetzt endlich sind alle diese Zweifel gelöst. Die portugiesische Regierung hat nemlich im J. 1854 die Mündung des Flusses aufsuchen und erforschen lassen; die Expedition landete am 14. Nov. an der Tiger-Halbinsel und ging von dort südwärts zu Lande dem Meeresufer entlang. Nach einem anderthalbtägigen Marsche erreichte sie wirklich die Mündung und drang dann stromaufwärts bis auf eine Strecke von etwa 25 engl. Meilen vor. So wurde der untere Lauf des Stromes erforscht. Die Ufer des Flusses sind, dem mir zugekommenen Berichte zufolge, mit einem üppigen Pflanzenwuchs bedeckt, unter den Waldbäumen zeichnen sich die hohen Zedern aus; in den Waldungen gibt es viele verschiedene Thiere, besonders Elefanten, weshalb man den Fluss Elefantenfluss benannte und unter diesem Namen auf der Karte verzeichnete. Die Mündung liegt unter 17° 15′.

**) Ich hörte schon aus einer mehrere Stunden weiten Entfernung das Rauschen des Flusses, und als ich endlich aus dem dichten Wald heraustrat, stand ich plötzlich am Ufer des Kuhango, der hier in einem etwa 40 Klafter breitem, aber mit ungeheuren Felsmassen überbrückten Bette dahinrauscht. Ich erklomm die Felsdecke und erblickte an einzelnen Stellen durch Spalten die schäumenden Wogen, die in einer Tiefe von etwa 10 Klaftern unter mir dahineilten. Weiter unten in nicht grosser Entfernung kömmt der Fluss wieder zum Vorschein und

fliesst in der romantischen Gegend zwischen seinen mit hohen Zedern bestandenen Ufern mit grosser Schnelligkeit weiter.

††) Der Kunéne (Ku-néne, d. i. der grosse Fluss) und Kubango gehören noch immer zu den wenig bekannten Flüssen. Der Kunéne wird von den Engländern auch Nourse River genannt. Magyar hat eine Strecke dieses Flusses im J. 1853 in Folge einer vom portugiesischen Gouverneur von Mossamedes an ihn ergangenen amtlichen Aufforderung erforscht; über die Ergebnisse dieser Erforschung haben wir jedoch keinen nähern Bericht erhalten. In den ungarisch und auszugsweise auch deutsch (in Dr. Petermann's Geogr. Mitth. 1857 p. 189) erschienenen Bruchstücken seines Tagebuches sagt Magyar blos, dass er den Fluss nicht weit von der Ortschaft Mussanda erreicht habe; dass der Fluss in jener Gegend grösser sei als die Theiss, und dass es darin ungemein viele Flusspferde und Krokodile gebe. Ferner behauptet er, der Fluss entspringe zwischen 11° und 12° S. B. auf dem hohen Plateau von Galangue, von welchem herabstürzend er die Flüsse Kalisse und Kingolo aufnimmt, von Norden nach Südwesten fliesst und die Mombuella-Länder beinahe in zwei gleiche Theile theilt. Weiter unten trennt er die Länder Molondo, Kâmba, Humbi und Hinga vom grossen Königreich Oukanyáma, und nachdem er von Osten den Ovâl, von Westen den trüben Kakrurubari aufgenommen, strömt er durch die Provinzen der Mucimba und ergiesst sich zwischen 18° und 19° S. B. in den Atlantischen Ocean. — Ueber die von Magyar erwähnte portugiesische Expedition erhielt Dr. Petermann von Ferdinand da Costa Leal einen nähern Bericht, aus welchem hervorgeht, dass die Mündung des Flusses durch eine Sandbarre vollständig verschlossen wird, und dass der Fluss bis 21 Meilen aufwärts (so weit drang die Expedition vor) eng, gewunden, voll Wasserfälle und daher unschiffbar ist. Die Expedition der Missionäre Hahn und Rath, die Ende Mai 1857 von Otjimbingue im Damara-Land aufbrachen, um nach Libele und dem Kunéne zu gehen, ist gescheitert. Der Häuptling Nangoro in Andongo verweigerte ihnen die Erlaubniss zur Weiterreise. — Wir wollen nun hier die Nachrichten, die wir bisher über den Kunéne erhalten haben, zusam-

menstellen Nach Cooley (Inner Africa laid open) liegt seine Quelle bei Kandumbo, und hierin stimmt Magyar mit ihm überein, nur ist Kandumbo auf Cooley's Karte unter 13° 30' S. Br. und 16° 40' O. L., auf Magyars Karte hingegen unter 12° 55' S. B. und 17° 20' O. L. angegeben Auf einer andern Karte (Geogr. Mitth 1856, Tafel 17.) versetzt Cooley die Quelle des Kunéne sogar unter 15° O. L. Nach Magyar's Angabe nimmt der Kunéne folgende Flüsse auf: rechts, d. h. von Westen den Kálái, Kathape und Kue, links d. h von Osten den Kunyogáma und Assoko, weiter unten den von Osten kommenden Ovál und den von Westen kommenden Kakulubale. Nach Cooley hingegen vereinigen sich zuerst der Kuando, der bei Caconda vorbei fliessende Katape und noch ein Fluss, dessen Name nicht angegeben ist, und ergiessen sich dann in den Kunéne; weiter unten ergiessen sich in den letztern noch ein Fluss, dessen Name nicht angegeben ist, und der Kakuluvale (Kakulubale). Alle diese Nebenflüsse strömen von Westen und Norden dem Kunéne zu. Auf der östlichen Seite sind auf Cooley's Karte folgende Nebenflüsse des Kunéne verzeichnet: der Kutete und Kingolo (den letztern erwähnte auch Magyar in seinem frühern Berichte), die sich zuerst vereinigen, weiter unten der Cuhango, der den von Süden kommenden Sandan aufnimmt, ferner der Ovál unterhalb der Bindams Seen, gegenüber dem südlichen Ende des Kamba Sees, und endlich der Atschitanda. — In Andersson's Reisebericht finden wir blos folgende Notizen: „Als wir die fraglichen Breitengrade erreichten, stellten wir Nachforschungen an und erfuhren bald, dass sich nur vier Tagereisen nördlich von Ondonga ein grosser Fluss befinde, den wir mit dem Cunené für identisch hielten, was auch genauere Untersuchungen vollkommen bestätigten. Ein aus Benguela entlaufener Sklave theilte uns mit, dass der Fluss in seinem obern Laufe (oder vielmehr ein anderer Arm desselben (Mukuru Mukovanja, in seinem untern aber Cunené heisse. Obgleich er ziemlich gross ist und eine bedeutende Wassermasse enthält, soll er doch nicht immer seinen Weg direkt nach dem Meere finden." Im II. Bande kömmt Andersson noch ein Mal auf den Kunéne zurück und berichtet: „Der Cunené, sagten die Ovambos, ist nur vier bis

fünf Tagereisen zu Fuss von hier entfernt," und fügten hinzu: „er sei gar nicht zu vergleichen mit einem andern Strome, dem Mukuru-Mukovanja, welcher aus dem Ovatjona (d. h. wol Betjuana-) Lande komme und von welchem der Cunené nur ein Arm sei." — Andersson hält den Atschitanda auf Cooley's Karte für identisch mit dem Mukuru-Mukovanja der Ovambo. — Dass aber auch der Cobango oder Kubángo sich in den Cunéne ergiesse, davon hat Andersson nichts gehört. Und ich bin der Meinung, dass Cooley sich irrte, wenn er dem Kubango eine westliche Richtung gab und ihn zum Nebenfluss des Kunéne machte. Das kann wol nicht bezweifelt werden, dass Magyar die zu beiden Seiten des Kunéne liegenden Länder Handa, Kámba und Oukanyáma oder Kanyáma (Quinhama) bereist und den Kunéne selbst in der Nähe des Kámba Sees überschritten hat. Wenn also der Kubango an der südlichen Grenze von Handa seinen Lauf nähme und gegenüber dem Lande Kámba sich mit dem Kunéne vereinigte, so wäre dies unserm Reisenden sicher nicht unbekannt geblieben. Magyar sagt es ferner ausdrücklich, dass der Kubango noch grösser sei als der Kunéne; wenn sich also die zwei Flüsse vereinigten, so hätten die Ovampo unmöglich vor Andersson behaupten können, dass der Mukuru-Mukovanja grösser sei als der Kunéne, der schon weit oben den Kubango aufgenommen hätte. Und endlich wenn sich alle diese grossen Flüsse vereinigten, so könnten der untere Lauf und die Mündung des Kunéne unmöglich so eng und gewunden sein, wie die portugiesische Expedition berichtet. — Magyar stimmt in Betreff des Kubango Flusses mit Dr. Petermann's neuesten Karte von Südafrika (Geogr. Mitth. 1858, Tafel 7.) und auch mit Macqueen überein. Nach Dr. Petermann's Karte vereinigen sich mit dem Kubángo der Kuitu an Kingi, dann bei Darlko (Magyar's Indiriko) der vom Norden kommende Quito (Kuitu), ferner der Kunahare, Kuando und Banyenko; der untere Lauf des Kubango heisst Tschobe oder Zahesa. Dieser Tschobe ergiesst sich endlich in den Liambey und erreicht auf diese Weise, wenn nemlich Livingstone's Meinung, wonach der Liambey (Leeambye) derselbe Fluss wäre, der an der östlichen

Küste Zambezi genannt wird, begründet ist, wirklich den Indischen Ocean. — Magyar erwähnt zu wiederholten Malen den Riambégysi (hess: Riambédschi). Welchen Fluss mag er wol darunter verstehen? Cooley behauptet in seinem Aufsatze: „Das Land Milua und sein grosser Fluss" (Geogr Mitth 1857 p 127, Anmerk.), dass Douville, der seine Nachrichten von Sklaven-Händlern in der Bunda- oder Angola-Sprache erhielt, den Lulua oder Ya-Mbese oder Mbesche (Fischfluss) Ria-mbigé genannt habe. (Der Lulua ist nach Cooley ein jenseits des Kasais von Süden nach Nordwesten fliessender Fluss, der sich wahrscheinlich in den Kasai ergiesst) Magyar erzählt in einem seiner ersten Berichte: „Nachdem ich Kariongo zurückgelassen hatte, . erreichte ich den Kulminationspunkt des afrikanischen Kontinentes . . Hier entspringen auf einem Raume von etwa 10 Quadratmeilen ringsumher die grössten Ströme, von denen ein Theil ostwärts in den Indischen Ocean fliesst, der andere Theil aber ebenfalls von diesem Punkte ausgehend westwärts fliesst und sich in den Atlantischen Ocean ergiesst. Hier entspringt der noch unbekannte, mächtige, wasserreiche (caudal) Kassabi, der von Südwesten nach Norden fliessend den Aequator durchschneidet und auf seinem mehr als 1500 geogr Meilen langen Laufe viele Flüsse aufnehmend sich mehrere Meilen weit ausbreitet und endlich in den Indischen Ocean mündet, ferner entspringen daselbst der krümmungsreiche Lunge-Bungo, der zwischen dem flachen Lande Lobar (Lovale) und dem Königreich Bunda fliessend sich in den mächtigen Riambédschi ergiesst; der Luena, der Lobar von dem Königreiche Kalunda im Norden trennt und ebenfalls dem Riambédschi zuströmt; der Lumegi, der die Länder Lobar und Kalui durchströmt und an einem bisher unbekannten Orte verschwindet." Hiezu macht Cooley (Geogr. Mitth 1855, p. 316) folgende Bemerkung: „Es ist augenscheinlich, dass der Kassabi-Kandale" (auch Macqueen schreibt Kassabi-Kandale, in Magyar's Bericht heisst es aber „der Kassabi ein Caudalstrom", „caudal" bedeutet im Portugiesischen so viel als: „stark, angeschwollen"; „rio caudal" = ein wasserreicher Fluss; der Uebersetzer des Magyar'schen Berichtes hat dieses Wort

nicht verstanden und den Eigennamen Kandalo darans gemacht) — „das heisst der Casembe-Fluss der Luapula ist" (dieser entsteht, nach Cooley, aus der Vereinigung des Luviri und Neu-Zambese und fliesst nordöstlich), „der hier mit dem See Nyasse indentifizirt und von dem angenommen wird, dass er das Meer erreiche Dem Lualaba (ein Arm des Lulua) gibt Ladislaus (soll heissen. Ladislaus Magyar), der südlich von dem Fluss vorbeikam, unrichtig, aber begreiflicher Weise den falschen Namen Lunge-Bungo der Luena (d. i der Fluss)... ist der Kasai (Caséye) oder Casye Dr. Livingstone's, und der Lumégi... ist der Luambeje der früheren Reisebeschreibungen und Dr. Livingstone's Leeambye." Den Riambédschi hat der englische Uebersetzer wahrscheinlich übersehen, deshalb erwahnt ihn auch Cooley nicht. Wenn aber, wie Cooley meint, unter Magyar's Lumégi der Liambey zu verstehen ist, dann müssten wir annehmen, dass auch Magyar den Lulua Riambédschi nannte, so wie es, nach Cooley, Dooville gethan hat. Dies ist jedoch nicht der Fall, und ich glaube, dass diese ganze Auseinandersetzung des gelehrten Cooley nicht stichhaltig sei Er selbst hat später in einem Aufsatze über J. Rodriguez Graça's Reise zu dem Muata-ya-Nvo" (Geogr. Mittb. 1856, p. 309 n. f) seine Ansicht geändert Texeira und Graça erwähnen ebenfalls den Cassaby; und Cooley hält ihn nun für identisch mit Dr Livingstone's Cassi (Casye), der in der That „von Südwesten nach Norden fliesst", und von dem man glaubt, dass er weiter unten eine nordwestliche Richtung nimmt und mit dem Kuango vereint den Kongo Strom bildet; sie erwähnen ferner auch den Luena und Lumegi. Von dem letztern Fluss behauptet Magyar, dass er die Länder Lobar und Kalui durchströmt und dann an einem unbekannten Orte verschwindet; Cooley glaubt, dass der untere Lauf desselben Luake, Livingstone's Loke, genannt werde, und dass dieser Fluss sich in den Cassaby ergiesst Texeira's und Graça's Luena ist, nach Cooley's Dafürhalten, der obere Lauf des Cassaby. Dann muss aber Magyar's Luena ein anderer Fluss sein, denn er behauptet von ihm, dass er das Land Lobale vom Königreich Kalunda trennt und sich dann in den Riambédschi ergiesst, folglich kann es kaum ein anderer Fluss

sein, als der, welcher von andern Reisenden Lokaluye und im untern Laufe Liba (Leeba) genannt wird. Der Lunge-Bungo, der „ostwärts zwischen den Ländern Lohale und Bunda fliesst und dem Riambédschi zuströmt", ist, wie ich glaube der Fluss, den Livingstone Loeti nennt und der ihm zufolge aus dem Lande Kihokue (Quiboque) kömmt. Endlich aus allem dem, was ich angeführt habe, geht hervor, dass Magyar's Riambédschi (oder Riambigé, wie der Name von andern Reisenden geschrieben wird), kein anderer Fluss sein kann, als der Luambeje oder Luambesi oder Liambey. Dies beweisen auch alle Stellen des vorliegenden Buches, an welchen Magyar den Riambédschi erwähnt, z. B. wenn er sagt: „Das Reich Moropu liegt 60 Tagereisen weit von Bihé; noch weiter ostwärts jenseits des Riambédschi Stromes liegen Kasembe's Provinzen"; oder wenn er sagt, dass der südostwärts strömende Kubango sich in den Riambédschi ergiesst. — Nebenbei will ich hier noch bemerken, dass Cooley in seinem bereits angeführten Kommentar zu Magyar's Bericht fälschlich behauptet, die Flüsse Vindika, Kuiva, Karima und Kambale sind als zum Becken des Lulua gehörig zu betrachten. Magyar sagt ausdrücklich von diesen Flüssen: „sie fliessen von Osten nach Westen und führen ihre Gewässer dem Koanza zu." Den Bandica (Vindika), Cuiba (Kuiva) finden wir auch auf der von Cooley zur Darstellung der Reiseroute von Graça gezeichneten Karte als Nebenflüsse des Koanza verzeichnet; ebendaselbst finden wir auch einen Fluss Calumbue, in dem wir leicht Magyar's Kamhale erkennen können. *Anmerk. des Uebers.*

[40]) Kibâha ist, wie ich es aus seinem eigenen Munde gehört habe, ein Sprössling des Häuptlings von Kangombe, und wurde als Jüngling von einer Kriegsschaar aus Galangue gefangen, nach Benguela geschleppt und dort als Sklave verkauft. Er kam nach Brasilien und arbeitete daselbst mehr als 10 Jahre lang als Sklave. Durch sein gutes Benehmen erwarb er sich das Vertrauen seines Herrn und erhielt nach dessen Tode die Freiheit. Nun sammelte er sich nach und nach die Kosten zur Rückfahrt nach Benguela. Als er endlich nach vieljähriger Abwesenheit in seine Heimat zurückkam, wurde er von seinen Verwandten freundlich empfangen. Nach und nach erwarb er

Google

sich die Gunst seiner Landsleute und erhielt endlich statt seines Bruders die Häuptlingswürde. Von nun an trachtete er seine, mit einander in ewigem Streit liegenden Nachbarn der Reihe nach einen mit des andern Hülfe zu besiegen und brachte es endlich dahin, dass ihm alle als ihrem Fürsten huldigten. So ward er der Stifter eines unabhängigen, blühenden Reiches und herrscht nun über ein im Kriege und im Handel ausgezeichnetes Volk. — Kibâba ist ein grosser, korpulenter Mann, der etwa 60 Jahre zählt; er spricht gut portugiesisch und ist ein dankbarer Freund der Weissen. Er bedauert es von Herzen dass er sein in thörichtem Aberglauben befangenes Volk nicht nach Wunsch zivilisiren könne, da er vor dem gefährlichen Einfluss der Kimbanda auf der Hut sein müsse.

†††) Der obere Lauf des Koanza oder Quanza (richtiger: Ku-anza) ist noch immer nicht vollständig erforscht und bekannt. Als Livingstone auf seiner Reise nach Loanda den Tschikapa unter 10° 22′ passirt hatte, wunderte er sich, dass dort in der Breite, in welcher angeblich die Quelle des Koanza liegt, die Eingebornen von diesem Flusse nichts wussten. Damals ahnte er es noch nicht, dass der Koanza in einem bedeutend westlicher gelegenen Landstriche entspringe und dass er „einen verhältnissmässig kurzen Lauf habe von der Quelle bis zur Mündung.“ Auf einer alten portugiesischen Karte, die Livingstone bei der Hand hatte, war die Quelle des Koanza in die Gegend des westlichen Gebirgsrandes vom Quango (Kuango-) Thale, des sogenannten Tala-Mungongo, verlegt, als aber Livingstone dahin kam, hörte er, dass der Koanza weithin südwärts in der Nähe von Bihé, südöstlich oder südsüdöstlich von seiner Vereinigung mit dem Lombe entspringe. Der englische Reisende wusste nicht genau, wo Bihé liegt, und glaubte deshalb, dass die Quelle des Koanza nicht weit von der Ortschaft Sanza, die unter 9° 37′ 46″ S. B. und 16° 59′ O. L. liegt, zu suchen sei. Das ist nun offenbar nicht richtig. Auf Cooley's Karte (Inner Africa laid open) liegt die Quelle des Koanza bei Samba, etwa unter 13° S. B. und 17° 20′ O. L. Von da aus nimmt der Fluss zuerst eine südliche, dann östliche und endlich eine nördliche und nordwestliche Richtung. Auf einer andern von Cooley gezeichneten Karte

(Geogr. Mitth. 1856, Tafel 17.) entsteht der Koanza unter 13° S. B. und 15° 20′ O. L., und zwar durch die Vereinigung von zwei Nebenarmen, und wendet sich dann ostwärts und nordostwärts bis zum 17° 30′ O. L., und schlägt erst dann seine nordnordwestliche Richtung ein. Nach Magyar's Karte entspringt der Koanza etwa unter 13° 30′ S. B. und 18° 50′ O. L., und schlägt gleich eine nordwestliche Richtung ein. Auf seinem Laufe nimmt er zuerst die von Nordwesten kommenden Kutyi und Mukunya auf, weiter unten den von Südosten zuströmenden Kuyo und den von Südwesten kommenden Kokéma. Der Kokéma entspringt nach Magyar auf der Hochebene Bulum-Bulu und fliesst zuerst südöstlich, dann nordöstlich, nachdem er sich mit den von Südwesten nach Nordwesten kommenden Nebenflüssen Kutátu und Maschischi Kutu vereinigt hat. Auf Cooley's zuletzt erwähnten Karte finden wir ebenfalls den C o q u é m a (Kokéma), seine Quelle liegt etwa um einen Grad nördlicher und um 10 Minuten östlicher als die des Koanza, sein Lauf aher ist fast parallel mit dem des Koanza, in welchem er sich etwa unter 12° 30′ S. B. und 17° 25′ O. L. ergiesst. Ein anderer Nebenfluss heisst C u n g e, dessen Lauf fast parallel mit dem Kokéma ist, und der etwa unter 11° 30′ S. B. und 16° O. L. entspringt und gegen 10 Minuten nördlicher als der Kokéma in den Koanza mündet. Der Cunge kann kaum ein anderer Fluss sein als der von Magyar angeführte Kutu, und wenn dieser, wie Magyar angibt, sich in den Kokéma ergiesst, so hat Cooley den Lauf beider Flüsse unrichtig verzeichnet. Gar nicht erwähnt den Kokéma nicht, und Cooley sagt von ihm, dass er ein von Norden kommender und dem Koanza zuströmender kleiner Fluss sei, welcher die südlich oder südwestlich wohnenden Ganguello von Bihé trennt. Nach Magyar's Karte ergiesst sich der Kutu unter 11° 45′ S. B. in den Kokéma, und dieser vereinigt sich unter 11° 25′ S. B. mit dem Koanza. Unter den von Osten zuströmenden Nebenflüssen mündet der Kuyo oberhalb des 12° S. B., und der Kuiva um etwa 40 Minuten weiter nördlich in den Koanza. Den Kuiva (Cuiha) finden wir auch auf Cooley's Karte, jedoch ebenso wie den Kokéma fast um einen ganzen Grad südlicher, als auf Magyar's Karte. Den Kuyo finden wir nicht auf Cooley's Karte;

ich glaube daher, dass Magyar's Kuyo identisch ist mit dem von Graça erwähnten Cotia, und dass dieser sich nicht, wie Cooley meint, in den Curba, sondern unmittelbar in den Koanza ergiesst. Denn Graça erzählt, nachdem er am 5. Mai 1846 Boâ Vista, die portugiesische Faktorei in Bihé, die gegenwärtig, wie es scheint, nicht mehr existirt, weil Magyar derselben mit keiner Silbe erwähnt, — verlassen, kam er nach zweitägigem Marsche nach Lukata, im Lande der Ganguello; von hieraus kreuzte er auf einem Marsche von 4 Tagen eine Wüste (das ist offenbar die von Magyar erwähnte Bulum-Bulu Wüste) und erreichte so den Koanza bei Gombe. Dieser Ort kann kein anderer sein, als das von Magyar erwähnte Kangombe, im Lande Kakingi, zwischen den Flüssen Mukunya und Kutyi. Graça's Lukata scheint also der Name eines Flusses und nicht der einer Ortschaft zu sein, und ist vermuthlich der Kutátu, der an der nördlichen Seite der Bulum-Bulu Wüste dahinfliesst. Graça überschritt den Koanza (zwischen den Nebenflüssen Kutyi und Mukunya) und kam nach einem Marsche von 4 Tagen, indem er 19 Legoa zurücklegte, an den Cotia, der also nach Magyar's Karte der Kuyo sein muss. Auch Macqueen sagt: (The Journal of the R. G. S. XXVI p. 124) „Bevor er (nämlich Graça) den Muangoa erreichte, kreuzte er die Flüsse Cotia, Curba, etc., die dem Koanza auf seiner rechten Seite zuströmen." Auf der beigegebenen Karte hat er aber blos den Cotia verzeichnet, den er oberhalb der Mündung des Kokéma in den Koanza sich ergiessen lässt, und folglich mit dem Curba zu verwechseln scheint. Magyar erwähnte in seinem ersten Berichte folgende vier Nebenflüsse des Koanza: den Vindika, Kuiva, Kurima und Kambale, die von der grossen Wasserscheide im Zentrum des Kontinentes kommend westwärts fliessen; von diesen Nebenflüssen hat er auf der Karte blos den Kuiva verzeichnet und einen Nebenarm desselben, der den Namen Kuima führt. Dieser Kuimu auf der Karte ist wahrscheinlich identisch mit dem Karima im frühern Berichte. Der südlichste Nebenfluss des Koanza auf der rechten Seite wäre sowohl nach Cooley als auch nach Macqueen der Vindika (Vendica, Bandica), dann würden der Reihe nach von Süden nach Norden folgen: der Kuyo oder Cotia, der auch auf Macqueen's Karte

verzeichnete Cambale oder Cooley's Caluembe, (wir nehmen an, dass beide Flüsse direkt dem Koanza zuströmen, und sich nicht, wie auf Cooley's Karte, zuerst mit dem Cuiba vereinigen), ferner der Cuiba oder Kuiva sammt dem Kuima oder Karima.

Fast einen ganzen Grad weiter nördlich vom Kuiva mündet nach Magyar's Karte der von Südwesten kommende Kámárlui in den Koanza; auf Cooley's Karte finden wir ziemlich in derselben Entfernung und auf Macqueen's Karte nördlich vom Cambale einen kleinen Nebenfluss, der bei einer Guvi genannten Ortschaft in den Koanza mündet. Nur liegt auch dieser Nebenfluss sowohl auf Cooley's, als auch auf Macqueen's Karte etwa um einen Grad südlicher, als auf Magyar's Karte. Etwa 40 Minuten weiter nördlich ergiesst sich nach Magyar's Karte der von Nordosten kommende Luando in den Koanza, auf Cooley's Karte hingegen liegt die Mündung des Loando etwa 32 Minuten nördlich von dem bei Guvi vorbeifliessenden Nebenflüsschen und hat einen von Osten nach Westen gerichteten Lauf. Auf Macqueen's Karte führt dieser Fluss fälschlich den Namen Longa, und sein Lauf ist noch mehr von Südosten nach Nordwesten gerichtet, als auf Cooley's Karte. Der Loando hat auf Cooley's Karte einen mit dem Cuiba fast ganz parallelen Lauf und ist von demselben etwa 1° 22 Minuten entfernt, auf Magyar's Karte beträgt der Zwischenraum zwischen den Mündungen der beiden Flüsse etwa 1° 35', indem der Luándo auf Magyar's Karte unter 9° 37' S. B. und 17° 45' C. L., auf Cooley's Karte hingegen unter 10° 50' S. B. und 17° O. L. sich in den Koanza ergiesst. Weiter nördlich finden wir eine noch bedeutendere Abweichung. Auf Magyar's Karte finden wir zwischen dem Luando und Lombe keinen andern Nebenfluss auf der rechten Seite des Koanza, auf Cooley's Karte hingegen finden wir etwa 55 Minuten nördlich vom Loando ein bei der Ortschaft Luchese vorbeifliessendes Flüsschen, etwa 25 Minuten weiter nördlich ist der Fluss Cuije, der von Livingstone Quize, von Andern auch Cuie und Cuiye genannt wird, und der während der Regenzeit ein reissender Strom ist. Dieser Fluss ergiesst sich nach Cooley's Karte unter 9° 55' S. B. und 16° 22' O. L. in den Koanza, während die Mündung des Lombe unter 9° 32' S. B. und 15° 55' O. L. liegt. Nach Livingstone ist die Mün-

dung des Lombe unter 9° 41' 26" S. B. und 16° O L. Auf Magyar's Karte hingegen ergiesst sich der Lombe unter 9° 20' S. B. und 17° 4' O. L. in den Koanza. Weiter unten mündet der zuerst von Nordosten und Osten, dann von Norden kommende Lukala in den Koanza, auf Magyar's Karte unter 9° 5' S. B. und 15° 43' O. L., auf Cooley's Karte dagegen unter 9° 38' S. B. und 14° 32' O. L. — Magyar's Karte scheint überhaupt im nördlichen Theile unrichtig zu sein und stimmt weder mit Cooley's Karten, noch mit Livingstone's Beobachtungen überein. So liegt Massangano auf Magyar's Karte unter 9° 6' S. B. und 15° 13' O. L., folglich etwa 9 Meilen westlich von der Mündung des Lukala, Kambambe liegt unter 9° 14' S. B. und 16° 8' O. L., endlich Pungo Andongo unter 9° 15' S. B. und 16° 34' O. L., der letztere Ort ist demnach etwas näher zu Kambambe als zur Mündung des Lombe. Nach Cooley hingegen liegt Massangano am linken Ufer des Lukala, auf einer zwischen der Mündung desselben und zwischen dem Koanza sich erstreckenden Erdzunge, unter 9° 40' S. B. und 14° 40' O. L., Pungo Andongo liegt ohngefähr in derselben Breite und 15° 35' O. L., Cambambe endlich liegt in der Mitte, doch etwas näher zu Massangano. Livingstone (pag. 402 u. f.) fuhr auf dem Lukala abwärts und kam so nach Massangano, welches nach seiner Angabe auf einer von dem linken Ufer des genannten Flusses und vom rechten Ufer des Koanza gebildeten, erhabenen Landzunge, unter 9° 37' 46" S. B. und etwa in derselben Länge wie Casengo liegt. Cambambe liegt nach Livingstone ohngefähr 30 engl. Meilen östlich von Massangano, Pungo Andongo endlich liegt unter 9° 42' 14" S. B. und 15° 30' O. L. — Diese hier berührten Punkte liegen eigentlich schon ausserhalb der Karte von Magyar, und vielleicht hat er deshalb sich nicht die Mühe genommen, die Lage derselben mit grösserer Genauigkeit zu bestimmen, und setzte Massangano aus Unachtsamkeit einige Meilen westlich vom rechten Ufer des Lukala, da es in der Wirklichkeit am linken Ufer liegt. Dennoch muss diese Unrichtigkeit den Kredit der ganzen Karte erschüttern, oder wir sind gezwungen anzunehmen, dass Magyar die Gegenden am untern Laufe des Koanza, folglich

auch die Lander Libollo und Hăko nicht nach eigener Ansebauung auf seiner Karte verzeichnet und beschrieben habe Obnehon weiss er von jenen Ländern verhältnissmässig wenig zu sagen Auf Cooley's Karte liegt Libollo zwiseben dem von Süden kommenden und bei Pungo Andongo sich in den Koanzs ergiessenden Gango Fluss und zwischen einem ebenfalls von Süden kommenden und bei Cambambe in den Koanzs mündenden andern Fluss, dessen Name nicht angegeben ist. Den Gango erwähnt auch Magyar, sagt aber nicbt, wo er sich in den Koanza ergiesst; der andere bei Cooley nicht benannte Fluss kann nur entweder der Knssangai oder der Lubure auf Magyar's Karte sein. Dieser Landstrich gehört aber nach Magyar zu Bailundo, und westlich davon liegt zuerst Häkn und dann erst Libollo Cooley verlegt Hako an das linke Ufer des Koanza, nach Magyar hingegen erstrecken sich daselbst die Provinzen Malembs, Andulo und Massongo. Ferner auf Cooley's Karte finden wir zwischen den angeführten zwei Flüssen die Gebirge Zamba Hita, Libollo, Mula Amans und Casale, zwischen den Flüssen Gango und Kosnza aber die Haco Berge Diese letztern würden nach Magyar in die Provinzen Malembs und Massongo zu liegen kommen, im Lande Libollo wird blos der Vulkan Mulondu-Zambi speziell angeführt, der vielleicht identisch ist mit Cooley's Zamba Hita, nur liegt jener auf Magyar's Karte zwiseben dem 14° und 15°, der Zamba Hita hingegen zwischen dem 15° nnd 16° O. L Livingstone gibt nur mit einigen Worten die Lage jener Länder auf folgende Weise an: Südlich und südwestlich von Pungo Andongo sehen wir die hoben Berge von Libollo, südöstlich liegt ebenfalls ein gebirgiger Landstrich, welchen die Kimbonda oder Ambonda bewohnen; am linken Ufer des Kosnza oberhalb Pungo Andongo wohnen die Aco oder Haco, südlich die Libollo; Kissams erstreckt sich in der Gegend von Massangano am südlichen Ufer des Koanza, und jenseits Kissams bläuelu die Gebirge von Libnllo.

Ich will nnr noch einen Punkt berühren, in welchem Magyar's Karte von Cooley's Karte abweicht. Auf Magyar's Karte liegen die Distrikte K e m e s s e und K i s s e n d i im Lande der Massongo, jener zwischen dem 9° und 10°; dieser zwischen dem

10° und 11° S B Auf Cooley's Karte dagegen liegt Kamesse (Camexe) unter 11° 50′ S. B. und Kissendi (Quissende) südlich vom 12°. Cooley stützt sich hiebei auf den Bericht von Graça Dieser Reisende legte, nachdem er den Loando überschritten hatte, 33 Legoas zurück und erreichte Capella, hier überschritt er den Koanza und kam nach Banza, einem Dorfe des Häuptlings von Camexe, von welchem der Sitz des Häuptlings 12 Legoas entfernt war. Von Camexe ging der Reisende nach Camathis, dann erreichte er den Cunge Fluss und kam endlich nach Calungo, einer Ortschaft in Bihé. Cooley nimmt nun an, dass Graça von Capella aus bis Camexe westwärts reiste, und von hieraus eine südliche Richtung einschlug Graça's Calungo kann nur Magyar's Kanjungo oder Kaluando sein, folglich muss Camexe oder Kamesse jedenfalls südlicher liegen, als es auf Magyar's Karte liegt *Anmerk des Uebers.*

ANHANG

I. Allgemeine Bemerkungen zur statistisch-topographischen Beschreibung der Kimbunda-Länder und zu der dem Werke beigegebenen Karte.

Der Reisende in Afrika ist nicht im Stande, sich zuverlässige statistische Daten zu verschaffen und namentlich die Seelenzahl der Eingehornen mit einiger Sicherheit zu bestimmen. Meine Angaben beruhen ebenfalls blos auf Konjekturen, die sich jedoch auf meine langjährigen Beobachtungen stützen. Ich berücksichtigte die Art und Weise, nach welcher hier die Ortschaften angelegt sind, und berechnete darnach ihre durchschnittliche Einwohnerzahl. Die Ortschaften sind, mit Ausnahme einiger wenigen sehr klein, ihre Anzahl ist aber oft auf einem kleinen Raum sehr gross. In einer verhaltnissmassig grossen Entfernung befindet sich dann wieder eine andere dichte Gruppe von Ortschaften. Die durchschnittliche Einwohnerzahl eines Libata kann auf 80—160 Köpfe berechnet werden, mit Ausschluss der Kinder. Die Angabe der Distrikte, in welche die einzelnen Länder eingetheilt sind, beruht theils auf meinen eigenen Erforschungen, theils auf Berichten, die ich von vornehmern Eingehornen gesammelt habe, sie ist also ziemlich zuverlässig. Die Anzahl der Ortschaften vermochte ich nur nach den Berichten der Eingebornen zu bestimmen; sie darf deshalb nicht als ganz zuverlässig angenommen werden. Dennoch glaube ich

Google

behaupten zu können, dass es die zuverlässigsten Zahlen sind, die ich überhaupt berechnen und angeben konnte. Uebrigens sind bei diesen Völkern die Namen der Ortschaften und selbst der Distrikte sehr vergänglich und wandelbar. Grösstentheils erhalten nemlich die Ortschaften und Distrikte ihre Benennungen von den Besitzern derselben, desbalb behalten gewöhnlich nur die Hauptorte und jene, die nun in ihrer Nähe befindlichen Flüssen, Seen und Bergen benannt sind, ihre Namen unverändert. Aber nicht nur die Namen, sondern selbst das Dasein der Orte ist hoebst vergänglich. Die Bewohner verlassen leicht einen Ort und siedeln sich in grosserer oder geringerer Entfernung an, wo sie einen neuen Ort errichten, dem sie gewöhnlich einen andern Namen geben. Verschiedene Ursachen können das Verlassen eines Ortes bewirken, z. B. eine Epidemie, der Tod eines vornehmen Individuums, der Einbruch eines Löwen oder eines andern wilden Thieres, u. s. w. Besonders aber sind es die abergläubischen Meinungen, welche die Bewohner zum Verlassen eines Ortes bewegen. Die Unfälle, die einen Ort treffen, werden gewöhnlich dem Zorne der Kilulu des Ortes zugeschrieben, und dieser wird nun auf den Rath der Kimbanda verlassen. Daher kömmt es, dass der Reisende auch die besten Karten von Süd-Afrika nach einigen Jahren unzuverlässig und falsch findet, indem er die daselbst verzeichneten Ortschaften grösstentheils nicht mehr an dem ehemaligen Orte antrifft. Dies ist besonders im Lande der Ganguella der Fall, seit 25 Jahren sind daselbst die meisten Ortschaften von ihrer ehemaligen Stelle verschwunden und anderswo angelegt worden. In den Kimbunda-Ländern zeigen die hohen Incendera-Bäume auch nach Verlauf von vielen Jahren die Stelle an, wo einst ein Dorf gestanden; im Lande der Ganguella hingegen vernichtet ein zufällig hingeworfener Feuerfunke beim Eintritte der ersten trockenen Jahreszeit das dürre Gras, welches die Stelle der verlassenen Ortschaft bedeckt, und mit den aufsteigenden Wirbeln der Rauchsäule verschwindet auf ewig auch der Name des dort bestandenen Dorfes. — Die dem Werke beigelegte Karte stellt die vom Atlantischen Ocean ostwärts bis zum 19° Ö. L. und von der Mündung des Koanza bis zum 14° 30′ S. B.

gelegenen Ländır dar. Die Lage der Hauptpunkte habe ich selbst nach astronomischen Beobachtungen bestimmt. Die Grenzen der Länder sind schwankend und nicht ganz sicher. Die Richtung der Gebirge, besonders aber die Quellen, den Lauf und die Mündung der grössern Flüsse habe ich, mit wenigen Ausnahmen, durch eigene Beobachtungen ermittelt, und astronomisch bestimmt. Auf dieser Karte habe ich die Routen meiner zu verschiedenen Zeiten gemachten Reisen nicht verzeichnet, dieses gedenke ich auf der von mir verfertigten General karte Süd-Afrika's zu thun, nur die von Benguela nach Bihé führende Karavanenroute habe ich auch auf dieser Karte angegeben.

Zu den voranstehenden Bemerkungen des Verfassers muss ich noch im Allgemeinen hinzufügen, dass auf Magyar's Karte der Lauf des Koanza, und demnach die übrigen Punkte um mehr als einen Grad zu weit ostlich, hingegen die südlichen Punkte, wie Caconda, u. s. w. zu weit nördlich verschoben zu sein scheinen. Magyar's Karte enthält mehr Detail als irgend eine, die mir zu Gesicht gekommen ist, und ist schon deshalb jedenfalls brauchbar, ja sie kann als eine wohl zu beachtende Quelle dienen, ob sie aber einen unbedingten Glauben verdiene und in jeder Beziehung richtiger sei, als die bisher bekannt gewordenen Karten, das muss noch dahin gestellt bleiben, bis Magyar bestimmter und speziell angibt, welche Punkte er durch astronomische Beobachtungen bestimmt, was für Beobachtungen er gemacht, was für Instrumente er dabei benutzt, und auf welche Weise er die Resultate der Beobachtungen berechnet habe. Auch müssen wir warten, bis Magyar uns die übrigen zwei Bände seines Werkes nebst allen dazu gehörigen Karten übersendet, um ein vollständig motivirtes Urtheil über den Werth der gegenwärtigen Karte fällen zu können.

II. Die Bodengestaltung und die Fluss-Systeme der Kimbunda Länder.

Magyar gibt in seinem Werke auch eine tabellarische Uebersicht der grossern Ortschaften, der Berge und Flüsse in

den Kimbunda-Ländern. Ich werde hier nur eine Zusammenstellung der Berge und Flüsse mittheilen.

Land.	Berge	Flüsse
1 Kissáma.	Demba.	Kleine Bäche.
2. Mupinda.	Hama	Longa, Mujinji, Kuvo
3. Sumbe.	Tete, Cabeça de Balea	Djámba, Lubungo oder Sumbe, Kikombo, Tapado, Kubale oder Anhamdauda
4. Dombe.	Sombrero, Sana, Lengi, Kipupa	Katumbela, Maribombo oder Cavaco, Kibangulula
5 Gánda	Gánda	Ommate, Djámba, Lubi Katarakt
6. Kissandschi	Ganda, Binga yam-Bámbi	Kubále, La-Sol
7. Selles	Ereu	Balomba, Tapado, Kikombo.
8 Ambuim.	Hama.	Sumbe oder Djamba, Kuvo oder Keve, Mujinji
9 Libollo	Mulondo-Zambi	Koanza.
10. Hako.	Djámba	Koanza, Lubure.
11 Kibála.	Dimba.	Keve, Longa
12 Bailundo	Kibanda, Kipeyu, Djamba	Keve, Djamba, Kussangai, Kutátu, Longa, Gángo, Kunyinga
13 Kiaka.	Lingi Lingi, Kahale.	Balomba, Nyenge, Kimbondo
14. Hambo	Lingi-Lingi, Djamba.	Keve, Kolongo, Kambera
15 Caconda.	Anba, Kitáta.	Kunéue, Kalai, Kuparol, Kuando, Kathape, Kui
16. Galangue.	Blos Hügel	Kubango, Kunéne, Kunyogáma, Kutátu, Bambi, Assoko
17. Sambos.	Djamba.	Quellen des Kunéne, Kubango und Kutátu
18 Kakingi	— —	Kutyi, Kutátu an-Kingi, Koanza.

Land.	Berge.	Flüsse
19. Bihé	Kenye	Kokéma, Kuitu-Maschi schi, Kondscbo, Kalun an panda, Koanza.
20. Kissendi und Songo.	— —	Koanza, Kunyinga, Djámba.
21. Audulo.	— —	Bale, Lumbombo.

Als relativ höchste Punkte werden angeführt. Binga yam-Bambi in Kissandschi mit 3,500, Lingi-Lingi in Kiaka und Hambo mit 5000, Djámba in Bailundo mit 7000, Mulundo-Zambi in Libollo mit 5,500, Kanye in Bihé mit 7000 Fuss. Von den Plateaux wird die Hochebene Kálmanda mit 2,500, die Hochebene Bulum Bulu mit 6500, die mittlere Höhe von Bihé mit 6,800 Fuss angegeben.

Bei den vier Hauptflüssen werden die Quellen und der Lauf auf folgende Weise angegeben.

Fluss	Quelle	Richtung.	Länder, die der Fluss berührt
Koanza.	Kapeke.	Westlich.	Rechts: Kimbandi, Malemba, Songo, Pungo-Andongo, Cambambe, Muschima, Massangano, links: Kakingi, Bihé, Klein-Songo, Bailundo, Hako, Libollo, Kissáma.
Kuvo.	In Hambo.	Westlich.	Hambo, Bailundo, Ambuim, Sumbe.
Kunéue.	Bei Kandumbo.	Südlich und westlich.	Rechts: Hambo, Caconda, Lusseke, Molondo, Kamba, Hinga, Muimba, links: Galangue, Nyemba, Handa, Oval, Dongouna, Badombodolla, Mucimba.

Fluss.	Quelle.	Richtung	Länder, die der Fluss berührt.
Kuhango	In Sambos.	Südöstlich	Rechts: Galangue, Nyemba, Handa, Kafima, Ovampo, Kougari, Mukursu; links: Kakingi, Dalanhouschi, Kilombo, Massaka, Bundscha, Sambio, Indiriko, Lulu

III. Bemerkungen über die Schiffbarkeit der Flüsse und über die mögliche Zivilisirung der Völker in den Kimbunda-Ländern.

Die beschriebenen Länder werden, wie wir gesehen haben, in verschiedenen Richtungen von Flüssen durchströmt, man könnte daher meinen, es wäre leicht, auf diesen Flüssen bis in die Binnenländer vorzudringen. Aber zur Schifffahrt vom Meere aus landeinwärts ist blos der Koanza geeignet; die Mündungen aller andern Flüsse sind durch Sandbarren verschlossen, ausserdem ist ihr Bett voll Stromschnellen und Katarakten, von welchen der kleinste hinreichend ist, um die Schifffahrt zu verhindern, besonders in diesem Welttheil, wo die Industrie und der Unternehmungsgeist noch nicht erwacht sind. Selbst der Koanza bietet noch manche Schwierigkeit für die Schifffahrt. Von der Mündung aufwärts bis zu einer Strecke von etwa 40 Meilen, d. h. bis zum ersten Katarakt, wird er schon längst von gewissen kleinern Schiffen befahren. Aber von diesem Katarakt aufwärts etwa 12 Meilen weit ist auch der Koanza, wegen der vielen einander folgenden Stromschnellen, durchaus unfahrbar. Dort kreuzen das Flussbett grosse Felsbänke, die, nach meinem Dafürhalten, durch menschliche Arbeit nicht hinwegge schafft werden können. Es könnte also diesem Hindernisse nur dadurch abgeholfen werden, wenn man am nördlichen Ufer durch die am rechten Ufer des Stromes sich erstreckenden portugiesischen Besitzungen bis zur Furt von Kissendi, welche

ebenfalls in den Händen der Portugiesen ist, zur Weiterbeförderung der Waaren eine Eisenbahn bauen würde. Bei der genannten Furt könnten die Waaren wieder auf Schiffe verladen werden, denn von dort aus ist der Koanza gegen 200 Meilen weit aufwärts in jeder Jahreszeit ohne Schwierigkeit schiffbar; ja man könnte dann aus dem Koanza auch mehrere Nebenflüsse desselben weite Strecken aufwärts befahren. So ist der Kutáta in Bailundo für flache Boote von der Mündung gegen 50 Meilen aufwärts fahrbar. Weiterhin könnte der Kunyinga, besonders aber der Kokéma durch Bihé hindurch ebenfalls gegen 60 Meilen weit befahren werden. Auf der nördlichen Seite könnte man den Lombe, ferner den Luando befahren und auf diese Weise weit nach Nordosten durch die Länder der Mungoya oder Massongo vordringen und folglich an Wachs sehr reiche Länder erreichen. Auf dem ansehnlichen Kuiva mit seinen schönen Krümmungen könnte man weithin nach Osten durch die Länder der Kimbandi-Völker bis in die Nähe von Kariongo im Lande Lutschasi, wenigstens ebenfalls 50 Meilen weit hinauf schiffen. Der von seiner Mündung aufwärts gegen 30 Meilen weit schiffbare Kuyo endlich würde bis in die Nähe des von Norden nach Süden strömenden Kuitu an Zambuella Stromes führen.

Die von den erwähnten Flüssen berührten Länder haben einen bedeutenden Reichthum an Produkten, namentlich an Elfenbein, Wachs, Kopalgummi, Fellen, und der von der Schifffahrt erweckte Kunstfleiss würde sicher noch viele andere, gegenwärtig ganz unbekannte, Produkte erzeugen.

Was die Zivilisirung der Eingebornen anbelangt, so halte ich sie nicht für unmöglich. Das Klima der Kimbunda-Länder ist, mit Ausnahme der Meeresküsten, im Allgemeinen gemässigt und gesund, so dass sich der Europäer leicht daran gewöhnt. Die an der Küste wohnenden Völkerschaften sind viel wilder und blutdürstiger als diejenigen, welche weiter landeinwärts wohnen. Jene haben bisher alle humanern Einrichtungen, welche ihnen die Portugiesen anboten, hartnäckig von sich gewiesen; sie haben sich, geschützt von ihren Bergen, mit den Waffen in der Hand widersetzt und leisten noch fortwährend Widerstand.

Daher könnte und sollte man nicht von den Küsten aus landeinwärts, sondern umgekehrt von Osten nach Westen zu die Zivilisation und Kultur unter den eingebornen Volksstämmen verbreiten. Doch glaube ich nicht, dass dieses Werk der Zivilisirung auf ganz friedliche Weise ohne bewaffnete Hand durchgeführt werden könnte.

Die Länder der von den Portugiesen unterworfenen Völker begrenzen im Norden der ganzen Ausdehnung nach die Kimbunda-Länder, und nur der Koanza trennt die letztern von jenen. Im Innern nicht weit vom Koanza liegt das wohlbefestigte Pungo-Andongo, welches kraft seiner Lage eine sehr gute Stütze zur Ausführung des erwähnten Planes sein könnte, ja, nach meiner Ansicht, gegenwärtig der einzige Stützpunkt ist. Die Portugiesen herrschen ebenfalls über kriegerische Völker, die sich als treue Unterthanen bewahrt haben, mit Hülfe derselben könnte eine geringe europäische Kriegsmacht den Koanza überschreiten und die das dortige Flachland Mulemba bewohnenden Stämme unterwerfen. Mit der von diesen Stämmen erhaltenen Verstärkung könnte man dann ohne Schwierigkeit das von innern Revolutionen sehr zerrüttete Bihé erobern, dort müsste man an passenden Punkten Festungen anlegen, die als mächtige Stützen für die von dort aus nach Westen zu nach und nach zu verbreitende Zivilisation dienen würden.

Die habsüchtigen, nur ihrem Eigennutze fröhnenden Fürsten der von kühnen, kriegerischen Stämmen bewohnten Kimbunda-Länder leben in unaufhörlichen Fehden mit einander; es wäre leicht sie der Reihe nach mit kleinen Geschenken zu gewinnen und einen zur Bekämpfung des andern zu benutzen. So könnte man z. B. mit Hülfe der Bailundo die andern Volksstämme unterwerfen, oder die den Bailundo feindseligen Stämme von Bihé und Hambo zur Besiegung jener benutzen. So wäre es möglich nach und nach alle Länder zu unterwerfen, denn dann könnte man auch die in der Nähe der Küsten wohnenden, wilden Gebirgsvölker, die Stämme von Ganda, Kissandschi, Selles, Kibála und Ambuim überwältigen und bezähmen, weil sie sich nicht mehr auf die Hülfe der ostwärts wohnenden Völker stützen könnten.

Die Unterwerfung und Zivilisirung jener Völker würde sowohl in materieller als auch geistiger Beziehung sehr wichtig sein. Die portugiesische Nation als diejenige, die hier allein herrscht, hat die Pflicht, und ihr ist es vorbehalten, dieses grosse und herrliche Werk zu vollführen Und wenn wir die Sorgfalt erwägen, mit welcher die portugiesische Regierung seit einigen Jahren unermüdlich an der Kultivirung und Beglückung der afrikanischen Völker arbeitet, können wir zuversichtlich hoffen, dass sie dieses Werk in kurzer Zeit wirklich auch ausführen wird. José Rodriguez Coelbo d' Amaral, der gegenwärtige Generalgouverneur der port Kolonien in Westafrika entwickelt eine lobenswerthe Umsicht und Thätigkeit; er hat die lange vernachlässigten Angelegenheiten der Kolonien geregelt und auf allen Seiten gemeinnützige Reformen eingeführt; er erleichterte die Lasten der Eingebornen, unterwarf mehrere Stämme, die mit eingewurzelter Feindseligkeit den Handel mit den Binnenländern hinderten; verschaffte Geltung den humanen Gesetzen und Einrichtungen, welche den Eingebornen eine glücklichere Zukunft schaffen werden, und streute überall die Keime der Kultur aus. Vielfältige Beweise seiner Thätigkeit liefern besonders Ambris und Bemba in Kongo Ambris, einst ein abscheuliches Nest der unmenschlichen Sklavenhändler ist jetzt eine blühende, gebildete Stadt. In Bemba werden jetzt die so lange unbeachteten Kupfergruben mit einer Emsigkeit ausgebeutet, dass das dort gewonnene Kupfer schon jetzt einen bedeutenden Handelsartikel bildet Und die dorthin verpflanzte europäische Industrie erweckte auch die Eingebornen zu einer nützlichen Thätigkeit

IV. Die Sprache der Kimbunda.

Magyar gibt im X. Hauptstücke seines Werkes einige Notizen über die Sprache der Kimbunda. Diese Notizen sind zu mangelhaft, als dass sie uns ein deutliches Bild von der Kimbunda-Sprache geben könnten. Namentlich ist der grammatikalische Bau der Sprache zu oberflächlich behandelt Die mitgetheilte Wörtersammlung und die Gespräche mögen für den Phi

logen manches Interesse haben, wir wollen jedoch hier blos dasjenige anführen, was ein allgemeines Interesse hat.

In Südafrika hat die Bunda- oder Abunda-Sprache die grösste Verbreitung; diese Sprache, oder vielmehr die von einander mehr oder weniger abweichenden Dialekte derselben herrschen, nach Magyar auf einem Raume von etwa 20 Breite- und fast ebenso viel Länge-Graden. Von den unzähligen Dialekten der Bunda-Sprache müssen folgende, als die hauptsächlichsten hervorgehoben werden: die Kimbunda- oder Náno-, die Lovar- oder Lobale-, die Lunde- oder Moropu-, die Munyanéka- oder Humbe-, und die Kanyáma oder Ovampo-Sprache. Dass die Kimbunda-Sprache mit der Hereró-Sprache in naher Verwandtschaft stehe, beweisen nicht nur eine Menge Hauptwörter, die Magyar in seiner Wörtersammlung anführt, und die fast ganz gleichlautend und gleichbedeutend mit den betreffenden Hereró-Wörtern in Hahn's Grammatik sind, sondern besonders auch die Zahlwörter, die wir hier aus Magyar's Bericht anführen:

Moschi 1, váári 2, táátu 3, knána 4, tánu 5, epándu 6, panduváári 7, kirána 8, tyiéra 9, ekunyi 10, ekunyi-ai-moschi 11, ekunyi-ai-vivári, ekunyi-ai-táátu, ekunyi-ai-kuána, ekunyi-ai-tánu, ekunyi-ai pándu, ekunyi-ai-panduvári, ekunyi-ai-kirána, ekunyi-ai-tyiéra. Ekunyi váári = 20, ekunyi váári-ai-moschi = 21, ekunyi váári ai-vivari = 22, ekunyi váári-ai tátu = 23, etc. Ekunyi tátu = 30, ekunyi tátu ai moschi = 31, ekunyi tátu ai táátu = 33, etc. Ekunyi kuána 40, ekunyi kuána ai váári 42, ekunyi kuára ai kuána 44, ekunyi tánu 50, ekunyi tánu ai moschi 51; ekunyi pándu 60, ekunyi panduvári 70, ekunyi kirána 80, ekunyi kirána i moschi 81, ekunyi kirána i kirána 88; ekunyi tyiéra 90, ekunyi tyiéra ai tyiéra 99. Dyitá 100, dyitá vivári 200, dyitá ekunyi 1000.

Die persönlichen Fürwörter sind fast dieselben wie in der Hereró-Sprache; ame ich, ove du, eje er, etu wir, enu ihr, ovo sie.

Die Personennamen werden theils von Naturgegenständen, theils von Ereignissen, die sich bei der Geburt des Betreffenden zugetragen haben, entlehnt. So wird das Kind

„Kánéketere" (Sturmwind) genannt, wenn bei seiner Geburt ein heftiger Wind wehte; ein Anderer heisst „Ensala" (Hungersnoth), weil zur Zeit seiner Geburt ein Mangel an Lebensmitteln im Dorfe oder im Lande war. Derjenige, der im Auslande geboren wird, erhält gewöhnlich seinen Namen vom Orte, wo er das Licht der Welt erblickte; so heisst einer meiner Söhne, der in Schah-Kilembe in Morepu zur Welt kam, nach dem Ort und dem Besitzer desselben: „Schah Kilembe Gonga." Standespersonen führen nebst dem Namen auch ein von ihrem Besitzthum entlehntes Prädikat, z. B. „Lombe-a-Gánda", d. h. Lombe von Gánda; „Kangombe Kibába", d. h. Kangombe von Kibába; „Schah Kilembe Gonga ia Potu", d. h. Schah Kilembe Gonga von Potu = Portugal oder Europa (mein Sohn); „Inakullu Sake a Nyengo", d. h. Herzogin Sake von Nyengo; „Inakullu Osoro ia Komo", d. h. Herzogin Osoro des Komo (meine Frau).

Derselbe Gegenstand kann dem Manne und der Frau als Namen dienen, nur setzt man dann, um das Geschlecht zu bezeichnen, vor dem Namen des Mannes das Wort „Schah", und vor dem Namen der Frau das Wort „Nab" z. B. „Djámba", der Name des Elefanten kann dem Manne und der Frau gegeben werden, der Mann wird also heissen „Schah Djámba", die Frau aber „Nah-Djámba." „Bumba" = Maikäfer, „Schah Bumba" Name des Mannes, „Nah Bumba" Name des Weibes. Gewisse Thiernamen werden jedoch ausschliesslich den Männern, andere wieder ausschliesslich den Frauen gegeben. „Houschi" (Löwe), „Nangolo" (Zebra), „Ongue" (Leopard), „Boma" (Riesenschlange), u. s. w. werden blos Männer genannt. Sehr häufig pflegt der Vater und die Mutter mit dem Namen des erstgebornen Kindes genannt zu werden, dadurch will man ein gewisses Wohlwollen und eine Hochachtung der Eltern bezeugen. Heisst z. B. ein Kind „Schah Kalumbo", so nennt man den Vater „Tate Shah Kalumbo", oder, wenn das Kind ein Mädchen ist, „Tate Nah Kalumbo", die Mutter aber „Mame Shah, oder Nab Kalumbo."

Aus der W ö r t e r s a m m l u n g theilen wir hier nur die T h i e r n a m e n mit: Houschi Löwe, Ongue Leopard (eigentlich heisst so jedes tigerartige Thier), Djámba Elefant, Dyimánda

Nashorn, Ongebe Flusspferd, Gándu Krokodil, Boma Riesenschlange, Kimalánka Hyäne, Onguri Wolf, Ongulube Wildschwein, Osima Affe, Kandimba Hase, Pakassa Wildbüffel, Inyanyi Wildochs, Nangolo Zebra. Indschiri Antilop, Bámbi Gazelle, Nyundu Fischotter, Bombo Ziege, Ongombe Ochs, Néma junge Kuh, Mémé Schaf, Gulu Schwein, Ombua Hund, Otyissue Katze, Ondyila Vogel, Gonga Adler (so wird auch im Allgemeinen jeder Raubvogel genannt), Kikuamánya Krähe, Kuku Kukuk, Kondombolo Hahn, Sandschi Henne, Opátu Ente, Olopombo Taube, Onyóndo Turteltaube, Onguári Wachtel, Hángá Perlhuhn, Opumnini Kanarienvogel, Kapakáyu Papagai, Miapia Schwalbe, Ombo Strauss, Katéve Thurmfalke, Onyoká Schlange, Andála Klapperschlange, Enyánya Skorpion, Tátu Eidechse, Dyingonge Schnecke, Angohi Spinne, Olondyindyi Ameise, Mufume Frosch, Lona Laus, Oroluke Floh, Olvisso Wanze, Dyihopio Acarus, Olonyi Fliege, Olukáma Mücke, Olonyihi Biene, (Uiki Honig, Onde Bienenkorb), Onbiji Fisch, Ombeu Schildkröte

Schliesslich lassen wir noch die mitgetheilten Sprichwörter folgen:

U gandya da ouenda mo luiy da tyimue kissala	Der Krug geht so lange zum Fluss bis er dort bleibt
O sonénaká, yuká on gandya	Freude im Herzen, Thränen im Auge.
Ouve a palálá enene oli sokeira, tyalinga olonyimá	Wer ohne Flügel fliegt, wird seine That bereuen
Vo tyialo vivári vianila possi	Er fiel zwischen zwei Stüblen auf die Erde
Okinyimá lualila ondyila e' tyápándékua	Zu spät schreit der Vogel, wann er bereits gefangen ist
Ouve ueya okinyimá olia etyi tyuámbátá	Wer zu spät kommt, erhält ein schlechtes Quartier
Itito tyávolá ukueké inéne katyikoki ukámba	Ein kleines Geschenk macht Freunde, ein grosses aber Feinde.

Ouve oyongola okuku liugá, haimo kahámbi eteke vumuale héla	Wer böses thun will, dem mangelt es nie an Gelegenheit.
Okokui kánkuete essunga vámèla ongudya yásima	Wer arm ist, den zieht auch noch der Ast
Láléka u úúviha, kalupuissa vandyo.	Gib dem Bösen Quartier, so jagt er dich aus dem Hause
Oyéva unhá hotáli do yangolá okutumala tyivuá	Verstehe, siehe, schweige, willst du friedlich leben
Ouve ándyángola andáln otálá obáli loouissi	Wer Feuer will, muss auch den Rauch dulden.
Ussuku akusti seko uavitápo uu ohmaleka ossule	Ein augenblickliches Glück ist mehr werth als eine langjährige Mühe.
Okupa ondyéke látyimue okápámo ironga uáli enéne	Nimmst du nur immer aus dem Sacke und legst nie etwas hinein, wirst du bald den Boden erreichen.
Ouve olonda enéne koku kupuka kóóli	Wer hoch hinaufklimmt, fällt tief herab
Kátyl kuvete ouá okukálá, okokui utita ho Kuaffa kukuaschi vnu kunu	Es ist Thorheit, arm zu leben und reich zu sterben
Ueyye etyá, ueyye ouálá	Einer webt's, der andere trägt's
Háándi huásse ukuere nova, vuéká láé gaudi ove oussole	Ein Freund ist mehr werth als hundert Verwandte.
Omunu voukulika kondakka, ondyila kéváva nti uimá dá vássutirapu	Den Menschen erkennt man an der Stimme, den Vogel an den Federn
Okiná soule tyikuria	Der Wurm im Käse glaubt, dort sei die Welt.
Dyimeke kuyora, uteke kurira	Am Morgen Freud, am Abend Leid
Ongdyila ya yokuá káéku pitila vomela	Der gebratene Vogel fliegt dir nicht in den Mund.

Du vaissukáine dyiri momela hatyove, eendo pandollo kuffa	Gib dem Mund heute zu essen genug, morgen kann es dir der Tod verbieten
O vita ye kuáta kávikuete ondyile, honyime yo mundé i pitá	Die siegenden Krieger brauchen keinen Weg, sie gehen über Berg und Thal.

V. Vorbereitungen zur Reise in die Binnenländer.

Ein Jahr und drüber war verflossen, seit dem ich mich in Bihé niedergelassen hatte. Ich erfreute mich fortwährend der besten Gesundheit und benützte meine Zeit so gut als möglich Fern von dem Geräusche der zivilisirten Welt, wandte ich mich mit ungetheilter Aufmerksamkeit dem Studium der Sprache und der Sitten der mich umgebenden Völker zu, bis ich mich zur Bereisung der entferntern Länder Südafrika's befähigt glaubte

Der Umstand, dass ich mit dem Fürsten des Landes in eine Blutsverwandtschaft getreten, war für mich in materieller Beziehung eher nachtheilig als vortheilhaft; eher in moralischer Beziehung war er nur gewiss nützlich. Die Folge dieses Schrittes war, dass mir die Eingebornen eine allgemeine Hochachtung und ein festes Zutrauen schenkten, und dies beförderte die Ausführung meines Planes.

Die nach den entfernten Binnenländern reisenden Karavanen pflegen am Beginne der trockenen Jahreszeit aufzubrechen, und diejenigen, die mitreisen wollen, beginnen die nöthigen Vorbereitungen schon einige Monate vorher. Sind sie dann mit ihren Vorbereitungen fertig, und haben sie auch ihre häuslichen Angelegenheiten für die lange Dauer ihrer Abwesenheit in Ordnung gebracht, so brechen sie auf und versammeln sich an dem festgesetzten Tage in der bezeichneten Gegend, gewöhnlich zwischen dem Kokéma und Koanza. Die Versammelten warten daselbst einige Tage, bis die aus verschiedenen Gegenden nach und nach eintreffenden Mitglieder der Karavane alle beisammen sind, und treten dann unter der Anführung eines schon bekannten und vertrauenswürdigen Karavanenchefs die Reise an.

Ich hatte die in Bihé aufgekauften Produkte mit der ersten Karavane nach Benguela gesendet und dafür europaische Erzeugnisse, deren ich noch bedurfte, einkaufen lassen. Als ich diesen neuen Vorrath erhalten hatte, traf ich sogleich Anstalten zur weitern Reise. Ich wollte Südafrika so weit als möglich bereisen und gedachte meine Wanderungen mit einer gewissen Ordnung von Norden nach Süden allmählig auszudehnen. Deshalb arbeitete ich nun an dem Zustandebringen einer Karavane, die nach den in nordöstlicher Richtung gelegenen Ländern reisen möchte.

Die Karavanen von Bihé hatten schon seit einigen Jahren ihre Reisen nach den nordöstlich gelegenen Moropu Ländern eingestellt, weil sie mit den Bangela (eingeborne Handelsleute) aus Pungo Andongo und Kassandschi, die jene Länder sehr häufig besuchen und im Elfenbeinhandel sowie auch im Jagen der Elephanten mehr Einsicht und Emsigkeit bethätigen, auf die Dauer nicht konkurriren konnten. Es war deshalb zwischen den Bihéern und Bangela eine grosse Eifersucht entstanden, und die Wildnisse der Moluva waren oft Zeugen von blutigen Gefechten, welche zwischen den einander feindlich gesinnten Karavanen vorfielen, wenn sie auf einander stiessen. Die Bihéer waren gewöhnlich schwacher an Zahl und zogen wiederholt den Kürzeren. Endlich zogen sie sich von diesen Ländern zurück und gaben ihren Handelsreisen eine östliche und südöstliche Richtung, um nicht mit den übermachtigen Bangela zusammenzutreffen.

Dies alles wusste ich wohl; dennoch beschloss ich, den gesunkenen Muth der Bihéer wieder zu beleben und ihnen die Furcht vor dem Feinde zu vertreiben. Gelang mir dies, so konnte ich überzeugt sein, dass ich sie, die sich durch Gewinnsucht und durch eine gewisse Liebe zu Abenteuern auszeichnen, leicht dahin bringen werde, jene Länder, die sie aus Furcht vor den Bangela aufgegeben hatten, wieder aufzusuchen. Auch wusste ich es, dass in Inner-Afrika die von einem Europäer angeführte Karavane mehr geachtet und geachtet wird, deshalb hoffte ich mit Zuversicht, die Bihéer werden meiner Aufforderung mit vollem Zutrauen Folge leisten.

Wer nach irgend einem Lande eine Karavane zu Stande bringen will, versammelt zuerst seine eigenen vornehmern Leute auf dem Jango seines Libata und theilt ihnen die Absicht mit. Die Versammelten, worunter natürlich der Kissongo sammt Angehörigen die Hauptrolle spielt, überlegen nun den mitgetheilten Plan nach allen Seiten, berechnen den Nutzen und Gewinn, der aus dem beabsichtigten Unternehmen zu erwarten steht, und wägen die günstigen Umstände und Hindernisse ab, die das Unternehmen möglich oder unausführbar machen. Dann geben sie je nach den Umständen entweder ihre Zustimmung, oder weigern sich an dem Unternehmen Theil zu nehmen. Im erstern Falle verpflichten sie sich zugleich, das Zustandebringen der Karavane nach Kräften befördern zu wollen, im letztern Falle verlassen sie den Jango ohne ein Wort zu äussern, und geben dadurch dem Planmacher zu verstehen, dass er seinen Plan ganz aufgeben, oder doch bedeutend modificiren müsse.

Geben also die Familienglieder (Kikumba) ihre Zustimmung, so sind sie verpflichtet das Personal der Karavane zusammenzubringen. Zu diesem Zwecke vertheilen sie sich sammt ihren Freunden und Verwandten in einzelne Abtheilungen, durchziehen das Land und verkünden auf allen Jango, dass dieser oder jener (es muss ein angesehener und wohlhabender Mann sein) in dieses oder jenes Land Waaren bringen wolle und deshalb Lastträger suche. Mehr dürfen sie nicht aussagen, besonders dürfen sie niemanden bei seinem Namen auffordern, sich der Karavane anzuschliessen. Denn wenn derjenige, der auf diese Weise aufgefordert wurde, sich der Karavane anschliesst und auf der Reise zufällig einen Verlust erleidet, oder gar das Leben verliert, so werden nach der Rückkehr entweder er selbst, wenn er nemlich am Leben geblieben ist, oder seine Angehörigen einen Schadenersatz oder ein Blutgeld fordern von demjenigen, der ihn namentlich zur Reise aufgefordert hatte, indem sie mit der Anklage auftreten, er sei Schuld an dem erlittenen Schaden oder am Tode; denn hätte er den Betreffenden nicht bei seinem Namen aufgefordert, so wäre er daheim geblieben.

Die Nachricht vom beabsichtigten Unternehmen wird auf diese Weise bald in dem ganzen Lande bekannt. Findet sie Anklang, so versammeln sich die Reiselustigen von allen Seiten in dem Hause des Unternehmers, um über die Reise und den Zweck derselben nähere Auskunft zu erhalten. Unter den Leuten, die sich einem solchen Unternehmen anschliessen, nehmen die Kimbâlo die erste Stelle ein; sie haben ebenfalls mehr weniger Waaren, die sie nach dem bezeichneten Lande bringen wollen. Gewöhnlich nehmen sie auch ihre Bekannten und Verwandten mit, für die sie vom Unternehmer Waaren zum Tragen bitten. Die Waarenlasten werden ihnen auch gleich übergeben, wenn sie in Betreff des Tragerlohnes mit dem, was ihnen angeboten wird, einverstanden sind, und zwar unter der Verantwortlichkeit des für sie gutstehenden Kimbâlo, der den durch die Unvorsichtigkeit der Träger entspringenden Schaden ersetzen muss. Die Vahongo-en-djâmbo (Elefantenjäger) nehmen die zweite Stelle ein; diese pflegen die Karavane bis an ihren Bestimmungsort zu begleiten, und während jene dort überwintert — denn die nach den entfernten Binnenländern reisenden Karavanen bleiben gewöhnlich ein ganzes Jahr lang aus — vertheilen sie sich in einzelne Haufen und gehen der Elefantenjagd nach, dann kehren sie mit dem gewonnenen Elfenbein zurück und reisen mit der Karavane wieder nach Hause. Haben sie viel Elfenbein gewonnen, so verkaufen sie einen Theil davon schon während der Reise den Kimbâlo und erhalten dafür andere Waaren. Die Elefantenjäger belasten sich gewöhnlich nur mit dem nöthigen Schiessbedarf und tragen keine Waaren oder andern Lasten; folglich nützen sie der Karavane nur dadurch, dass ihre Anwesenheit derselben mehr Stärke und Sicherheit verschafft.

Die gedungenen Lastträger vertheilen und verpacken die Waaren, wie ich es bereits beschrieben habe, lassen sie aber noch im Hause des Eigenthümers, bis der Chef die sämmtlichen Mitglieder der Karavane an dem festgesetzten Tage zur Darbringung des Reiseopfers zusammenberuft. Die Mitglieder der Karavane erscheinen nun in festlichem Gewand und bewaffnet, versammeln sich in dem äussern Hofraum des Lihâta und setzen



Gez. v. L. Magyar — Lith. A. Rohn Pest 1859

Mundombe Weib · Mundombe Mann



Tipoia.



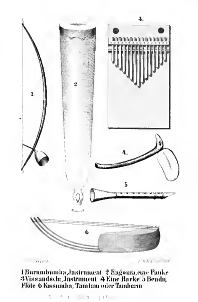
Gez. v. L. Magyar   Lith A Rohn Pest 1859

Ein Kimbunda Mann in Kriegsrüstung   Eine vornehme Kimbunda Frau.

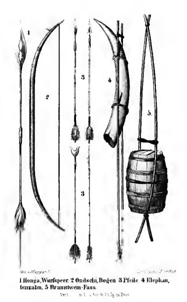


Eine vornehme Kimbunda Frau mit ihrer Sklavin

Das Marimba Instrument.



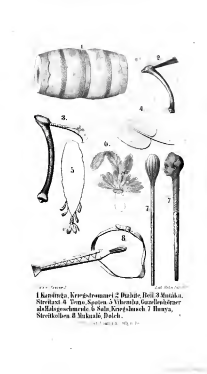
1 Burumbumba, Jnstrument 2 Engoma, eine Pauke 3 Vissandschi, Jnstrument 4 Eine Hacke 5 Bendu, Flöte 6 Kissumba, Tamtam oder Tamburin



Gez. v. Magyar L.

1 Honga, Wurfspeer. 2 Ondschu, Bogen 3 Pfeile 4 Elephantenzahn. 5 Branntwein-Fass.

Verl. ... Lauffer & Stolp in Pest



1 Kandinga, Kriegstrommel 2 Drabite, Beil 3 Mutáka, Streitaxt 4 Temo, Spaten 5 Vihemba, Gazellenhörner als Halsgeschmeide 6 Sala, Kriegsbusch 7 Hunya, Streitkolben 8 Mukualó, Dolch.



